



Historische Nachrichten
und
politische Betrachtungen
über die
französische Revolution

von
Christoph Girtanner
der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doktor; der königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und zu London, so wie auch der litter. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede, u. s. w.

Vierter Band.

Zweyte, vermehrte, verbesserte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1794.

Ceux qui donnent le branle à un état, sont volontiers les premiers absorbés en sa ruine. Le fruit du trouble ne demeure guères à celui qui l'a émeu. Il bat et brouille l'eau pour d'autres pêcheurs.

MONTAIGNE.

Vorrede.

Mit der Schüchternheit eines Schriftstellers, der da lebhaft fühlt, daß die Arbeit, welche er auszuführen unternommen hat, seine Kräfte übersteige, und durchdrungen von der Hochachtung, welche jeder einzelne Mann dem Publikum, so wie jeder Schriftsteller seinen Lesern schuldig ist, trete ich jetzt zum vierten male auf, und bitte um gütige Nachsicht, wenn auch dieser Band die Erwartungen nicht erfüllen, und den Forderungen, welche an einen Geschichtschreiber gleichzeitiger Begebenheiten gemacht werden könnten, nicht entsprechen sollte. Ich kenne die unvermeidlichen Mängel und Fehler der drey ersten Bände meines Buches, und ich habe gegründete Ursache zu vermuthen, daß auch der gegenwärtige vierte Band von denselben nicht frey seyn werde. Ich versichere, daß ich aufrichtig die Wahrheit zu erforschen, und dieselbe rein und unverfälscht vorzutragen, bemüht gewesen bin. Da aber einige Männer, für deren Verstand und Kenntnisse ich die größte Hochachtung hege, mündlich und schriftlich behauptet haben: der Gesichtspunkt, aus welchem die französische Revolution angesehen und beschrieben werden müßte, wäre in meinem Buche verfehlt: so hat dieses Urtheil (ich gestehe es gerne) mich zwei-

selhaft, und gegen mich selbst mißtrauisch gemacht. Ich war sogar entschlossen, diese Schrift nicht weiter fortzusetzen, und ich würde diesem Entschlusse getreu geblieben seyn, wenn nicht Aufforderungen, die an mich geschahen, eine angefangene Arbeit nicht unvollendet liegen zu lassen, mich bewögen hätten, in der einmal angefangenen Erzählung weiter fortzufahren. Die Urtheile der Menschen über alle Begebenheiten in der Welt sind verschieden; und wer darf es wagen, zu entscheiden: was Wahrheit und was Irrthum sey!

Meine Leser bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich keine Geschichte, sondern bloß historische Nachrichten, Materialien zu einer künftigen Geschichte, schreibe. Man wird daher auch nicht die erhabene Einfalt des historischen Styls, oder den wohlgeordneten Plan einer ausgearbeiteten Geschichte hier erwarten dürfen. Von keiner Begebenheit in der Welt läßt sich eine vollständige historische Erzählung liefern, so lange die Personen, deren Begebenheiten und Thaten man erzählt, noch am Leben sind; und aus diesem Grunde wird man in den nächsten sechszig Jahren noch keine vollständige und unpartheyische Geschichte der französischen Staatsveränderung zu erwarten berechtigt seyn.

Göttingen am 12. Junius 1793.

Christoph Girtanner.

Inhalt.

Zehntes Buch. Geschichte der französischen Staatsveränderung, von dem grossen Nationalfeste bis zu dem bürgerlichen Kriege zu Nancy.

neville. Gesandtschaft der Stadt Lüneville an die Rebellen. Unterhandlungen. Ermordung eines Adjutanten. Rückzug der Armee, nach Nancy. Der General Malseigne wird verfolgt, und rettet sich durch Schwimmen. Gefecht. Panisches Schrecken der Armee. Ankunft derselben zu Nancy. Herr de Malseigue wird von seinem eigenen Regimente gefangen genommen, nach Nancy geführt, und dort in einen Kerker geworfen. General Bouille. Berathschlagungen in der Nationalversammlung. Bouilles Proklamation. Bouille rückt vor Nancy. Unterhandlungen. Auslieferungen der Herren de Malseigne und de Noue. Heldenthaten des Desille und Schuphauer. Eroberung der Stadt. Karakter des Generals de Bouille. Folgen dieser Begebenheit. Verurtheilung der Schweitzer von Chateauvieur. Patriotische Schweitzer zu Paris. Auflauf daselbst. Beschluß der Nationalversammlung. Brief des Herrn de Bouille. Trauerfest für die erschlagenen Bürgersoldaten.

Zwölftes Buch. Geschichte der französischen Staatsveränderung von dem bürgerlichen Kriege zu Nancy bis zu den ersten Beschwerden des deutschen Reiches über die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung.

Berathschlagung wegen der Assignate. Schändliche Mittel, deren sich die Demagogen bedienten um den Assignatenplan durchzusetzen. Necker soll ermordet werden, und rettet sich nach St. Ouen. Neckers Abschied. Seine Abreise von Paris. Er wird angehalten. Freude des Volkes über seine Abreise. Berathschlagung wegen Avignon. Veränderung die Wahlherren betreffend. Bürgerrath von Marseille. Die Staats-Inquisition bemächtigt sich der Madame de Persan. Aufruhr zu Angers. Räuber zu Versailles. Versuch die Schweitzergarde zu verführen. Aufruhr zu Soissons; zu Niort. Abgesandte der Lütticher. Aufruhr zu Brest. Unruhen zu St. Domingue. Berathschlagungen über den Bericht des Chatelet, wegen der Greuelthaten des sechsten Oktobers 1789. Gegenrevolution zu Rouen. Einschränkung der Postfreyheit. Aufhebung der Parlamenter. Theaterkrieg. Mißlungene Versuche der Pariser Propaganda in der

Schweiß. Berathschlagungen über die Minister. Veränderung der französischen Flagge. Briefwechsel der Minister mit dem Könige. Die Pariser verlangen die Absetzung der Minister. Die Minister legen ihre Stellen nieder und der König erwählt andere. Anekdote Herrn Duport betreffend. Herrn Merlins Rede über die Rechte der deutschen Fürsten im Elsaße. Ausgaben für das Jahr 1791. Berathschlagungen wegen Avignon. Priestereid. Was die Revolution kostet. Zweykampf der Herren de Lameth und de Castries. Debatten in der Versammlung über diesen Vorfall. Anekdote von dem Herzoge von Chartres. Unruhen zu Befort, zu Vareze, zu Perpignan, zu Versailles, in der Pikardie, in Quercy, zu Auxon. Krieg zu Avignon. Grausamkeit an der Gräfin de la Mire ausgeübt. Unruhen zu Uzes, zu Chandilly, zu Aix, auf der Insel Martinique, in Korsika. Rousseaus Wittwe. Traurige Lage der Stadt Paris. Zunehmende Spielsucht. Die königlichen Prinzessinnen wollen abreisen. Herr Bailly widersetzt sich. Antwort des Königs. Mirabeau's undeutliche Rede. Rede des Abbe Mülot. Abreise der Prinzessinnen. Brief des Königs. Herrn Barnaves Vorschlag. Die Prinzessinnen werden gefangen genommen. Herrn Chapeliers Vortrag über die Rechte der königlichen Familie. Briefe der Minister du Portail und de Lessart. Brief der königlichen Prinzessinnen. Falsche Gerüchte. Der Pöbel dringt in den Pallast des Grafen von Provenze. Der Pöbel will das königliche Schloß bestürmen. Aufruhr zu Vincennes. Bewaffnete Edelleute in dem königlichen Schlosse. La Fayettes Brief an die Bürgermiliz. Briefe der Herren de Villequier und de Duras an la Fayette. Endliche Abreise der Prinzessinnen aus Frankreich. Krankheit des Königs. Aufhebung der Innungen. Schuldforderung des Herzogs von Orleans. Dem Prinzen Conde wird die Provinz Clermontois abgenommen, und den Polignacs die Baronie Fenetranges. Berathschlagungen über die Pflichten der königlichen Familie; über ein Gesetz gegen die Auswanderungen. Mirabeau in dem Jakobinerklub.

Zehentes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung, von dem großen Bundesfeste bis zu dem bürgerlichen Kriege zu Nancy.

Zubereitungen zu dem großen Nationalfeste. Beschreibung des Märzfeldes. Gesandtschaft der Amerikaner an die Nationalversammlung. Abreise der Abgesandten aus den Provinzen. Reise derselben. Ankunft zu Paris und Empfang daselbst. La Fayettes Rede und Antwort des Königs. Musterung auf der Treppe. Verbreitete Gerüchte. Der vierzehnte Julius. National-Prozession. Ankunft derselben auf dem Märzfelde. Ankunft des Königs und der Königin. Einsegnung der Panner. Eid der Bürgermiliz. Eid der Nationalversammlung. Eid des Königs. Eid der Nation. Erleuchtungen der Stadt am Abend. Hymnen zum Lobe Gottes und Gassenhauer. Selbstgespräch auf dem Greveplatze. Der achtzehnte Julius. Verunglückter Luftballon. Lied: ça ira, ça ira. Kampf auf der Seine. Abermalige Erleuchtung der Stadt; der elisäischen Felder; der Trümmer der Bastille. Schwärmer zu St. Cloud. Der Groß-Inquisitor Brissot. Herr de Goglas beschimpft den Herzog von Orleans. Necker widersetzt sich der Abschaffung der adelichen Titel, der Wappen und Livreen. Bonne Savardin entflieht. Der Minister St. Priest wird von der Staats-Inquisition angeklagt. Seine Vertheidigung. Klagen des Finanzministers. Aufruhr zu Lyon. Lager zu Jales. Aufruhr zu St. Etienne en Forez; zu Toulon; zu Ingrande; zu Schlettstadt; in der Armee; zu Metz; auf den Kriegsschiffen; zu Paris. Demokratische Schriftsteller. Malouets Rede. Desmoulins Frechheit. Neckers Jahrrechnung. Neckers schöne Aussichten sind vereitelt. Klagelieder des Herrn Necker. Bitt-

schrift der Linneischen Gesellschaft. Der König hilft bankerotten Buchhändlern auf. Mirabeau's Anklage gegen den Prinzen von Conde. Schweizerregimenter. Bericht des Chatelet, wegen des 5. und 6. Oktobers 1789. Heftiger Streit in der Nationalversammlung. Aufruhr zu Paris wegen des Geldverkaufes. Zweykampf der Herren Cazales und Barnave. Appanagen der Prinzen. Kardinal Rohan wird zitirt. Familientraktat mit Spanien. Briefe des Königs wegen der Schlösser die er zu behalten wünscht. Unruhen zu Toulon, zu Lorient, und in den Kolonien.

Ut tempestates sæpe certo aliquo signo commoventur, sæpe improviso, nulla ex certa ratione, obscura aliqua ex causa excitantur: sic in hac comitiorum tempestate populari sæpe intelligas quo signo commota sit; sæpe ita obscura est, ut casu excitata esse videatur. Dies intermissus unus, aut nox interposita, sæpe perturbat omnia; et totam opinionem parva nonnunquam commutat aura rumoris.

CICERO pro Muræn.

Kurze Zeit vor dem grossen Bundesfeste verbreitete sich die Nachricht, daß die Arbeiter das Werk noch nicht zur Hälfte geendigt hätten, daß sie sehr langsam und träge arbeiteten; und daß sie von den Feinden der Revolution bezahlt wären, um nicht zu arbeiten, und um auf diese Weise die Feyer des Festes zu verhindern. Kaum ward diese Nachricht in Paris bekannt, als sich schon der neugeschaffene Patriotismus der Pariser in seiner ganzen Grösse zeigte. Zu den 15,000, auf dem Märzfelde zerstreuten, besoldeten Arbeitern, gesellten sich plötzlich 100,000 andere, freywillige Gehülfen. Die Pariser Bürger begaben sich

mit hölzernen Schaufeln nach dem Märzfelde. Sie wühlten, im Rausche ihres Freyheitsgefühles, die Erde auf, und führten dieselbe nach den Seiten hin, um das Amphitheater zu errichten. Der Anblick dieser arbeitenden Menschen war einzig; und es läßt sich derselbe, auch durch die genaueste Beschreibung, kaum entfernt erreichen. Auf dem Märzfelde waren jeden Tag über 200,000 Menschen versammelt. Personen von einem jeden Range, Alter und Geschlecht; alle einsig beschäftigt Erde zu laden, oder wegzuführen; alle lachend vor Freude, im Taumel der Freyheit. Das Märzfeld wurde in einen ungeheuren, unübersehlichen Ameisenhaufen verwandelt. Alles war in Bewegung; alles in Thätigkeit. Man arbeitete, mit einer Lebhaftigkeit, mit einem Eifer, mit einer Thätigkeit, mit einer Behendigkeit, mit einer Fröhlichkeit, und mit einer Anstrengung aller Leibeskräfte, von denen sich derjenige, welcher nicht selbst Augenzeuge war, unmöglich einen Begriff zu machen im Stande ist. Nur Frankreicher können so arbeiten; und dem schwerfälligen Deutschen Zuschauer wird es schwindelig vor den Augen, wenn er der hüpfenden Leichtigkeit und Gewandtheit seiner Nachbarn jenseits des Rheines, mit unverrücktem Blicke, eine Zeitlang zusieht.

Die arbeitenden Gruppen waren äusserst verschieden und mannigfaltig. Wo man hinsah, da erblickte man neue und eigene Auftritte. Hier kommt eine Prozession von Arbeitern aus der Stadt. Voraus Trommeln und Kriegsmusik; darauf der Anführer; dann einige tausend Menschen, in Prozession, drey und drey, Arm in Arm, neben einander, mit auf die Schultern gelehnten, hölzernen Schaufeln; Männer und Weiber;

Greise und Kinder; Herzoge und Tagelöhner; Bischöfe und Friseurs; Generalpächter und Köche; Ludwigsritter und Freudenmädchen: alle in friedlicher Eintracht, Arm in Arm, nebeneinander, Freyheitsgesänge singend. In der Mitte der Prozession wird auf einer Stange eine Freyheitsmütze getragen. Das Freudengeschrey der Ankommenden mischt sich mit dem fröhlichen Jauchzen der sie empfangenden Arbeiter. Hier arbeitet eine ganze Familie; Vater, Mutter und acht Kinder. Der Vater und sein ältester Sohn graben die Erde um, die Mutter und die jüngern Kinder füllen die Schubkarren, und der zweyte und dritte Sohn führen dieselben weg. Dort arbeiten ein Paar Kinder neben ihrem Vater. Die Kinder füllen mit ihren kleinen Schaufeln den Schubkarren mit Erde an, der Vater stößt denselben weg, leert ihn aus, und findet schon wiederum einen andern gefüllt, wenn er zurückkehrt. Hier kommt so eben aus der Stadt eine Dame an, vormals eine Herzogin, nun aber, seit der eingeführten Gleichheit der Stände, am Range dem Fischerweibe gleich. Da stellt sie sich hin, an die brennende Sonne; sie zieht ihre Handschuhe aus; sie entblößt ihre schneeweissen Arme, und ihre zum Küssen schöne Hand. Sie ergreift, mit den zarten Fingern, deren Spitzen von den Karten, welche sie zu halten gewohnt sind, sich ganz abgeglättet haben, eine rauhe Schaufel, und wirft die lockere Erde in den Schubkarren. Der Schweiß läuft von ihrer Stirn herunter, und verursacht, durch Schminke gefärbt, rothe Flecken auf ihrer mousselinenen Robe, und weisse Furchen auf ihren Rosenwangen. Nichts desto weniger fährt sie eifrig in ihrer Arbeit fort, blickt das

neben ihr arbeitende Fischerweib mit dem Lächeln der Selbstzufriedenheit an, und stimmt mit ein, in den allgemeinen Gesang: Ca ira, ça ira, ça ira. a) Dort tragen alte Hofdamen, des Arbeitens und der Hitze ganz ungewohnt, Erde in ihren taffetnen Schürzen, nach dem aufzurichtenden Hügel, und keuchen bey jedem Schritte über dieser beschwerlichen Arbeit. Fünf bis sechs Personen ziehen gemeinschaftlich die mit Erde gefüllten Karren, den, zu dem Amphitheater bestimmten, künstlichen Hügel hinauf. Die verschiedensten Personen ziehen neben einander. Der Stutzer und das Fischerweib, der Kartheuser und das Freudenmädchen, der Abbe und die Betschwester, der Schornsteinfeger und die petite Maitresse; alle ziehen mit ausgestreckten Armen gemeinschaftlich an dem schweren Karren; und, mit einer Empfindung von Mitleid und Unbehaglichkeit, sieht man, daß die harten, ledernen Riemen des Wagens, die zarte Brust eines schönen jungen Mädchens drücken, welche keuchend den Wagen fortzieht. Alles läuft herbey, um den Altar der Freyheit errichten zu helfen. Greise, die schon lange nicht mehr aus der Stadt gekommen sind, verjüngen sich gleichsam, und mischen sich, am Arme ihrer alten Gehülfinnen, welche mit ihnen den dornigen Lebenspfad durchwandelt haben, in den taumelnden Haufen ihrer Kinder und Kindeskinder. Der alte Greis und das zahnlose Mütterchen werfen, mit

---

a) Unter den vornehmen Damen, welche, um sich Popularität zu erwerben, auf dem Märzfelde mit arbeiteten, zeichnete sich vorzüglich die, wegen ihrer Schönheit berühmte, Marquise de Grammont aus.

zitternder Hand, eine Schaufel voll Erde in den Karren, und rechnen es sich zur Ehre an, bey dem grossen Werke der Wiedererneuerung Frankreichs mit gearbeitet zu haben.

Die Einwohner entfernter Dörfer kommen, mit kriegerischer Musik, von allen Seiten herbey. Voran der Schulze des Dorfes, mit einem breiten dreyfarbigen Ordensbande, à la nation, über der Schulter. Jenseits des Flusses steigt die ankommende Menge in die Kähne, und von dem diesseitigen Ufer wird ihnen Freudengeschrey und Zujauchzen entgegen gesandt. Kaum sind sie noch aus den Kähnen ans Land getreten, als sie schon von ihren Pariser Brüdern mit Umarmungen empfangen, und im Triumphe zur Arbeit geführt werden.

Hier kommt die Armee der, im Dienste des Vaterlandes grau gewordenen, und zerstümmelten Invaliden. Der älteste dieser ehrwürdigen Krieger ist an ihrer Spitze. Mit schneeweissem Haare, einem Patriarchen gleich, den Körper mit Narben bedeckt, und mit einem hölzernen Beine, hinkt er langsam voran, und sein linker Arm, lange gewohnt die Flinte zu schultern, schultert nunmehr die Schaufel. Hinter ihm folgt ein anderer, beynahe eben so alt, der auf seinen Schultern einen lahmen Krieger trägt, welcher nicht mehr gehen kann, und dennoch dieses einzige Schauspiel zu sehen verlangt. „Glaubt nicht, (so ruft der Lahme, auf den Schultern des Greises, dem emsig arbeitenden Volke zu), „glaubt nicht, meine Brüder, daß ich hieher komme um müßig zu seyn. Arbeiten kann ich zwar leider! nicht mehr; aber ich werde mich hinsetzen, und die Röcke meiner Brüder

indessen bewachen, dazu bin ich noch gut genug."
Die ganze Prozession dieser Invaliden hat etwas äusserst Rührendes. Keiner ist ohne Narben; alle sind mehr oder weniger verstümmelt. Noch rührender aber ist es, sie nun arbeiten zu sehen. Die, denen ein Bein fehlt, füllen den Karren mit beyden Händen, und die, denen die Hände fehlen, spannen sich an den vollen Karren, und ziehen denselben, vermöge ihrer gesunden Füsse, mit sich fort: auf eben die Weise, wie sie vormals, auf dem Schlachtfelde, die Kanonen fortzogen. Alle wollen die Ehre haben, mit zu arbeiten; alle bestreben sich, ein Mittel auszufinden, um zu dem grossen Zwecke mit beyzutragen, und nützlich seyn zu können. Der Schweiß läuft über die Wangen dieser alten Krieger, welche vormals, auf Befehl despotischer Minister, unter der Anführung eines Richelieu und eines Soubise, Deutschlands schöne Gefilde verheerten, und die nunmehr, freywillig und freudig das Grab des Despotismus graben; für die künftige Generation den Altar des Vaterlandes erbauen; und den Baum der Freyheit pflanzen zu helfen glauben, dessen Früchte zu geniessen sie nicht mehr hoffen dürfen.

Mit diesen ehrwürdigen Greisen kontrastirt sehr schön der Haufe hüpfender Knaben, welche, von jener Seite, aus den Schulen und Pensionen entlaufen, singend und jauchzend herbey springen. „Dir kommt es zu," so rufen die Patrioten, „freudige Schaar! Dir kommt es zu, zu singen! Für Dich wird hier gearbeitet, und Du wirst einst mit vollen Zügen die Freyheit geniessen, welche jetzt kaum noch gekostet wird! Kommt herbey, ihr muntern Jünglinge! Legt

muthig Eure noch schwachen Hände an das Werk, und vergießt indessen für das Vaterland Euren Schweiß, bis ihr im Stande seyd Euer Blut zu seiner Vertheidigung zu vergiessen!“

Alle Gesellschaften, Zünfte, Handwerker, Akademien und Körperschaften, kommen zur Arbeit hieher. Jede hat eine Fahne, auf welcher der Name der Körperschaft steht; jede kommt, mit Trommeln und Pfeifen voraus. Hier sind die Schüler der Mahlerakademie; dort die Waffenträger, die Lastträger, die Buchdrucker, die Fleischer, die Schneider, die Schuster, die Studenten der Universität; hier die Friseurs, dort die Kohlenträger, welche beyde eine allzugrosse Nachbarschaft zu vermeiden scheinen. Auf der Fahne der Kohlenträger steht mit grossen Buchstaben geschrieben: „Wir sind nur schwarz von aussen, aber die Pfaffen sind durch und durch schwarz.“ Auf der Fahne der Fleischer sieht man ein grosses Messer gemahlt, mit der Umschrift: „Ihr Aristokraten zittert.“ Auf der Fahne der Buchdrucker steht: „Die Buchdruckerey ist die erste Fackel der Freyheit.“ Auf einer andern Fahne stehen mit grossen Buchstaben die Worte: „Frey leben oder sterben.“

Die Poissarden spielten hier, so wie bey allen solchen Auftritten, auch ihre Rolle. Sie theilten Blumen an vornehme Damen aus, welche sich müde gearbeitet hatten, und umarmten Personen von Stande, welche sie mit der Schaufel in der Hand, oder den Schubkarren führend, antrafen: auch arbeiteten sie selbst sehr fleißig. Der vormalige Herzog von Chatelet, ein bekannter Aristokrat, kam an einem Abende

nach dem Märzfelde, um der Arbeit zuzusehen. Die Poissarden erkannten ihn, und drängten sich um ihn, mit einem Freudengeschrey, wodurch eine grosse Menge Volks herbeygelockt wurde. Dem Herzoge, welcher die Menge zunehmen sah, fieng an bange zu werden, denn er war schon einmal vorher in Gefahr gewesen, von dem Volke, welchem er verhaßt ist, aufgehängt zu werden. Er bot den Poissarden, um sich von ihnen loszumachen, Geld an. Aber sie gaben ihm das Geld zurück, und sagten: „Wir brauchen dein Geld nicht, nimm eine Schaufel, fülle einen Schubkarren, und singe mit uns: ça ira, ça ira, ça ira." Der Herzog mußte sich dazu bequemen, und wurde, nach vollendeter Arbeit, von den Poissarden nach Hause begleitet.

Auch die Mönche aus den Klöstern kamen schaarenweise herbey, und mit den Schaufeln zur Arbeit: einige mit Grenadiermützen, welche mit der Kutte sonderbar genug kontrastirten; andere mit Nationalbändern; alle mit dem freudigen Geschrey: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Freyheit!" Unter diesen Mönchen zeichneten sich vor allen andern aus die Kartheuser. Einige unter ihnen hatten dreyßig und mehr Jahre lang zwischen den engen und stillen Mauern ihrer Zellen lebendig begraben, und für die Gesellschaft verloren, zugebracht. Nun befanden sie sich auf einmal auf der ungeheuern Ebene des Märzfeldes, zwischen 200,000 arbeitenden Menschen. Ihre Ohren, gewöhnt an den tiefen Baß der langsamen Chorgesänge, hörten hier ein ganzes, versammeltes Volk, Freyheitslieder trillern. Ihre Augen waren starr vor Bewunderung über das neue Schauspiel; ihre geschorne Stirne zog sich bey dem Anblicke der Sonne

in Falten, weil sie dieses wohlthätige Feuer, welches die ganze Natur erwärmt und erleuchtet, zwischen den Mauern ihres Klosters so lange nicht gesehen hatten. Ihr Mund, der seit so langer Zeit weiter nichts als das einfältige: Memento mori ausgesprochen hatte, versuchte nun zum erstenmal wiederum menschlich zu sprechen; und endlich erschallte, nach langen vergeblichen Versuchen, aus ihren geöffneten Lippen der Zauberton: Vive la nation! Diese Mönche ergriffen nunmehr die Schaufel, nicht, wie vorher, um, nach der Vorschrift ihres Stifters Bruno, ihr eigenes Grab, sondern um das Grab des Despotismus zu graben! Sie kamen hieher, nicht um sterben zu lernen; eine Kunst, die man gar nicht zu lernen braucht, und die man zuletzt, man mag wollen oder nicht, dennoch lernen muß: sondern sie kamen hieher — um leben zu lernen; eine Kunst, welche alle Kartheuser vor ihnen, und noch viele andere ehrliche Leute, ja selbst der heilige Bruno, nicht verstanden haben. Die neugierige Menge versammelte sich um diese weißbekutteten Mönche, welche man im Jahre 1790 zum erstenmal auf dem Märzfelde erblickte, und unter der Menge der Zuschauer machten sich einige Freudenmädchen das schalkhafte Vergnügen, eine flüchtige Röthe über die Wangen dieser fleischscheuenden Väter zu jagen. Sie führten leere Schubkarren herbey, tanzten im Kreise um die Mönche herum, und riefen: „Füllt, ihr Väter, füllt!“ Und die Paters, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt hatten, gaben den Mädchen ihre Hände; die Hände, welche in dreyßig und mehr Jahren keine Weiberhand berührt hatten, und tanzten mit in dem fröhlichen Reihen.

Bald zerstreute sich diese Gruppe, und eilte, durch

Neugierde getrieben, nach dem andern entfernten Ende des Feldes, wo man eine große Menge Volkes sich versammeln sah. „Was ists? Was giebts?“ So fragte einer den andern, bis man näher kam. Nun fragte niemand mehr. Man erblickte schon von weitem die Ursache des Zulaufs. Es war la Fayette, der Generalkommandant der Pariser Bürgermiliz; es war la Fayette, auf seinem weißen Pferde. La Fayette, damals der erste Mann in ganz Frankreich; mehr geehrt, mehr geschätzt, mehr geliebt, und mächtiger als selbst der König. La Fayette war damals der Liebling, der Abgott des Volks, das ihm auch in der That viel zu verdanken hatte. Von allen Seiten klatschte man ihm Beyfall zu; von allen Seiten ertönte die Luft von dem Geschrey: „Hoch lebe la Fayette!“ und so oft das Volk, vom Schreyen müde, eine Pause machte: so oft suchte la Fayette, diesen Ton, der seinen Ohren so angenehm war, mit demagogischer Kunst, durch Hutabnehmen und durch Verbeugungen, wiederum hervorzulocken, und er erreichte auch immer seinen Zweck. Die unbeständige Menge muß einen Götzen haben, den sie, wie der Neger seine Feetische, wechselsweise anbetet und bespeyt. Vor dreyßig Jahren war Ludwig der Vielgeliebte dieser Götze; vor fünf und zwanzig Jahren war es der verstorbene Dauphin; vor zehn Jahren war es Ludwig der XVI; dann war es Necker; nachher la Fayette; dann Barnave; darauf Mirabeau; nach ihm Pethion; dann Dumourier; und endlich Marat.

Auch die Menge, welche sich um den angebeteten la Fayette versammelt hatte, zerstreute sich endlich; und nunmehr entstand ein neuer Auftritt; wohl der

merkwürdigste in dem gegenwärtigen Jahrhunderte; eine Scene einzig in ihrer Art, und deren Andenken sich niemals aus meinem Gedächtniße verlieren wird. Der gute König der Frankreicher, Ludwig der Sechszehnte war hier, ohne Leibwache, ohne Gefolge; allein, in der Mitte von 200,000 arbeitenden Menschen, seinen Mitbürgern, nicht mehr seinen Unterthanen. Er ergriff die Schaufel und füllte einen Schubkarren mit Erde. Beyfallklatschen, Freudengeschrey, Jauchzen, Rufen: „Hoch lebe der König! Lange lebe der König!“ und andere Freudensbezeugungen wollten gar kein Ende nehmen. Die ganze freudetrunkne Menge drängte sich um ihn, nannte ihn Vater des Volks, Freund; und gab ihm alle die süßen Namen, welche der Despot aus dem Munde seiner Schmeichler nie hört, und welche nur ein guter und gerechter König, aus dem Munde eines freyen Volkes, hören kann. Gerührt wandte sich der Monarch hinweg und weinte Freudenthränen; und nun verdoppelte sich das Zurufen und das Freudengeschrey.

Was bey dem majestätisch großen und einzigen Schauspiele, welches das Märzfeld in diesen Tagen darboth, vorzüglich bemerkenswerth war, und beynahe unglaublich scheint, ist, daß unter dieser ungeheuren Menge von Menschen auch nicht eine einzige Schildwache sich befand; Niemand, der dazu bestimmt gewesen wäre, Ordnung zu erhalten; und daß dessen ungeachtet nicht die geringste Unordnung vorfiel. So viel wirkt der Enthusiasmus der Freyheit, bey einer für Enthusiasmus jeder Art so empfänglichen Nation, als die Französische ist. Das Volk übte unter sich selbst Gerechtigkeit aus. Störte jemand die öffentliche Ruhe,

so gab man ihm einen Verweis, und folgte er dann nicht, so wurde er von dem Orte weggejagt. Daher entstand das unbegreifliche Zutrauen, welches einer in den andern setzte. Ein wohlgekleideter, junger Mann, kam nach dem Märzfelde. Er zog seinen Rock aus, warf denselben auf die Erde, nahm seine beyden goldnen Uhren aus der Tasche, ergriff die Schaufel, und gieng hinweg zur Arbeit. „He!“ ruft ihm jemand zu, „wollen Sie ihre beyden goldnen Uhren so liegen lassen?“ — „Warum nicht?“ antwortete jener, „sollte ich Mißtrauen in meine Brüder setzen?“ Nach der Arbeit kommt er wiederum zurück, und findet seine Uhren, bey denen indessen Tausende vorüber gegangen waren, unversehrt, auf der Stelle wieder, wo er dieselben hingelegt hatte. — Ein ehrlicher alter Bürger gieng, mit einem Glase in der Hand, herum, und hinter ihm schob sein Bedienter ein Faß mit Wein auf einem Schubkarren fort. Der Alte bot jedermann umsonst zu trinken an; er erquickte die erschöpften Arbeiter, und wenn einer zu ihm kam, welcher nicht erschöpft schien, so sagte er zu ihm: „Trinkt nicht, wenn Ihr nicht durstig seyd!“ Die ungeheure Ebene des Märzfeldes war ein großes belebtes Gemälde, welches alle Vorstellung und Beschreibung übertrift, und welches nachzuzeichnen keine Darstellungskraft vermag. Die Vereinigung aller Stände, und die philosophische Gleichheit aller Menschen, war bisher nur theoretisch, in den Werken berühmter Schriftsteller, vorhanden gewesen: hier aber, auf dem Märzfelde, wurde dieselbe praktisch ausgeführt. Es war hier ein großes Fastnachtsspiel, eine ungeheure Maskerade, gleich den Saturnalien der Alten, und von eben so kurzer Dauer, als jenes Römische Fest.

Auf diese Weise baute der Enthusiasmus eines Freyheittrunkenen Volkes, in wenigen Tagen, ein Amphitheater, schöner und größer, als jemals noch eines vorhanden gewesen ist; ein Amphitheater, gegen welches das berühmte Koliseum zu Rom ein Kinderspiel zu seyn scheint. In wenigen Tagen war eine Arbeit geendigt, deren Vollendung lange Jahre zu erfordern schien. Ein ungeheurer elliptischer Zirkus; ein Amphitheater, vier hundert und fünf und sechzig Klafter lang, und zwey hundert fünf und sechzig Klafter breit; umgeben mit einer dreyßigfachen Reihe, über einander stehender, hölzerner Bänke, deren höchste den Gipfel der, das Märzfeld einschließenden, Bäume berührte. An dem einen Ende der Ellipse wurde ein Triumphbogen errichtet, zu welchem man über eine, auf den Fluß geworfene, Schiffbrücke, gelangte. Der Triumphbogen hatte drey große, gleichweite Durchgänge; er war auf beyden Seiten mit allegorischen Basreliefs bemahlt, und mit einem flachen Dache, von Dorischer Ordnung, bedeckt.

Ueber dem Haupteingange des Triumphbogens stand die folgende Inschrift, auf derjenigen Seite welche nach dem Flusse zugekehrt war:

„Wir, die wir uns dem großen Werke der „Konstitution gewidmet haben, werden dasselbe „zu Ende bringen.“ a).

Ferner:

Unter diesem Vertheidiger wird nicht länger

---

a) Consacrés au grand travail de la constitution. Nous le terminerons.

der Arme zu befürchten haben, daß ihn der Unterdrücker seines Erbtheils beraube. a).

Ueber den Nebeneingängen stand, gegen dem Flusse zu, auf der linken Seite:

Vaterland und Gesetz sind allein vermögend uns zu bewaffnen. Laßt uns sterben, um dieselben zu vertheidigen. Laßt uns leben, um uns zu lieben. b).

Auf der rechten Seite:

Alles weissagt uns eine glückliche Zukunft. Alles läßt uns Erfüllung unsrer Wünsche hoffen. Süßer Friede, entferne weit von uns alle Stürme, und gieb, daß unsre Freude vollkommen sey c).

Auf derjenigen Seite des Triumphbogens, welche nach dem Märzfelde zugekehrt war, las man, über dem Haupteingange:

Schon seit Jahrhunderten waren die Rechte der Menschen verkannt; jetzt aber sind dieselben für das ganze Menschengeschlecht wieder erobert worden d).

---

a) Le pauvre, ſous ce defenſeur, ne craindra plus que l'opreſſeur lui raviſſe ſon héritage.

b) La patrie ou la loi peut ſeule nous armer,
Mourons pour la défendre; vivons pour nous aimer.

c) Tout nous offre d'heureux préſages,
Tout flatte nos déſirs:
Douce paix, loin de nous écarte les orages,
Et comble nos plaiſirs.

d) Les droits de l'homme étoient méconnus depuis des ſiècles, ils ont été reconquis pour l'humanité entière.

Ferner:

Der König eines freyen Volkes ist allein ein mächtiger König a).

Ueber den Nebeneingängen war geschrieben. Auf der linken Seite:

Nicht länger dürfen wir euch fürchten, subalterne Tyrannen, Euch, die ihr uns auf hundert Arten unterdrückt b).

Auf der rechten Seite:

Ihr wünschtet die Freyheit, Ihr liebtet dieselbe, Ihr besitzt sie jetzt. Zeigt Euch würdig sie zu behalten c).

An dem andern Ende des Amphitheaters wurde eine bedeckte hölzerne Gallerie, errichtet, und an die Militairschule angebaut. Diese Gallerie war für den König, für die königliche Familie, für die Nationalversammlung, für die Gesandten auswärtiger Mächte, und für Fremde vom Range bestimmt. In der Mitte der Gallerie stand, unter einer Kuppel, der Lehnstuhl des Königs; neben diesem, zur Rechten, der Stuhl des Präsidenten der Nationalversammlung; neben diesen beyden Stühlen, zur Rechten und zur Linken, die Stühle für die Mitglieder der Versammlung; hinter dem Throne die Sitze für die königliche Familie und für die Minister. Die übrigen Plätze waren für den

---

a) Le roi d'un peuple libre est seul un roi puissant.

b) Nous ne vous craindrons plus, subalternes tyrans,
Vous, qui nous opprimez sous cent noms différents.

c) Vous chérissiez cette liberté, vous la possedez maintenant,
Montrez vous digne de la conserver.

den Pariser Bürgerrath und für den diplomatischen Körper bestimmt.

In der Mitte des Märzfeldes war der Altar des Vaterlandes errichtet. Man stieg auf Stuffen herauf, welche rund herum giengen, und welche zu einem großen Ruheplatze führten. Von diesem Ruheplatze giengen, auf den vier Seiten, andere Stufen zu einem neuen Ruheplatze, auf dessen vier Ecken große vergoldete Urnen standen, in denen, am Tage des Nationalfestes, Weyhrauch brennen sollte. Der Altar selbst stand in der Mitte dieses Ruheplatzes, und war von sehr einfacher Form, rund, himmelblau angestrichen, und vierzig Fuß hoch. Auf dem Altar stand ein vergoldetes Kruzifix, zwischen vier großen Leuchtern. Der Altar war, auf allen vier Seiten, mit allegorischen Gemälden bemahlt, und über denselben standen Inschriften.

Auf der Seite des Altars, welche nach dem Triumphbogen zugekehrt war, sah man den Genius Frankreichs, mit dem Finger auf das Wort Konstitution weisend, und gegen diesem Genius über war ein andrer Genius, welcher zwey Füllhörner nebst den Instrumenten des Ackerbaues hielt.

Auf der zweyten Seite sah man die Fama, mit der Trompete am Munde, welche folgende Inschrift bekannt machte:

Bedenkt die drey geheiligten Worte, welche diese Beschlüsse gültig machen. DIE NATION, DAS GESETZ, DER KÖNIG. Die Nation, das seyd Ihr; das Gesetz, das seyd auch Ihr, denn es ist Euer

Wille; der König ist der Aufrechthalter des Gesetzes a).

Auf der dritten Seite, der Militärschule gegen über, waren Krieger gemahlt, die einen Eid schwören, und darunter stand der Eid, den die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören sollten. Es lautete derselbe wie folgt:

Wir schwören, jederzeit der Nation, dem Gesetze, und dem Könige getreu zu seyn; die, von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, aus allen Kräften zu erhalten, gesetzmäßig die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu beschützen; so wie auch die freye Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches sowohl, als die Einnahme der öffentlichen Steuern, unter welcher Gestalt dieselben auch vorhanden seyn mögen; und durch die unzertrennlichen Bande der Brüderschaft mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben b).

---

a) Songez aux trois mots sacrés, qui garantissent ces décrets. LA NATION, LA LOI, LE ROI. La Nation, c'est vous, La Loi, c'est encore vous, c'est votre volonté. Le Roi, c'est le gardien de la loi.

b) Nous jurons de rester à jamais fidèles à la Nation, à la Loi, au Roi, de maintenir de tout notre pouvoir la constitution décrétée par l'Assemblée nationale et acceptée par le Roi, de protéger, conformément à la loi, la sureté des personnes et des propriétés, la libre circulation des grains dans l'intérieur du royaume, la perception des contributions publiques, sous quelques formes qu'elles existent, et de demeurer unis à tos les Français par les liens indissolubles de la fraternité.

Auf der vierten Seite, dem Invalidenhause gegen über, waren Genii gemahlt, welche Wissenschaften und Künste vorstellten, und neben denselben las man folgende Inschriften:

Alle Sterblichen sind gleich: nicht die Geburt, sondern allein die Tugend, macht zwischen ihnen den Unterschied. a)

In jedem Staate muß das Gesetz allgemein seyn: die Sterblichen, wer sie auch seyn mögen, sind vor demselben gleich b).

Außer den Arbeiten auf dem Märzfelde wurden in Paris noch viele andere Vorbereitungen zu dem Feste gemacht: und alle Einwohner, welche Raum hatten, um ein, zwey oder mehr Abgesandte zu beherbergen, ließen sich auf dem Rathhause einschreiben, und boten ihre Wohnungen an.

An den Tagen vor dem Feste kamen sehr viele Gesandtschaften und Zuschriften an die Nationalversammlung. Unter diesen war vorzüglich merkwürdig die Gesandtschaft der Amerikaner, welche den berühmten Paul Jones an ihrer Spitze hatte. Er sagte, unter andern schönen Dingen: „Da die Frankreicher für uns stritten, lernten wir sie kennen und lieben. Jetzt, da sie sich genauer vereinigen wollen, verlangen auch wir die Bande der Freundschaft fester mit ihnen zu knüpfen. Wir bewundern den patriotischen König, der,

a) Les mortels sont égaux. Ce n'est point la naissance,
C'est la seule vertu qui fait la différence.

b) La loi dans tout état doit être universelle.
Les mortels, quels qu'ils soient, sont égaux devant elle.

mit Euch vereinigt, auf dem Altar des Vaterlandes opfert. Die französische Nation sieht in ihm den ersten König der Frankreicher, und die ganze Welt sieht in Ihm den ersten König der Menschen."

Der Präsident antwortete, in eben so zierlich abgemessenen Ausdrücken: „Wir freuen uns mit Ihnen, daß die Freyheit nunmehr Anhänger gegen Aufgang der Sonne und gegen ihren Niedergang hat, und daß der Thron derselben jetzt auf beyden Welten ruht."

Indessen bereiteten sich in allen Gegenden des französischen Reiches, die von ihren Mitbürgern gewählten Abgesandten zu der Abreise nach Paris. Sie erschienen an dem bestimmten Tage, in ihren Uniformen, mit Ober- und Untergewehr, auf dem zu ihrer Versammlung bestimmten Platze. Man gab das Zeichen zur Abreise. Und nun drängten sich ihre Mitbürger um sie her, drückten ihnen die Hände, gaben ihnen mancherley Aufträge, und nahmen von ihnen Abschied. Durch den Haufen drangen die Weiber und Kinder der Abgesandten; sie fielen ihren Männern und Vätern um den Hals, und Thränen erstickten die Worte auf ihrer Zunge. Bey diesem Anblicke hätte man glauben sollen, sie zögen in die Schlacht, und nicht zu einem Freudenfeste. Aber die Furcht machte den Ausgang des Festes noch ungewiß: daher die Besorgniß der Anverwandten. Jetzt wurde das zweyte Zeichen zur Abreise gegeben und der Marsch ward geschlagen. Nun rissen sich die Abgesandten mit Gewalt aus den Armen der Ihrigen los, und zogen fort. a)

a) Der Verfasser hatte Gelegenheit, die Abreise der Abgesandten zu Calais zu sehen, und er schildert hier, ohne alle Uebertreibung, was er wirklich gesehen hat. Man

Auf der Reise zerstörten diese Abgesandten alle noch übrigen Ueberbleibsel der vorigen Feudalregierung. Sie warfen die Galgen nieder, welche auf den adelichen Gütern, als ein Zeichen hoher Gerichtsbarkeit standen; und über den Thoren der Edelhöfe ließen sie die, in Stein gehauenen, adelichen Wappen wegnehmen. Wo sie durchzogen, da versammelten sich die Einwohner in Dörfern und Städten, und das Volk empfieng sie mit dem lauten Freudengeschrey: Hoch lebe die Nation!

So zogen diese Abgesandten nach Paris. Hier wurden sie von ihren Brüdern mit militärischer Musik empfangen, und Arm in Arm nach ihren Wohnungen geführt, um von den Beschwerlichkeiten einer langen Reise auszuruhen. Einige von ihnen kamen hundert, andere zweyhundert Stunden weit her, aus den entferntesten Theilen des Französischen Reiches. Und alle kamen zu Fuße, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, und den Schweiß auf der Stirne. Niemals war die ungeheure Stadt Paris so volkreich, niemals so mit Menschen angefüllt gewesen, als sie es in den Tagen vor dem Nationalfeste wurde. Statt der wohlriechenden und hochfrisirten Stutzer, welche man vormals hier erblickte, sah man nunmehr eine ungeheure Menge von Uniformen; denn nicht nur die Abgesandten, sondern auch die Pariserbürger, giengen beständig in militärischen Kleidern.

---

kann sich nicht leicht einen rührendern Anblick denken, als den Anblick des Abschiednehmens dieser Abgesandten, welche nach Paris zogen, um, im Namen ihrer Mitbürger, das Fest der Freyheit zu feyern, und den feyerlichen Eid zu schwören, ihr Leben für die Erhaltung derselben aufzuopfern.

Den Abgesandten suchte man, an den Tagen vor dem Feste, den Aufenthalt in Paris so angenehm zu machen als möglich war. Alles Merkwürdige und Sehenswerthe in der Hauptstadt stand unentgeltlich offen. Auf den Theatern wurden Schauspiele gegeben, welche große Handlungen berühmter Märtyrer der Freyheit, oder die Verfolgungen frömmelnder Könige darstellten. Barneveldt, Wilhelm Tell, Karl der Neunte, und andere Schauspiele ähnlichen Inhalts, wurden abwechselnd täglich gegeben. Die Pariser Bürger führten ihre Brüder aus den Provinzen nach allen den Stellen, an welchen ein Jahr vorher, die großen und wichtigen Auftritte vorgefallen waren. „Hier," sagten sie auf der Höhe von Montmartre, „hier waren 20,000 gedungene Arbeiter beschäftigt, eine Batterie zu errichten, von welcher Bomben und glühende Kugeln auf die Hauptstadt geschossen werden sollten." Von dieser Stelle führte man sie nach den Thuillerien, und brachte ihnen die daselbst, im vorigen Jahre, vorgefallenen Szenen in das Gedächtniß zurück. Man beschrieb ihnen, mit Enthusiasmus und mit Uebertreibung, wie am zwölfteu Julius, der Prinz Lambesk mit seiner Reuterey hineingesprengt sey, und die unbewaffneten und ruhigen Spaziergänger auseinander gejagt habe. Dann führte man sie nach den Ruinen der Bastille. „Hier" rief man ihnen zu, „hier war der erste Hof der Bastille; dort die Ziehbrücke. Hier stand das Haus des Gouverneurs; dort waren die Kerker, in denen die Gefangenen schmachteten." Mit Schaudern krochen die Abgesandten in die unterirdischen Gänge hinein, welche zu den Gefängnissen führten. Der ungepflasterte Fußboden

dieser unterirdischen Kerker bestand aus einer feuchten Erde, durch welche das Wasser aus dem Graben der Bastille eindrang. Die dicken, feuchten und ungesunden Mauren ließen keinen Schimmer von Licht hinein; eben so wenig als das schwarze und hohe Gewölbe, welches die Decke ausmachte. Mitten in dem Kerker erblickte man einen großen, in den Fußboden eingemauerten Stein, mit einem eisernen Ringe, an welchem der arme Gefangene mit schweren Fesseln angekettet gewesen war. „Diese finstern Löcher“ so sprach der Pariser mit feuchten Augen „diese finstern Löcher und dumpfen Kerker, diese Zufluchtsörter der Ratten, der Kröten und der Schlangen, haben vormals die Märtyrer des Despotismus, unsere Mitbürger und unsere Brüder, bewohnt.“ Schauder und Schrecken ergriff den Fremden bey diesem Anblicke und bey diesen Worten. Er eilte, ohne zu sprechen, durch die dunkeln Gänge aus dem Kerker heraus; und sobald er das wohlthätige Licht der Sonne wieder erblickte, machte ein unwillkührlicher Seufzer den Empfindungen Luft, welche seine Brust beklemmten. Er umarmte seinen Pariserbruder, und sagte: „Auch wir haben gekämpft für die Freyheit! auch wir haben die Tyrannen überwunden; auch wir haben gegen die Aristokraten gefochten; gegen die Priester und gegen die Edelleute, welche sich bemühten unter uns Zwietracht zu streuen. Aber Euch, Euch ist Frankreich seine Freyheit schuldig!“ a)

Am Abende des dreyzehnten Julius hielt der König

---

a) Der Verfasser ist ein Augenzeuge des Auftritts gewesen, den er hier beschrieben hat.

Musterung über die Abgesandten der Nationalgarden aller Abtheilungen Frankreichs, so wie auch über die Abgesandten der Soldaten aller französischen Regimenter. Im Namen dieser Abgesandten redete Herr la Fayette den König folgendermaßen an:

„Sire!“

„Während des Verlaufs der denkwürdigen Begebenheiten, durch welche wir unvergebliche Rechte wieder erhielten, hat sowohl die Kraft des Volks, als die Tugend seines Königs, den übrigen Nationen, und den Häuptern derselben, ein großes Beyspiel dargeboten: und nunmehr verehren wir in Euer Majestät den schönsten aller Titel; den Titel des Hauptes der Frankreicher, und des Königs eines freyen Volkes.“

„Erhalten Sie jetzt, Sire, die Belohnung, die Ihre Tugend verdient: und mögen diese reinen Huldigungen, welche der Despotismus nicht gebieten konnte, einem Bürgerkönige zum Ruhme und zur Freude gereichen!“

„Sie wollten, daß wir eine auf Freyheit und öffentliche Ordnung gegründete, Konstitution haben sollen. Alle Ihre Wünsche, Sire, werden erfüllt. Die Freyheit ist uns nunmehr versichert, und unser Eifer bürgt uns für die öffentliche Ruhe.“

„Die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören Euer Majestät einen Gehorsam, welcher keine anderen Gränzen hat, als das Gesetz, und Liebe, welche kein anderes Ziel haben wird, als das Ziel unseres Lebens.“

Der König antwortete:

„Ich bin von den Bezeugungen der Liebe und Zuneigung, welche Ihr mir, im Namen der bewaffne-

ten Bürger gebt, die aus allen Theilen Frankreichs sich hier versammelt haben, sehr gerührt. Möge, an dem feyerlichen Tage, an welchem Ihr gemeinschaftlich der Konstitution Euren Eid erneuern wollt, alle Zwietracht verschwinden, die Ruhe wiederum hergestellt werden, und Gesetze und Freyheit über das ganze Königreich herrschen! Ihr seyd die Beschützer der öffentlichen Ruhe, die Freunde der Gesetze und der Freyheit. Bedenkt daher, daß Eure erste Pflicht darinn besteht, die Ruhe zu erhalten, und Euch den Gesetzen zu unterwerfen; daß eine freye Konstitution für alle gleich wohlthätig seyn muß; daß, je mehr man frey ist, die Verletzungen der Freyheit und des Eigenthums Anderer desto sträflicher; und Gewaltthätigkeiten und Zwangsmittel, welche das Gesetz nicht befiehlt, desto unverzeyhlicher sind. Sagt Euren Mitbürgern, daß ich zu ihnen allen so zu sprechen gewünscht hätte, wie ich jetzt gegen Euch spreche. Sagt ihnen: ihr König sey ihr Vater, ihr Bruder, ihr Freund; er könne nicht anders glücklich seyn, als wenn sie glücklich seyen; nicht anders groß, als durch ihren Ruhm; nicht anders mächtig, als durch ihre Freyheit; nicht anders reich, als durch ihren Wohlstand; und nur betrübt wegen der Uebel welche sie drücken. Sagt diese meine Worte, oder vielmehr diese Empfindungen meines Herzens, vorzüglich den Armen, welche in niedrigen Strohhütten wohnen, und den Unglücklichen, welche in den Zufluchtsörtern der Armuth Schutz gesucht haben. Saget ihnen, daß, wenn ich nicht mit Euch ihre Wohnungen besuchen kann, ich wenigstens, durch meine Zuneigung, und durch Gesetze, welche den Schwachen beschützen, bey

ihnen seyn wolle. Saget endlich, in den verschiedenen Provinzen meines Königreiches, daß, je eher mir die Umstände erlauben werden das Gelübde zu erfüllen, welches ich gethan habe, sie, in Gesellschaft meiner Familie, zu besuchen, desto eher werde mein Herz zufrieden seyn."

Schöne und vortreffliche Rede! Würdig in Marmor und in Erz gegraben zu werden, und über den Thoren aller fürstlichen Palläste zu stehen!

Da es anfieng ein wenig zu regnen, so hielt der König die Musterung der Truppen auf der Treppe seines Schlosses, um unter dem Obdache vor dem Regen gesichert zu seyn. Hierüber machten, am folgenden Tage, die sogenannten patriotischen Schriftsteller bittere Bemerkungen. „Wie?" sagten sie, „der König, welcher doch sonst auf der Jagd den Regen nicht scheut, hält hier, um einigen Regentropfen zu entgehen, Musterung auf der Treppe! Würden wohl Friederich der Zweyte, oder Joseph, so Etwas gethan haben? Der König sucht Obdach vor einigen Regentropfen, und bedenkt nicht, daß von seinen Mitbürgern Einige, über zweyhundert Stunden weit, durch Regen und durch Sonnenschein, zu Fuße hieher gekommen sind; und er geht denen, die so weit hergekommen sind, nicht ein paar Schritte entgegen!" In der That war diese Musterung auf der Schloßtreppe ein sonderbarer Anblick; besonders für solche Zuschauer, welche Friederich den Einzigen hatten Revuen halten sehen!

Da die Feinde der Revolution einsahen, daß alle Versuche die Feyer des Nationalfestes zu verhindern fehl geschlagen hatten: so versuchten sie nun, dasselbe

so wenig zahlreich als möglich zu machen. Sie verbreiteten daher mancherley Gerüchte, um Furcht und Schrecken unter den Parisern zu erwecken. Alle diese Gerüchte wurden eben so schnell geglaubt, als listig verbreitet. Es wurde gesagt, das ganze Märzfeld wäre untergraben, und mit Schießpulver angefüllt, und am Tage des Festes würde dasselbe, mit allen darauf befindlichen Menschen, in die Luft gesprengt werden. Um dieses Gerücht zu widerlegen, sah sich Herr Bailly genöthigt, mit einem Ausschusse des Bürgerraths, durch die unterirdischen Wasserleitungen, unter dem Märzfelde, durchzukriechen, und nachher öffentlich bekannt zu machen, daß er kein Schießpulver daselbst gefunden habe, und daß er alle diese Kanäle habe mit Wasser anfüllen lassen. Hierdurch wurden die Gemüther beruhigt. Nun hieß es: aus einer, nahe bey dem Märzfelde sich befindenden Menagerie, würden, während der Feyer des Festes, die wilden Thiere losgelassen werden, um Schrecken und Unordnung unter die Zuschauer zu bringen. Herr Bailly befahl, daß diese Thiere an einen andern Ort gebracht werden sollten. Jetzt sagte man: es würde Feuer angelegt, und die hölzernen Bänke des Amphitheaters würden alle verbrannt werden. Herr Bailly ließ Feuerspritzen nach dem Märzfelde hinfahren, welche daselbst, mit Wasser angefüllt, in Bereitschaft stehen mußten. Nunmehr ward gesagt: die hölzernen Bänke stünden nicht fest, und würden von der Last zusammenbrechen. Auch dieses Gerücht ließ Herr Bailly widerlegen. Endlich behaupteten einige: in der Stadt Paris würde, an dem Tage des Festes, an verschiedenen Orten zugleich, Feuer angelegt, und die

ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt werden. Herr Bailly machte aber bekannt: daß er die Sorge für die Sicherheit der Hauptstadt dem Herrn la Fayette übertragen habe, und daß daher jedermann ruhig seyn könne. Endlich befahl Herr Bailly, daß, am 14. Julius, als an dem Tage des Festes, kein Wagen und kein Pferd (ausgenommen die Pferde der Stadtwächter) sich auf den Strassen sollte sehen lassen, und daß jedermann verboten seyn solle einen Stock zu tragen. Aller dieser Anstalten ungeachtet, war dennoch die Furcht allgemein.

Die Nacht vom dreyzehnten auf den vierzehnten Julius war eine sonderbare Nacht, weil sie so stille und so ruhig war. Kein Wagen und keine Pferde waren zu hören. Das geräuschvolle Paris war zum erstenmal stille. Das Pflaster, auf welchem, seit einem halben Jahrhunderte, beständig Wagen hin und hergerollt waren, erhielt endlich einen Ruhetag; und Häuser, welche seit ihrer Erbauung, beständig gezittert hatten, standen zum erstenmal feste. Allein die Bewohner dieser Häuser konnten nicht schlafen, weil sie des Geräusches und des Lärms gewohnt waren, und weil eine geräuschlose Nacht für sie etwas Ungewöhnliches war.

Endlich brach, am vierzehnten Julius, die Morgenröthe des grossen, feyerlichen, und in der Geschichte einzigen Tages an, an welchem fünf und zwanzig Millionen Menschen den Eid der Freyheit, der brüderlichen Liebe, der Treue und der Anhänglichkeit an die Gesetze und an den König, schwören sollten. Dieser festliche Tag übertraf die Erwartungen aller derer, die auf dem Märzfelde Augenzeugen waren. Sie gestanden alle, daß, so groß sie sich auch die Majestät eines solchen Schauspiels gedacht hätten, dennoch ihre Einbildungskraft sich nicht

bis zu der wirklichen Grösse desselben habe erheben können. Eben so schwer findet es der Geschichtschreiber, ein, einigermaassen ähnliches Bild dieses Festes, den Gemüthern seiner Leser darzustellen.

Schon gegen vier Uhr des Morgens waren die Bänke des ungeheuern, auf dem Märzfelde errichteten Amphitheaters, mit Zuschauern besetzt; und die Zahl derselben nahm immer mehr und mehr zu. Da die Männer an diesem Tage Uniformen trugen, und theils in der Stadt, theils in dem grossen Zirkus selbst, Wache standen: so waren die Zuschauer auf den Bänken größtentheils Frauenzimmer; und alle diese Frauenzimmer waren (zufolge einer Verordnung des Bürgerraths) ganz weiß gekleidet, und mit dreyfarbigten Nationalbändern geziert. Der Anblick dieser unzählbaren Menge übereingekleideter Weiber war einzig in seiner Art.

Man hatte berechnet, daß, auf den errichteten Bänken, fünfmal hundert tausend Menschen, ohne sich zu stossen, oder sich im Wege zu seyn, bequem sitzen konnten. Um acht Uhr des Morgens waren alle diese Plätze besetzt. Es war ein grosser, einziger Anblick, fünfmal hundert tausend Menschen versammelt zu sehen; alle sitzend, und, ohne die geringste Unordnung, freudig den Anblick des Bundesfestes erwartend. Personen, von jedem Range, Alter und Geschlecht, saßen vermischt, unter und neben einander. Es fand hier kein Unterschied statt. Man wollte das Fest der völligen Gleichheit aller Stände und aller Menschen feyern; und da konnte es keine Ehrenplätze geben. Alle kamen zu Fusse, weil (den Wagen des Königs ausgenommen) den ganzen Tag keines Wagens und keiner Pferde sich zu bedienen erlaubt war. Ungeachtet der grossen Menge

von Menschen, welche alle nach dem Märzfelde zugiengen, und ihre Plätze auf dem Amphitheater einnahmen, wurde Niemand gedrängt, weil so viele Zugänge waren, durch welche man, von aussen, zu dem Amphitheater herauf stieg. Nur allein die Pariser Bürgersoldaten, welche Wache standen, theilten hie und da, unter die ruhigen Bürger, Rippstösse aus, um sich ein Ansehen zu geben, und um die hohe Meynung, welche sie von sich selbst hatten, auch Andern recht fühlbar zu machen. Die Zuschauer brachten die Zeit damit zu, daß sie sich die Auftritte des vorigen Jahres wiederum in das Gedächtniß zurück riefen. „Gerade um diese Zeit," so sprach man, „stand Besenval hier, mit seiner Armee. Um diese Zeit bemächtigte man sich des Waffenvorraths in dem Hause der Invaliden" u. s. w. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß die Zeit.

Bis jetzt war der Himmel heiter und das Wetter schön gewesen: aber gegen acht Uhr fiel ein heftiger Regenschauer, der jedoch bald aufhörte. Die versammelten Zuschauer sowohl, als die im Zirkus des Amphitheaters befindlichen, bewaffneten Bürger (deren Anzahl ungefähr 30,000 seyn mochte) liessen den Regen, ohne sich viel darum zu bekümmern, vorüber gehen. Zwischen neun und zwölf Uhr folgten noch einige ähnliche, heftige Regenschauer auf einander; so daß von allen Zuschauern keiner war, der nicht durchaus naß geworden wäre. So oft ein neuer Regenschauer kam, so oft wurden, rund um das Amphitheater herum, eine Menge von Regenschirmen von den Zuschauern zu gleicher Zeit geöffnet; und der Anblick dieser unübersehlichen Reihe von Regenschirmen

war abermals neu, und einzig in seiner Art. Die Schirme hielten indessen den Regen nicht ab, weil derselbe von der Seite herkam, und nicht senkrecht vom Himmel herabfiel. Jedermann wurde naß, aber niemand beklagte sich. Die Damen lachten und scherzten, und zarte Mädchen sogar ertrugen den Regen mit der größten Munterkeit. Sie sagten lachend: „Es sind die Thränen der Aristokraten, welche auf uns herabfallen.“ Die bewaffneten Bürger in der Mitte des Zirkus, gaben sich die Hände, und tanzten, mitten im Regen, Hand in Hand, reihenweise, und bey dem Geräusche der Kriegsmusik, um den Altar des Vaterlandes herum.

Niemand war, während des Regens, so sehr zu bedauren, als die Priester. Oben auf dem Altar (dem höchsten, der vielleicht noch jemals war gebaut worden) stand der Bischof von Autun, der die hohe Messe lesen sollte und den Altar dazu einweihte. Um ihn herum standen sechzig andere Priester, welche die sechzig Distrikte von Paris vorstellten; alle im weissen Meßgewande, mit Gürteln von dem dreyfarbigten Nationalbande. Der Anblick war herrlich. Nur bedauerte sie Jedermann, während des heftigen Regens, vor dem sie sich gar nicht schützen konnten, und von dem sie ganz durchnäßt wurden.

Um zwölf Uhr kündigten die Batterien der Kanonen die Ankunft der grossen National-Prozession an, und sogleich klärte sich das Wetter auf, die Wolken verzogen sich, die Sonne schien, und der Himmel blieb heiter und klar.

Alle diejenigen, welche den Zug ausmachen sollten, hatten sich, des Morgens um sechs Uhr, auf den

Boulevards versammelt. Um neun Uhr nahm die Prozession ihren Anfang. Sie bestand aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern. Sie zog von dem Thore St. Martin, durch die Straße St. Denis. Voran ein Detaschement der Pariser Nationalgarde zu Pferde, mit Pauken und Trompeten. Hierauf die Pariser Wahlherren, welche, im vorigen Jahre, mitten im Sturme, Ordnung und Ruhe erhalten hatten. Dann folgte ein Detaschement der Pariser Bürgermiliz zu Fusse, mit kriegerischer Musik. Hierauf folgte der Pariser Bürgerrath, mit Herrn Bailly an der Spitze. Dann kamen die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Jede der drey und achtzig Abtheilungen, in welche Frankreich getheilt war, hatte ihr eigenes Panner, welches sie von der Stadt Paris, an diesem Tage, als ein Zeichen des Bundes und der Brüderschaft, zum Geschenk erhalten hatte. Diese Panner waren von weissem Tafte. Auf beyden Seiten sah man einen Kranz von Eichenlaub gemahlt. In dem einen Kranze stand, mit goldenen Buchstaben: Constitution; in dem andern: Confédération nationale, à Paris XIV. Juillet M. DCC. XC. Auf jedem Panner stand der Name der Abtheilung, welchem dasselbe zugehörte. Der älteste Abgesandte aus jeder Abtheilung Frankreichs, trug das, seiner Abtheilung zugehörige Panner, und demselben folgten die übrigen Abgesandten nach. Die unüberwindlichen Bretagner, die muthvollen Einwohner des Delphinats, die betriebsamen Kaufleute von Bordeaux, die unruhigen Provenzalen, die abergläubigen Flammänder, die Lyoner, die Champagner, die Burgunder, und alle übrigen Einwohner der Provinzen Frankreichs, folgten dem

Panner.

Panner. Mitten zwischen diesen Abgesandten erblickte man die Gesandten der französischen Armee und die Schweizergarde. Darauf kam ein Bataillon, bestehend aus vierhundert Kindern von zehn bis vierzehn Jahren. Auf ihrem Panner las man die Aufschrift: Hoffnung des Vaterlandes. Diesem folgte das Bataillon der Veteranen, siebenzigjähriger, und noch älterer Greise; die Abgesandten der Seesoldaten; einige Kompagnien Freywilligen; und die Pariser Bürgermiliz. Eine Kompagnie Reiterey, und eine Bande Musikanten, beschlossen den Zug.

In allen Strassen, durch welche die Prozession gieng, waren die Häuser, von unten bis oben auf die Dächer, mit Zuschauern, Weibern, Kindern und Mädchen, besetzt. Unbegreiflich schien es, daß, ungeachtet der ungeheuern Menge, welche sich auf dem Märzfelde befand, noch eine so grosse Anzahl von Menschen in Paris vorhanden seyn könne. Aus den Häusern warfen die Zuschauer Blumen, und Kränze, und Bänder herab. Aus allen Fenstern ertönte, und von der Strasse hallte zurück, das Jubelgeschrey: „Hoch lebe die Nation! Hoch leben unsre Brüder! Hoch leben unsre Schwestern! Hoch lebe die Nation!" Kranke Personen, die schon seit langer Zeit ihr Zimmer nicht hatten verlassen können, liessen sich an das Fenster führen, und vergossen Freudenthränen über diesem Anblicke. Mütter hielten ihre kleinen Säuglinge zum Fenster hinaus, und riefen den Bürgersoldaten zu: „Seht! seht hier einen künftigen Mitbürger!" Ein Regenguß nach dem andern fiel von dem Himmel herab: aber Niemand achtete darauf.

Als die Prozession langsam bis in die Strasse de la Ferronnerie vorgerückt war, hielt sie einen Augen-

blick still. Hier ist die Stelle, wo der gute Heinrich der Vierte ermordet wurde; hier stand noch, zum Andenken dieser traurigen Begebenheit, das Brustbild des grossen Königs. Die Abgesandten aller Abtheilungen Frankreichs präsentirten, vor dem Brustbilde, das Gewehr; sie schwenkten ihre Fahnen, und warfen einen traurigen Blick auf die Stelle, auf welcher des gütigen Heinrichs Blut geflossen war.

Sie zogen weiter, durch die Strasse St. Honore, bis auf den Platz Ludwigs des Funfzehnten. Hier vereinigte sich mit dieser Prozession eine andere. Die Mitglieder der Nationalversammlung, alle in schwarzen Kleidern, den Präsidenten, Herrn de Bonnay, an ihrer Spitze, zogen der Prozession entgegen. Die bewaffneten Bürger Frankreichs trennten sich, zur Rechten und zur Linken, und nahmen die erhabene Versammlung ihrer Gesetzgeber in die Mitte. Nun setzte die Prozession ihren Zug fort, und zwar vorsätzlich in einer solchen Richtung, daß sie der stolzen Bildsäule Ludwigs des Funfzehnten den Rücken zukehrte.

Um zwölf Uhr langte die Prozession auf der Schiffbrücke, vor dem Märzfelde an und kam bald nachher durch den Triumphbogen. Die Kanonen wurden gelöst; die 30,000 Bürgersoldaten in dem Zirkus stellten sich, zur Seite, in zwey Reihen, um die Prozession zu empfangen. Die 500,000, rund herum, auf den Bänken des Amphitheaters sitzenden Zuschauer, hefteten die Augen auf ihre ankommenden Brüder: und diese waren, vor Erstaunen durch den Anblick, der sich ihnen jetzt darstellte, da ein ganzes Volk auf dem Amphitheater um sie her versammelt war, entzückt, begeistert und betäubt.

Die Zuschauer, welche, schon seit sechs Stunden,

die Ankunft der Prozession mit Ungeduld erwartet hatten, waren nun vor Freude ausser sich, als sie dieselbe endlich ankommen sahen. Kaum hatte das Lauffeuer der Kanonen aufgehört, als schon, von allen Seiten des Amphitheaters, ein wüthendes Geschrey erschallte. Aus Einem Munde riefen Alle: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!" Die Bürgersoldaten im Zirkus stimmten mit ein, in dieses Geschrey. Alles war in Bewegung. Hüte flogen in die Höhe; Schnupftücher wurden geweht; Freude strahlte auf allen Gesichtern. In dem Ganzen war Etwas unbeschreiblich Rührendes, das sich nur empfinden, aber nicht durch Worte mittheilen läßt. Mehr als eine halbe Million Menschen, die alle, aus Einem Munde, triumphirend über den Despotismus, im vollen Gefühle ihrer zerbrochenen Ketten, und ihrer erworbenen Freyheit, ausrufen: „Hoch lebe die Nation!" Eine so große Menge von Menschen versammelt; alle von einer Empfindung belebt; alle dieselben Worte im Munde: dieß ist ein Anblick, der so sehr mit demjenigen kontrastirt, was wir zu sehen und zu hören gewohnt sind, daß die Neuheit der Empfindung uns mit einem unwillkührlichen Schauer durchdringt, und unsere Seele in eine traurige, melancholische Stimmung versetzt, die wir sonst nur da fühlen, wo wir eine Gefahr vermuthen, deren Größe uns unbekannt ist. Sichtbar waren alle Zuschauer in einer solchen Stimmung: und dieses gab dem Feste etwas Grosses und Erhabenes. Die tiefste Stille folgte auf das tobendste Freudengeschrey. Man sah den Zug langsam und feyerlich, durch die drey Thore des Triumphbogens herein kommen: die Mitglieder der Nationalversammlung durch das mittlere Thor; die bewaffneten Bürger durch die beyden Neben-

thore. Tausend Gedanken verdrängten einer den andern, in den Gemüthern der Zuschauer. Erinnerung an das Vergangene; Freude über das Gegenwärtige; Gefühl von Stolz, Mitglied einer Nation zu seyn, die es nun schon dahin gebracht hätte, daß der Monarch ihr huldigen müßte, während andere Nationen ihren Monarchen huldigten; Hoffnung für das Zukünftige, mit der Furcht vermischt, ein so grosses, so schwer errungenes Gut, wiederum zu verlieren: alle diese Ideen kreuzten und drängten sich, eine die andere, und verursachten eine tiefe Stille unter den Zuschauern, deren starrer Blick auf das neue Schauspiel geheftet war, welches sich ihren Augen darbot. Ich sah viele, um mich her, ganz in gedankenloser Betäubung versunken, mit offenem Munde nach dem Triumphbogen hinstarren, und sich von dieser, durch die Größe und Neuheit des Schauspiels verursachten, Starrsucht erst dann wieder erholen, wenn ein neues Geschrey: „Hoch lebe die Nation!“ sich in der Nähe hören ließ, welches von dem einen Ende des Amphitheaters her kam, und sich, wie ein Lauffeuer, rund umher verbreitete.

Die Prozession, welche aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern bestand, unter denen mehr als 40,000 bewaffnet und in Uniformen gekleidet waren, kam allmählig durch den Triumphbogen herein. Durch die beyden Nebenthore des Triumphbogens zogen die Abgesandten, welche sich, zu beyden Seiten des Zirkus, unter dem Amphitheater in Ordnung stellten. Durch das mittlere Thor kamen die Mitglieder der Nationalversammlung, des Pariser Bürgerraths, und die Wahlherren. Diese begaben sich nach dem entgegengesetzten Ende des Zirkus, zu den, für sie, auf der bedeckten Gallerie bestimmten

Plätzen. Die Grenadiere, mit einem Theile der Bürgersoldaten, stellten sich auf die Stufen des Altars. Dem Altar gegen über stand, auf der einen Seite, das Bataillon der Kinder; auf der andern Seite das Bataillon der Veteranen. Die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs, die Gesandten der Armee und der Seesoldaten, stellten sich in die Mitte des Zirkus, rund um den Altar. Die ganze kriegerische Musik stand auf dem ersten Ruheplatze des Altars.

Während die Prozession durch den Triumphbogen hereinzog, erschallte plötzlich, auf der bedeckten Gallerie, und in dem Amphitheater unter derselben, ein Geschrey: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!“ Der Monarch erschien, in einem neuen, mit Gold gestickten Kleide, und setzte sich, mit lächelnder Miene, und mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, auf den für ihn bereiteten Lehnstuhl, zur Linken des Präsidenten der Nationalversammlung. Auf dem Lehnstuhle des Königs war (vermuthlich auf seinen Befehl) die Krone weggetrennt, und, statt derselben eine Freyheitsmütze gestickt worden. Hinter den König setzte sich Monsieur, der Bruder desselben, und neben diesen die Minister, in deren Gesellschaft der König gekommen war. Der König kam, wie man nachher erfuhr, in demjenigen Staatswagen, der sonst nur bey der Krönung gebraucht ward: um hiedurch zu verstehen zu geben, daß er diesen Tag als einen neuen Krönungstag ansehe a).

---

a) Der Verfasser hatte, unter dem diplomatischen Körper, in der bedeckten Gallerie, eine Stelle erhalten; und dadurch erhielt er Gelegenheit, Alles, was um den König vorgieng, in der Nähe zu beobachten.

Bald nachher erschien die Königin, den Dauphin an der einen, und die Kronprinzessin an der andern Hand. Mit unbeschreiblicher Majestät und Würde nahm sie ihren Platz hinter dem Könige ein. Auch Sie wurde mit Jubel und Freudengeschrey empfangen. Sie war äusserst geschmackvoll, aber sehr einfach gekleidet. Ihre Kleidung war ganz weiß, mit sehr vielen Perlen geschmückt, ohne alle Demanten. Ihr Kopfputz war mit schönen Federn von den drey Nationalfarben geziert. Durch diesen einfachen Anzug wurde die Schönheit der Königin um vieles erhoben. Jedermann, der sie sah, gestand: die Königin sey niemals reitzender, niemals schöner und majestätischer gewesen, als an diesem Tage.

Erst gegen halb vier Uhr war die Prozession ganz durch den Triumphbogen in den Zirkus herein gezogen. Nun wurde, durch ein abermaliges Laffeuer der Kanonen, der Anfang der Messe angekündigt. Der Bischof von Autun, und die sechszig Priester um ihn, fiengen die Messe an. Darauf wurden die drey und achtzig neuen Panner der Abtheilungen Frankreichs, und das grosse Panner der Armee nach dem Altar gebracht und eingesegnet. Es war ein ganz eigener Anblick, alle diese Panner auf den Stufen des Altars stehen zu sehen.

Nach geendigter Messe wurden die eingesegneten Panner wiederum abgeholt; die Priester verliessen den Altar: und nun kündigten die Kanonen und die kriegerische Musik den Eid an. Herr la Fayette, als der vom Könige erwählte Generalmajor des Bundesfestes, stieg oben auf den Altar, mit einer Fahne in der Hand; und die Stufen des Altars, so wie die

Ruheplätze, wurden von den Nationaltruppen besetzt. Hierauf sprach la Fayette, im Namen der bewaffneten Bürger von ganz Frankreich, folgenden Eid aus, den aber wegen der grossen Entfernung, Niemand von den Zuschauern hören konnte:

„Ich schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften die, von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, zu erhalten; die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, so wie auch die freye Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches sowohl, als die Einnahme der öffentlichen Steuern, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, gesetzmäßig zu beschützen; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben.“

Nachdem la Fayette diese Worte ausgesprochen hatte, schwang er die Fahne, welche er in der Hand hielt, streckte den Arm aus, und sagte: „Ich schwöre es.“ Alle bewaffneten Bürger, die Abgesandten der Armee, und die Seesoldaten; hundert tausend Stimmen zugleich, wiederholten, mit gen Himmel aufgehobenen Händen: „Ich schwöre es.“ Die Kanonen und die kriegerische Musik liessen sich hören.

Nach einer Pause, und einem tiefen Stillschweigen von einigen Sekunden, stand der Präsident der Nationalversammlung neben dem Könige auf, und sagte:

„Ich schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige, auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften, die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene

Konstitution zu erhalten; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben."

Hierauf streckte er seinen Arm aus; alle Mitglieder der Nationalversammlung standen auf, und sagten, zugleich mit dem Präsidenten: „Ich schwöre es." Lautes Freudengeschrey erschallte von allen Seiten des Amphitheaters; die Kanonen wurden gelöst, und die kriegerische Musik fieng an zu spielen.

Nach einer neuern und längern Pause, erhob sich der König von seinem Stuhle, trat einige Schritte vorwärts, und las folgenden Eid ab:

„Ich, König der Frankreicher, schwöre der Nation: alle die Macht, welche mir, vermöge des Gesetzes und der Konstitution des Staates, übertragen ist, zur Erhaltung der Konstitution anzuwenden, und über die Ausübung der Gesetze zu wachen."

Als der König diese Worte abgelesen hatte, legte er das Papier weg, streckte mit grosser Würde und Majestät, seinen Arm aus, und sagte, langsam und feyerlich: „Ich schwöre es." Die Königin hob, in diesem Augenblicke, den Dauphin in die Höhe, um denselben der Nation zu zeigen, und um ihn an dem Eide Theil nehmen zu lassen.

Nun standen, rund um das Amphitheater, alle 500 000 Zuschauer zu gleicher Zeit auf; sie nahmen die Hüte ab, streckten die Arme aus, und Alle, Männer, Weiber und Kinder, wiederholten zugleich, laut und vernehmlich, die Worte: „Ich schwöre es." Die Kanonen wurden gelöst, die kriegerische Musik ließ sich hören, und ein wildes, beynahe wüthendes Freudengeschrey: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe

der König! Hoch lebe die Königin!“ wiederhallte von allen Seiten, und erschütterte, bis in das Innerste der Seele, Alle, die an dem Feste Antheil nahmen. Kalt zu bleiben war hier unmöglich. Das tobende Freudengeschrey einer so ungeheuren Menge von Menschen machte einen schrecklichen Eindruck: es klemmte die Brust, und verursachte eine höchst unangenehme Empfindung von Bangigkeit, und ein fühlbares Zittern aller Nerven des Körpers; ein Zittern, dem auch der Stärkste zu widerstehen nicht im Stande war.

Der König gieng nach seinem Lehnstuhle zurück. Er umarmte seine Gemahlin und seine Kinder. Nun ward jeder vor Freude begeistert und ausser sich. Jeder umarmte, auf beyden Seiten, diejenigen, welche zunächst neben ihm sassen, ohne Rücksicht auf Rang, Alter und Geschlecht. Alle nannten sich Brüder, Schwestern, Freunde. Jeder versprach seinem unbekannten Nachbar brüderliche Liebe und Treue. Alle schworen sich einander zu: sie wären bereit, ihr Leben für die neue Konstitution, für Freyheit und Vaterland hinzugeben. Die, im Zirkus des Amphitheaters versammelte Armee, schwang ihre Schwerter; die Bürgersoldaten warfen die Waffen weg, umarmten sich und küßten sich; und von allen Seiten erschallte es wieder, und abermals wieder: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König!“ Freudenthränen liefen über alle Wangen; und zum erstenmal fühlte jeder Frankreicher, was Patriotismus sey, ein Gefühl, das nur freye Nationen kennen, weil nur freye Nationen ein Vaterland haben. Welch ein Anblick! Mehr als eine halbe Million Menschen, die sich alle brüderlich umarmen, die alle, im Gefühl ihrer erworbenen

Freyheit, glücklich sind! Welch ein Anblick! Noch schwebt mir das Bild dieses unvergeßlichen Tages lebhaft vor Augen; das Bild des Festes, dergleichen die Geschichte kein ähnliches beschreibt. Was waren alle die berühmten Feste der Griechen und der Römer, gegen dieses Freyheitsfest! und dieses Fest wurde nicht allein zu Paris; es wurde, an demselben Tage, und in derselben Stunde, in allen Theilen Frankreichs gefeyert! Fünf und zwanzig Millionen Menschen schworen, an demselben Tage und in derselben Stunde, sich Liebe, Eintracht und Freundschaft zu!

Der Eid sollte um zwölf Uhr Mittags geschworen werden. Aber durch die Regenschauer des Vormittags wurde die Prozession aufgehalten, und kam viel später nach dem Märzfelde, als sie daselbst erwartet worden war: so daß erst um halb fünf Uhr der Eid geschworen werden konnte. Gerade in der Stunde, in welcher, ein Jahr vorher, an demselben Tage, die Bastille erobert wurde, und Frankreich seine Freyheit erhielt. Jedem fiel dieses auf. Jeder sagte zu seinem Nachbar: „Seht hier den Finger der Vorsehung! der Himmel begünstigt unsere Unternehmung. Laßt uns ihm danken, und der erworbenen Freyheit würdig uns bezeigen!“ Bald wurde, rund um das Amphitheater, wiederholt: „Seht Brüder den Finger der Vorsehung, welche freye Völker liebt, und die Tyrannen haßt!“

Um fünf Uhr giengen die Zuschauer ruhig nach Hause. Die Prozession zog in eben der Ordnung wieder zurück, in der sie gekommen war. Die Abgesandten aus den Provinzen wurden zu La Muette bewirthet, wo in allen Alleen des Gartens Tische gedeckt waren.

Dieses schöne Fest endigte sich ohne den geringsten Zufall. Zwar versuchten einige Bösewichter auf der Schiffbrücke Unordnung zu verursachen. Sie brachen sogar, in dem Augenblicke als die Prozession darüber gehen sollte, einen Theil derselben ab. Aber nachdem sie in Verhaft genommen waren, blieb Alles ruhig, und die allgemeine Freude wurde durch nichts weiter gestört.

An dem Abende dieses feyerlichen Tages war die ganze Stadt erleuchtet. Sogar der König ließ sein Schloß der Thuillerien prächtig erleuchten. Vormals wäre dieß gegen alle Etikette gewesen; denn kein König von Frankreich nahm an öffentlichen Erleuchtungen Antheil. Alle geschahen ihm zu Ehren; und folglich wäre es unschicklich gewesen, selbst mit zu illuminiren. Dießmal aber erleuchtete der König, um die Nation zu ehren, welche glücklich zu machen, während seiner ganzen Regierung sein einziges Bestreben gewesen war.

Vorzüglich schön waren die Erleuchtungen auf dem Pontneuf und an dem Rathhause. Auf der Brücke war die Bildsäule Heinrichs des Vierten mit dreyfarbigten Nationalbändern geschmückt, und zwey durchsichtige, erleuchtete Medaillons, stellten Herrn la Fayette und Herrn Bailly vor, welche diesem guten Könige Blumen anboten. Dabey stand folgende Innschrift:

Ihn liebte das Volk, und Ludwig der Sechszehnte ist sein Erbe a).

---

a) Il eut l'amour du Peuple:
Louis Seize est son héritier.

Das Rathhaus war prächtig erleuchtet. Man las an demselben sehr viele durchsichtige, und durch dahinter gestellte Lichter erleuchtete Aufschriften. Folgende zwey mögen zur Probe dienen:

Alle Soldaten sind Brüder,
Alle Staatsbürger sind Soldaten a).

Ferner:

Unsere Einigkeit macht unsere Stärke b).

Gegen zehn Uhr des Abends war der Greveplatz ganz mit Menschen angefüllt, welche dahin gekommen waren, theils um die Erleuchtung an dem Rathhause zu sehen, theils auch um ein Te Deum zu hören, welches der Pariserpöbel einige Priester, die, zu diesem Zwecke, aus der Nachbarschaft herbey geholt worden waren, mit allen, bey solchen Gelegenheiten üblichen Feyerlichkeiten, zu singen gezwungen hatte. Kaum war dieses Te Deum geendigt, als schon der Pöbel, mit Einer Stimme, das bekannte Lied sang: Vive Henri quatre, Vive ce Roi vaillant, u. s. w. Diese Mischung des Feyerlichen und Religiösen mit dem Lustigen und Skurrilischen; die Mischung eines erhabenen Gesanges zu dem Lobe Gottes mit einem abgeschmackten Gassenhauer: diese Mischung hatte Etwas, das die Seele bis in das Innerste empörte, und (in der meinigen wenigstens) alle die Herzerhebenden Empfindungen auf Einmal auslöschte, welche die rührende Feyer des Bundesfestes in derselben erweckt hatte. Ich fühlte, mit Erschütterung, daß ich mich auf dem

---

a) Tous les soldats sont frères,
Tous les citoyens sont soldats.

b) Notre union fait notre force.

Greveplatze befand. Und dieses Gefühl erweckte auf einmal eine ganz neue Reihe von Ideen, die ich um Erlaubniß bitte, dem Leser mittheilen zu dürfen.

Der Pöbel verlief sich, und der Greveplatz wurde leer. Da stellte ich mich, dem Rathhause gegen über, unter den berüchtigten Laternenpfahl. Ueber mir war der eiserne Arm, an welchem die traurigen Hinrichtungen geschehen waren, und ich befand mich auf eben der Stelle, auf welcher die unglücklichen Schlachtopfer der unbesonnenen Wuth eines aufgebrachten Pöbels, ein Jahr vorher, an eben diesem Tage, gestanden hatten. In dem Platze, welchen ich jetzt vor mir hatte, sah ich das wahre Bild der unbeständigen und leichtsinnigen französischen Nation, welche, in wenigen Augenblicken, von einem Extrem zum andern überspringt, und von der überlegtesten Grausamkeit zur rauschendsten und unbegreiflichsten Freude übergeht.

Der Greveplatz war, schon seit langer Zeit, derjenige Platz, auf welchem die rührendsten und die schrecklichsten Schauspiele, oft in wenigen Stunden, nach einander folgten. Auf dem Greveplatz wurden alle Verbrecher hingerichtet; auf dem Greveplatze wurden Triumphbogen errichtet, Erleuchtungen angebracht, und Geld ausgeworfen, so oft die Regierung, wegen der Geburt, oder wegen der Vermählung eines Prinzen, dem Volke ein öffentliches Freudenfest geben wollte. Man sah nicht das Unschickliche dieses Verfahrens. Niemand fiel es auf, daß eben die eisernen Pfosten, an welche man einen Damiens und eine Ravaillac befestigte, um sie mit glühenden Zangen zu zwicken, ein paar Tage nachher einem abzubrennenden Feuerwerke zur Stütze dienten. Man fand es nicht

empörend, daß auf demselben Gerüste, auf welchen Cartouche, Nivet, und tausend andere, waren gerädert oder lebendig verbrannt worden, bey öffentlichen Freudenfesten, Taschenspieler und Lustigmacher dem Volke ihre Possen vorgaukelten. Niemand hielt sich darüber auf, daß diese gefühllosen Menschen auf der Asche jener Unglücklichen herumtanzten.

Seit der Revolution war es leider! noch nicht besser geworden. Auf dem Greveplatze, auf welchem die Hinrichtungen eines de Launay, Foulon, Berthier, Favras, und des unglücklichen Bäckers geschahen: auf eben diesem Platze, tanzte der gefühllose Pariserpöbel die ganze Nacht durch, nach den Tagen, an denen diese Ermordungen geschehen waren. Schreckliche Hinrichtungen und freudige Erleuchtungen sind, auf diesem Platze, nach der Revolution, mit fürchterlicher Schnelligkeit auf einander gefolgt. — Die Geschichte lehrt, daß niemals ein Volk so schnell vom Schrecken zur Freude, und von der Freude zum Schrecken überzugehen fähig war, als das französische Volk, welches ohne Aufhören mit sich selbst im Widerspruche ist.

Was mag wohl (so sprach ich zu mir selbst) Ludwig der Sechszehnte gedacht haben, als er, am 17 Julius 1789, diese Stufen herauf stieg; die Stufen, von denen, drey Tage vorher, ein rasender Pöbel, die Schlachtopfer seiner Rache weggerissen hatte, um sich an dem Anblicke ihres zerfleischten Körpers zu weiden? Was mag wohl in Ludwigs Seele vorgegangen seyn, als er sich, an jenem Fenster, auf Befehl des Volkes, dem Volke zeigte; als er aus dem Fenster den schrecklichen Laternenpfahl erblickte, an welchem seine Die-

ner ihr Leben verloren hatten? Was mögen die ihn umgebenden Höflinge, welche mit ihm von Versailles nach Paris gekommen waren, bey diesem Anblicke empfunden haben? Und die Königin von Frankreich, was dachte sie wohl, als sie, am 6ten Oktober 1789, von dem Abschaume des Pöbels verspottet und verhöhnt nach Paris gebracht wurde, und die Stufen dieser Treppe hinan stieg? — Mit solchen und ähnlichen Gedanken, verließ ich den Greveplatz, um den Ausbruch der Freude eines freyheittrunkenen Volkes auch in andern Gegenden der Stadt zu beobachten.

Am achtzehnten Julius war abermals ein Festtag. Auch an diesem Tage war allen Wagen und Pferden verboten, sich in den Straßen von Paris sehen zu lassen. Am Vormittage hielt Herr la Fayette, auf dem Märzfelde, Musterung über die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Die Bänke des Amphitheaters waren abermals mit Zuschauern besetzt. Der Himmel blieb rein und klar. Gegen neun Uhr fiengen die Truppen an, zu defiliren, und mancherley militärische Evolutionen zu machen. Bewaffnete Bürger und Soldaten waren durch einander, und unter einander vermischt. Die Zuschauer klatschten ihnen Beyfall zu, und riefen, einmal über das andere: „Hoch leben unsre Brüder die Nationalgarden! Hoch lebe die Bürgermiliz!“

Nach geendigter Musterung tanzten die Bürgersoldaten, um den Herrn la Fayette herum, spiralförmige Reihentänze: so daß sie den Kreis um ihn immer enger und enger machten. Sie gaben ihm hierdurch Beweise ihrer Anhänglichkeit und ihrer Ergebenheit: und la Fayette schien darüber sehr gerührt zu seyn.

Darauf ward ein großer, mit den Nationalfarben gezierter Luftballon in den Zirkus des Märzfeldes gebracht. Er wurde mit Wasserstoffgas angefüllt. Aber in dem Augenblicke, in welchem der Ballon auffliegen sollte, fieng derselbe an zu brennen, schlug um, und beschädigte einige, in der Nähe stehende Personen. Die Hitze war an diesem Tage unerträglich. Darüber erlaubten sich die Zuschauer auf dem Amphitheater gotteslästerliche Scherze, welche aber mit Beyfallklatschen und mit Freudengeschrey aufgenommen, und, rund um das Amphitheater herum, weiter verbreitet wurden. Sie sagten, unter andern ähnlichen Einfällen: „Gott ist ein Aristokrate; er ersäuft uns an dem Tage des Bundesfestes, und bratet uns am Tage des Luftballons.“

Nach mißlungenem Versuche mit dem Ballon, fieng die Armee in dem Zirkus, vereinigt mit den Zuschauern auf den Bänken des Amphitheaters, an, das neue Nationallied: Ca ira, ça ira, ça ira, zu singen. Folgende Strophen wurde vorzüglich oft wiederholt:

Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Suivant les maximes de l'Evangile,
Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Du Législateur tout s'accomplira.
Celui qui s'éleve, on l'abaissera.
Celui qui s'abaisse, on l'élevera.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Le vrai d'avec le faux l'on connoîtra.
Le peuple armé toujours se gardera;
Le clergé regrette le bien qu'il a.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira;
Par justice la nation l'aura.

Pierrot et Margot chantent à la guinguette,
Ah ! ça ira, ça ira, ça ira.
Réjouissons-nous, le bon tems viendra.
Ah ! ça ira, ça ira, ça ira.

Am Nachmittage war ein Kampf der Fischer und Schiffleute auf der Seine zu sehen, welche sich, auf ihren Nachen, um gewiße Preise, mit einander balgen und schlagen mußten, um den Pöbel zu belustigen. Dieses widrige Schauspiel, das dadurch noch unangenehmer wurde, weil dabey das Leben der Kämpfenden selbst in Gefahr kam, welche, einer nach dem andern, von ihren Gegnern in den Fluß gestürzt wurden, und nicht ohne Mühe sich durch Schwimmen retten konnten, war, schon seit einigen Jahren, von der Pariserpolizey verboten gewesen. Aus dieser Ursache hielt Herr Bailly für nöthig, dasselbe wiederum einzuführen: denn ihm war bekannt, daß er sich durch nichts bey dem Volke beliebter machen konnte, als wenn er, von Allem, was unter der vorigen Regierung geschehen war, gerade das Gegentheil that.

Bey anbrechender Nacht wurde, auf Kosten der Stadt Paris, ein schönes Feuerwerk auf der Seine abgebrannt.

Nachher ward die Stadt prächtig erleuchtet. Vorzüglich schön zeigte sich die Erleuchtung der Thuillerien. Das ganze Schloß war wie mit Lampen bedeckt. In dem Garten der Thuillerien waren die Bäume durch Guirlanden brennender Lampen von mancherley Gestalt und Farbe verbunden. Die Straßen von Paris wimmelten von Menschen, die sich, jauchzend und jubelnd, dem Ausdrucke der lautesten Freude um so viel ruhiger überließen, da sie weder durch Pferde,

noch durch Wagen gestört zu werden, sicher seyn konnten. Schaaren von Menschen zogen singend durch die Strassen, und aus den Häusern rief man, einmal über das andre: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König!“ Die große Rotunde der sogenannten neuen Halle, war inwendig, rund um die Kuppel, erleuchtet, und ganz mit Menschen angefüllt, welche durch Tanzen, durch Singen und durch Jauchzen, ihre Freude recht lebhaft auszudrücken suchten.

Aber wie soll ich den Anblick beschreiben, den die Elisäischen Felder darboten! Nie habe ich etwas gesehen, das einer Zuberey ähnlicher schien. Dieser große Wald in der Nähe der Hauptstadt war, durch mannigfaltig gewundene Guirlanden der buntesten Lampen, welche von Bäumen zu Bäumen sich schlängelten, und durch hohe, mit brennenden Lichtern besteckte, Pyramiden erleuchtet. Gelbes, grünes und rothes Feuer, schien auf den Spitzen der Bäume zu lodern, aus denen sich, von Zeit zu Zeit, eine steigende Rakete gen Himmel erhob. Zwischen den leuchtenden Bäumen wandelten Tausende und aber Tausende, Arm in Arm, freudig singend und jubelnd; Mütter mit ihren Kindern; Mädchen mit ihren Liebhabern; Zöglinge mit ihren Lehrern. Hie und da war, in einem unerleuchteten Theile des Waldes, eine Bande Musikanten versteckt, welche das Ohr mit Musik erquickten und das Herz zur Freude stimmten. An einigen Stellen sah man tanzende Gruppen; an andern Stellen hatten sich große Haufen auf das Gras gelagert, welche, friedlich und freundschaftlich, die mitgebrachten Speisen und das Getränke unter sich theilten, und die Vorübergehenden zu dem ländlichen Schmause einlu-

den. Da war kein Unterschied der Stände, keine Rang- oder Geschlechtsordnung. Alle waren gleich; und alle fühlten sich glücklich in dieser Gleichheit. Hier warf man nicht, wie vormals, Brod und Fleisch unter das Volk; gleichsam als wenn es hungrige Hunde wären, denen man durch einen Bissen das Maul stopfen muß. Nein! hier theilte Jeder seinen Vorrath mit demjenigen, welcher zunächst neben ihm saß. Wer da hatte, der gab demjenigen, der da nicht hatte. Darinn bestand die Gleichheit! und dieses ist wahrlich! eine wünschenswürdige Gleichheit. Es war ein Volksfest: und leider! muß ich hinzusetzen, das Einzige Volksfest, welches ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!

Aber je später es in der Nacht ward, desto interessanter und mannigfaltiger wurden die Gruppen, welche man in diesen Zaubergärten erblickte. Neben einem Haufen schnellfüßiger Tänzer hatte sich ein anderer Haufe auf das Gras gelagert, welcher ohne Anstrengung genießen wollte. Diese sahen und hörten stillschweigend zu, und die innigste Freude war auf ihren Gesichtern zu lesen. In einiger Entfernung schliefen Männer, Weiber, Mädchen und Kinder, welche sich müde getanzt und gesprungen hatten, ruhig unter und neben einander. Einige Muthwillige schlichen sich mitten unter sie, und riefen mit lauter Stimme: „Hoch lebe die Nation!“ Die Schlafenden erwachten, sprangen auf, riefen: „Hoch lebe die Nation!“ und legten sich dann abermals nieder, um aufs Neue einzuschlafen. Unter einem großen Baume, an welchem die Lampen schon zum Theil ausgegangen waren, sah ich selbst, einen Priester, einen Soldaten,

ein Freudenmädchen, einen Friseur und einen ehrlichen alten Pariserbürger, ruhig und friedlich neben einander schlafen.

Aber rührender als Alles übrige war dasjenige was man bey der Bastille sah. Hier war, auf den Ruinen, ein Gerüst erbaut, welches den Plan dieser Festung vorstellte. Drey und achtzig, mit ihren Wurzeln ausgegrabene Bäume, war hieher verpflanzt. An den Bäumen las man die Namen der drey und achtzig Abtheilungen Frankreichs. Diese Bäume waren ganz mit Lampen besäet, und unter einander durch Guirlanden von vielfarbigten Lampen verbunden. Unter diesem erleuchteten Gewölbe tanzten und sprangen singend eine Menge freudiger Pariser um einen Pfahl herum, auf welchem eine Freyheitsmütze befestigt stand. An den acht Ecken der Festung, wo vormals die Thürme gewesen waren, befanden sich Gerüste, auf denen eben so viele Banden Musikanten französische Tänze leyerten.

An der Stelle, wo die unterirdischen Kerker sich befanden, hatte man eine künstliche Höhle angebracht, deren Eingang nur schwach erleuchtet war; nicht mehr als nöthig schien, um die Finsterniß sichtbar zu machen. Darüber sah man ein Gemälde, welches einen Mann und eine Frau vorstellte, die mit schweren Ketten beladen waren. Nicht weit davon stand ein Pfahl, mit Nationalbändern geschmückt und mit der Aufschrift: Freyheit. Der Aufenthalt des Schreckens, der Seufzer und der Thränen, war jetzt in einen Tempel der Freude verwandelt.

Ueber dem Eingange der Bastille stand, mit großen Buchstaben, die Aufschrift: „Hier ist ein Tanz-

saal.“ In meinem Leben hat keine Aufschrift so großen Eindruck auf mich gemacht, als diese Aufschrift über den Ruinen der Bastille.

Nachdem alle diese Feyerlichkeiten geendigt und die Abgesandten in ihre Provinzen zurückgereist waren, giengen die Bürger von Paris wiederum an ihre Arbeit, welche sie, zu ihrem nicht geringen Schaden, schon seit mehr als vierzehn Tagen hatten versäumen müssen. Indessen gab bald ein sonderbarer Vorfall der ganzen Stadt Stoff zum Gespräche.

Am 29. Junius, am Tage Sankt Peters und Sankt Pauls, kamen, gegen Mittag, zwey gutmüthige Schwärmer, aus angesehenen Familien, Namens Dhosier und Petitjean, nach St. Cloud, wo sich damals die königliche Familie befand. Sie setzten sich vor den Eingang des Schlosses, und blieben, ohne sich zu bewegen, oder mit einander zu sprechen, nachdenkend und ernsthaft sitzen, bis die Nacht einbrach. Man beobachtete sie; man bat sie, sich wegzubegeben; man fragte: wer sie seyen? Aber sie antworteten nicht. Um eilf Uhr des Nachts wurde das eiserne Gitter, des Schloßhofes zugeschlossen: aber sie blieben ausser dem Gitter stehen. Endlich befahlen sie ihren Bedienten, mit dem Wagen nach Paris zurück zu fahren. Sie aber setzten sich nieder. Es war zwey Uhr in der Nacht, und noch blieben sie da. Die Streifwache frägt: Was sie da machen? Sie antworten: Wir sind hier, auf Befehl des Königs und des Herrn. Nun werden sie nach dem Wachthause geführt, und der Maire von St. Cloud wird auf

dem Bette geholt, um diese verdächtigen Personen auszufragen. Herr Dhosier sagte: er nenne sich Paulus, wie der Heilige dieses Tages, und er habe von Gott selbst Befehl erhalten, sich nach St. Cloud zu begeben. Herr Petitjean gab zur Antwort: er heiße Petrus, und er komme nach St. Cloud, auf Befehl der heiligen Mutter Gottes, um Sr. Majestät, dem Könige, eine Schrift zu überreichen, welche er bey sich habe. Der Maire forderte diese Schrift von ihm, und er übergab dieselbe. Sie war mit blauer Dinte auf Pergament geschrieben, war voller orthographischer Fehler, und enthielt nichts als mystischen Unsinn.

Den beyden Schwärmern wurde befohlen, St. Cloud zu verlassen, und nach Paris zurück zu kehren. Sie aber behaupteten: sie seyen da auf Befehl des Königs; der König habe sie von Paris kommen lassen; und ohne einen Befehl von dem Könige würden sie St. Cloud nicht verlassen. Nach genauer Erkundigung fand sich, daß dieses Vorgeben ungegründet war. Der König sandte Herrn de Villequier zu den beyden Männern. Da sagten sie aus: nicht Ludwig der Sechszehnte, sondern ein höherer König als er, habe ihnen befohlen, nach St. Cloud zu kommen.

In jedem andern Lande hätte man diese beyden Schwärmer, die offenbar an einer Verrückung des Verstandes litten, ihrem Schicksale überlassen. Daß aber dieses nicht geschah, daran war ein Wahnsinniger von einer andern Art, Herr Brissot de Warwille schuld. Dieser Mann war Vorsitzer des Pariser geheimen Inquisitions-Tribunals. Er ließ daher die beyden Männer nach Paris in das Gefängniß bringen,

und behandelte sie als Staatsverbrecher. Er behauptete: in der von ihnen übergebenen Schrift sey, unter mystischen Bildern, der Plan zu einer Gegenrevolution versteckt, und man müsse in dieser Sache mit aller möglichen Vorsicht zu Werke gehen. Demzufolge gab sich nun Herr Brissot, nebst seinen Kollegen, ein gewaltiges Ansehen. Mit aller Strenge eines Groß-Inquisitors untersuchte er: woher die Schrift komme. Herr Dhosier sagte aus: er habe dieselbe von der Madame Thomassin zu Nancy erhalten. Sogleich wurde Madame Thomassin zu Nancy sowohl, als ihre beyden Freundinnen, Madame Jumilhac zu Limoges, und Madame de Vassart zu Barle Duc, in der Nacht, aus ihren Betten geholt und nach Paris gebracht. Eine von diesen Damen sagte aus: Sie habe sich magnetisiren lassen, dadurch sey sie in den magnetischen Schlaf gefallen, und während dieses Schlafes habe sie mit der heiligen Jungfrau Maria gesprochen, welche ihr die Schrift in die Feder diktirt habe. Aller seiner Bemühungen ungeachtet, war Herr Brissot doch nicht im Stande, diese Schwärmer auf das Schaffot zu bringen. Er sah sich genöthigt ihnen die Freyheit wieder zu schenken. Doch ließ er, um wenigstens Etwas zu thun, eine Schrift drucken, unter folgendem Titel:

Projet de Contre-Révolution par les somnambulistes, ou rapport dans l'affaire de M.M. Dhosier et Petitjean.

Die Verachtung gegen den Herzog von Orleans war, seit seiner Zurückkunft nach Paris, allgemein, und Niemand gab sich länger Mühe dieselbe vor ihm zu verbergen. Er wurde sogar öffentlich beschimpft.

Zwey Tage nach seiner Ankunft kam er nach dem Schlosse der Thuillerien, um dem Könige seine Aufwartung zu machen, und von seiner vorgeblichen Gesandtschaft Bericht abzustatten. Auf der Treppe begegnete ihm Herr de Goglas, General-Adjutant der französischen Armee, ein Mann, dessen Karakter allgemein geschätzt war. Herr de Goglas gab dem Herzoge einen heftigen Stoß mit seinem Ellenbogen. Der Herzog fragte verwundert: „Was verlangen Sie mein Herr?“ Herr de Goglas gab zur Antwort: „Ihre Frage ist unverschämt, mein Herr Herzog.“ Orleans gieng weiter, und begab sich in das königliche Zimmer. Herr de Goglas folgte, stellte sich dem Herzoge gegen über, und sah ihm starr in das Gesicht. Der Herzog gieng weg, und Herr de Goglas folgte ihm auf dem Fuße nach. Orleans fragte: „Ey, warum verfolgen Sie mich?“ Die Antwort war: „Ein rechtschaffener Mann kann wohl einmal, durch Zufall, in die Fußstapfen eines H....ts treten.“ Der Herzog antwortete nicht, sondern gieng nach Hause. Dort rief er seine Freunde zusammen, und fragte: Wie er sich in dieser Sache zu verhalten hätte? Der Herzog von Biron und Herr de la Touche sagten: er müsse seinen Beleidiger herausfordern. Die übrigen, welche die Feigherzigkeit des Herzogs kannten, hielten dafür: er würde am besten thun, wenn er sich um den Vorfall gar nicht bekümmere. Dieser Meynung stimmte der Herzog bey. Nun schlug Herr de la Touche vor: er wolle, statt des Herzogs, Genugthuung fordern. Er gieng zu Herrn de Goglas, und sagte ihm, was die Absicht seines Besuchs sey. Goglas fragte: „Fordern Sie mich in Ihrem

eignen Namen heraus, oder als Schatzmeister des Herzogs?" — „Als Schatzmeister des Herzogs." — Sogleich zog Herr de Goglas die Glocke, rief seinen Kammerdiener, und sagte: „Hier, Herr de la Touche, hier ist der Mann, der Ihnen Genugthuung verschaffen wird: die Herren müssen sich mit den Herren, und die Bedienten mit den Bedienten schlagen."

Als der Beschluß der Nationalversammlung, welcher die Abschaffung aller adelichen Titel, Wappen und Livreen befahl, dem Könige zur Genehmigung vorgelegt wurde, da war, unter allen Ministern, Herr Necker der einzige, welcher dagegen Einwendungen machte; und zwar aus folgenden Gründen. Er behauptete: das Volk werde dabey nichts gewinnen, und den untern Klassen der Gesellschaft könne es ganz gleichgültig seyn, ob es adeliche Titel gebe oder nicht. „Die wahre Methode," so drückt sich Herr Necker aus, „die wahre Methode, allen Kinderspielen der Eitelkeit ihren Werth zu benehmen, besteht nicht darinn, dieselben sorgfältig zu verbieten. Viel besser erreicht man seinen Zweck, wenn man sie ruhig und gleichgültig ansieht; wenn man bloß allein Talente, Tugenden, und wahres Verdienst schätzt. Unmöglich kann man, in einem so großen Reiche wie Frankreich ist, Vorurtheile durch ein Gesetz zerstören. Vorurtheile bringt die Zeit hervor, und die Zeit allein kann sie zernichten. Alle großen Veränderungen müssen vorbereitet seyn. — Und was die Wappen betrift, so läßt sich gar nicht einsehen, warum man dieselben abschaffen sollte. Nichts kann dem Volke gleichgültiger seyn,

als die Existenz der Wappen. — Die Abschaffung der Livreen möchte vielleicht dem Volke gefallen. Aber eine Menge von Arbeitern, welche jetzt Tressen und Bänder für die Livreen verfertigen, werden alsdann ausser Brod gesetzt. Hierunter wird Paris vorzüglich leiden, welches viele Manufakturen dieser Art hat."

Auf diese Gedanken des Herrn Necker erschienen sehr viele Antworten. Für die beste darunter hielt man die Antwort des Herrn Anthoine, eines Mitgliedes der Nationalversammlung. „Sie sagen," so redete Herr Anthoine den Herrn Necker an, „das Volk werde bey der Abschaffung der adelichen Titel nichts gewinnen! — Freylich wird dasselbe deswegen keinen Heller weniger Steuer bezahlen. Aber, glauben Sie, weil Arbeiter und Handwerksleute, nicht, wie Sie und ich, schöne Reden halten, oder schöne Bücher schreiben können, daß dieselben deswegen für die Ehre weniger empfänglich seyen? Wahrlich! das Gesetz der völligen Gleichheit der Menschen war in alle Herzen gegraben, lange vorher, ehe die Bekanntmachung der Rechte proklamirt wurde. Glauben Sie, es werde die Seele des Handwerkers nicht erheben, wenn er bey sich selbst fühlt, er sey eben so gut, als Derjenige welcher ihm Arbeit giebt? Uebrigens ist die völlige Gleichheit nichts weniger als eine Schimäre. Wir arbeiten alle um den Lohn. Und so wie ich den Schneider bezahle, der mir einen Rock macht: so bezahlen auch mich meine Kommittenten, um in der Nationalversammlung meine Stimme zu geben, und um diesen Brief an Sie zu schreiben. Das Gesetz könne, sagen Sie, ein Vorurtheil nicht vernichten. Nein! aber die Vernichtung des Vorurtheils wird

schnell auf die Proklamation des Gesetzes folgen. — Und was die Wappen und die Livreen betrift, so sind sie weiter nichts als lächerliche Kinderspiele der Eitelkeit; gothische Attribute eines Rittergeistes, der nicht mehr vorhanden ist. Was soll uns dann verhindern, dieselben abzuschaffen? Endlich endlich ist die Zeit gekommen, wo Vorurtheile aller Art, vor der Stimme der Vernunft, sich verkriechen müssen. Das Vorurtheil der Eitelkeit, welches auf die großen Thaten unserer Vorfahren sich stützt, hat einerley Ursprung, mit dem Vorurtheile der Infamie, welches die Nachkommen eines Verbrechers beschimpfte. Dieses letztere Vorurtheil ist, durch große Beyspiele, schon vertilgt. Die Handlungen eines Andern, sie mögen gut seyn oder schlecht, dürfen, weder im Guten noch im Bösen, Einfluß auf die Meynung haben, welche man von Uns hegt. Und wenn das Schaffot des Vaters nicht länger den Sohn entehrt; so dürfen die Lorbeeren seiner Voreltern eben so wenig ihm Ehre bringen. Dieses ist die Sprache der gesunden Philosophie."

Ein Vorfall, welcher, um diese Zeit großes Aufsehen machte, war die Flucht des Herrn Bonne Savardin a) aus den Gefängnissen des Chatelet. Da dieser Mann wegen eines Staatsverbrechens angeklagt war, in welches Herr de St. Priest, der Minister mit verwickelt zu seyn schien b): so zweifelte Niemand daran, daß nicht derselbe die Flucht des Verbrechers beschleunigt hätte. Sogleich wurden Steck=

a) Man sehe oben Band 3. S. 283. 315.
b) Ebendaselbst S. 316.

briefe nach allen Theilen des Königreiches gesandt, um sich dieses Mannes wiederum zu versichern. Herr la Fayette sandte seine Adjutanten ab. Einer derselben kam dem Flüchtlinge sehr bald auf die Spur, und holte ihn zu Barsur Aube ein, als er eben Pferde wechseln wollte. Man fand ihn in Gesellschaft des Abbe Barmond, eines Mitgliedes der Nationalversammlung, welcher ihm einen Platz in seinem Wagen gegeben hatte. Beyde wurden nach Paris zurückgeführt.

Von allen Ministern des Königs ward, schon seit einiger Zeit, keiner mit solcher Wuth verfolgt, als Herr de St. Priest. In jeder Woche klagte ihn der Eine, oder der Andere neugeschaffene Politiker, in Journalen, Zeitungen, oder fliegenden Blättern an. Die wahre Ursache dieser Verfolgung blieb Niemand unbekannt, der da wußte, wie sehr Mirabeau der Feind dieses Ministers war, dem man doch mit Recht Nichts vorwerfen konnte. Endlich wurden die Anklagen ernsthaft, als der geheime Untersuchungs-Ausschuß der Stadt Paris den Herrn de St. Priest öffentlich des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig erklärte, welches der Groß-Inquitor der Staats-Inquisition, Brissot de Warwille, in folgenden Ausdrücken bekannt machte:

„Sintemalen aus der Untersuchung erhellet, daß der Herr Guignarde de St. Priest, weit entfernt strafbare Machinationen von sich abzuweisen, oder den Gerichten anzuzeigen, den Herrn de Bonne Savardin sehr freundschnftlich aufgenommen, und demselben noch andere, nicht wenige konstitutionswidrige Plane, mitgetheilt hat; da ferner der Herr Guignard

de St. Priest, ohne Aufhören, seinen Haß und seine Verachtung gegen die Nationalversammlung, und gegen die von derselben beschlossenen, und von dem Könige genehmigten Gesetze gezeigt hat: so hält der geheime Untersuchungs-Ausschuß dafür: daß der Herr Franziskus Emanuel Guignard de St. Priest des Verbrechens der beleidigten Nation anzuklagen sey."

Nach einer so förmlichen Anklage, die sein Leben in in Gefahr setzte, hielt Herr de St. Priest dafür, er dürfe nun nicht länger schweigen. Er schrieb daher einen Brief an den Präsidenten der Nationalversammlung, in welchem er die, gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen, für niederträchtige Verläumdungen erklärte, und eine so ungerechte Anklage, als die Anklage des Schwärmers Brissot war, mit Verachtung von sich ablehnte.

Auch gab Herr de St. Priest bald nachher eine vortrefliche Schrift zu seiner Vertheidigung heraus. Es wäre, sagte er, ein besonderes Beyspiel der Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge, daß er, dem, im Monate Julius 1789, die Nationalversammlung öffentlich das Zeugniß gegeben hätte: er verdiente ihre Hochachtung und die Hochachtung der ganzen Nation a) nunmehr, im Julius 1790, als der Feind der Nationalversammlung, und als ein Verräther des Volks angeklagt würde. Die Ursache dieser auffallenden Veränderung ließe sich nicht errathen. — Die Verfolgung gegen Herrn de St. Priest hatte im September 1789 angefangen; gerade zu der Zeit, als die Verschwornen den Plan zu dem Königsmorde mach-

a) Man sehe Band I. S. 347.

ten. Damals wurde Herr de St. Priest bey den Distrikten der Stadt Paris angeklagt. Die Anklage ward untersucht; man fand ihn unschuldig; und er wurde, mit dem ehrenvollesten Zeugnisse, losgesprochen. Im Oktober klagte ihn Mirabeau an, wegen einer Antwort, die er vorgeblich den Pariser Fischerweibern gegeben haben sollte a). Er erklärte sich darüber. Die Anklage wurde dem Untersuchungsausschusse übergeben, und der Minister erhielt keine Genugthuung. Im May 1790, klagte ihn Mirabeau abermals an, daß er, in Rücksicht auf den Aufruhr zu Marseille, die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht befolgt hätte. Er aber bewies der Versammlung, am zweyten Junius, daß auch diese Anklage ungegründet wäre. Nun wurde er abermals angeklagt. Und was für eine Anklage! Eine Anklage, die sich auf ein Tagebuch des Herrn Bonne Savardin gründet. In diesem Tagebuche hatte Herr Bonne Savardin eine Unterredung aufgezeichnet, welche er mit einem gewissen Jemand, der nicht genannt war, gehalten zu haben vorgab.

Kaum hätte man, zu den Zeiten der Bastillen und der Richelieu's, es wagen dürfen, eine solche Anklage vorzubringen. Jetzt aber ward dieselbe nicht nur vorgebracht, sondern, an den Tagen vor dem Bundesfeste, wurden die schrecklichsten Schmähschriften in der ganzen Stadt ausgestreut, worinn man den Pöbel aufforderte, Herrn de St. Priest zu ermorden; worinn man die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs aufforderte, auf dem Märzfelde, die Entlassung aller Minister von dem Könige zu verlangen.

a) Man sehe Band 3. S. 54.

„Wahrlich!“ sagt Herr de St. Priest, „wenn ich nicht damals das Schlachtopfer eines betrogenen Haufens geworden bin; wenn nicht das allererhabenste Fest durch eine Mordthat befleckt wurde; so ist dieses gegen den Willen des Untersuchungsausschusses geschehen.“ Die Verachtung der Nationalversammlung, welche man dem Minister vorwarf, war eine eben so unwahre als ungegründete Beschuldigung. Der Ausschuß brachte keine Beweise vor; es gab derselbe weder Ort, noch Zeit, noch Gelegenheit, noch Umstände an. Eine solche Anklage würde vor jedem Gerichte in der Welt zurückgewiesen werden. Und wie kann man Jemand, wegen einer vertrauten Unterredung, einen Kriminalprozeß machen? Oder sollte dieses die so gerühmte Freyheit seyn? Eine Staatsinquisition, welche die innersten Geheimnisse einer Familie ausforscht; welche die vertrautesten Unterredungen aufschreibt! Dann befand sich Frankreich wiederum in den Zeiten der Richelieu, welcher den de Thou hinrichten ließ, weil dieser eine geheime Unterredung ihm nicht hatte eröffnen wollen. Die Frankreicher befanden sich in eben der traurigen Lage, in welcher sich vormals die Römer, zu den Zeiten der Angeber, befanden. Es war ihnen nicht erlaubt, einen Verwandten, oder einen Freund zu haben; und, wegen eines Wortes, wegen eines Blickes, der dem Tiberius verdächtig vorkam, wurden sie nach dem Schaffote geschleppt. So auch in Frankreich!

Die traurigen Folgen der demokratischen Grundsätze, welche die Nationalversammlung der französi-

schen Nation predigte, und der, von dem Volke so sehr mißverstandenen, Bekanntmachung der Menschenrechte, fiengen indessen, in den Provinzen, immer mehr und mehr an sich zu zeigen. Am zwanzigsten Julius las der Finanzminister Lambert der Versammlung einen Bericht vor, worinn er sagte: Es würde unmöglich seyn, den Finanzen länger vorzustehen, wenn nicht die Nationalversammlung Ordnung und Ruhe in dem Reiche herstellte. Aufruhr, Räubereyen, und übertriebener Freyheitsgeist, welcher Niemand gehorchen wolle, setzten (sagte er) im ganzen Reiche, der Einsammlung der öffentlichen Steuren unüberwindliche Hindernisse entgegen. Man suche das Volk zu überreden, daß, wenn es sich hartnäckig weigere, die Steuern zu bezahlen, diese Steuern alsdann würden aufgehoben werden. Bey hellem Tage würden kontrebande Waaren, mit bewaffneter Hand, eingeführt. Das Volk beschütze die Schleichhändler, und die Bürgermiliz versage ihre Hülfe, weil dieselbe, wie sie sich ausdrücke, nicht gegen die Nation streiten wolle. An andern Orten würden die Mauth- und Zollbedienten ermordet, und die Mauthhäuser verbrannt und geplündert.

Zu Lyon wurden aufrührische Schriften ausgetheilt, welche das Volk ermahnten, sich der Bezahlung der Akzise zu widersetzen. Der Pöbel begab sich nach den Thoren; verjagte die Zolleinnehmer; und führte im Triumphe eine Menge akzisbarer Waaren in die Stadt ein. Der Bürgerrath der Stadt blieb dabey unthätig, und gab sich keine Mühe, diesen Unordnungen Widerstand zu thun. Am neunzehnten Julius bemächtigte sich der Pöbel eines Soldaten

des

des Schweitzerregiments Sonnenberg, und hängte denselben an den Laternenpfahl auf. Dreymal riß der Strick. Aber zum viertenmal ward er aufgehängt. Sein Leichnam wurde in Stücken gehackt, und, mit kannibalischer Wuth, in den Strassen der Stadt herum geschleift. Niemand widersetzte sich diesen Grausamkeiten. Am sieben und zwanzigsten Julius versammelten sich abermals gegen zweytausend Handwerksgesellen, und zogen, in Begleitung des Pöbels, nach dem Rathhause, dem Zeughause, und dem Pulvermagazine. Die Bürgermiliz, vereinigt mit den Schweitzern, zogen dem wüthenden Haufen entgegen. Es kam zum Gefechte, und von beyden Seiten wurden einige getödtet. Endlich ward der Pöbel durch die Soldaten zerstreut.

Das Betragen der Feinde der Revolution, der sogenannten Aristokraten, war äusserst sonderbar. Sie machten auch nicht Einen Versuch, die Sache des Königs und ihre eigene Sache gegen die Demagogen nachdrücklich zu vertheidigen. Endlich wurde ein solcher Anschlag gemacht, aber es mißlang derselbe, ungeachtet er fein genug ausgedacht war; denn man hatte gesucht, den Patriotismus gegen sich selbst zu bewaffnen. Die Sache verhielt sich folgendermassen: Die Bürgermiliz der Abtheilungen der l'Ardeche und der Lozere hatte von Anfang an Beweise des reinsten Patriotismus gegeben. Unter dem Vorwande, Frieden und Eintracht fester zu knüpfen, beredete man sie nun ein Bundeslager zu bilden, um den Bürgereid, der bey dem Bundesfeste zu Paris geleistet worden war, gemeinschaftlich zu erneuern. Sie versammelten sich am 18. August in der Ebene von Jales.

Die höhern Offiziersstellen bey diesem militärischen Feste wurden, beynahe alle, an Ludwigsritter, und an vormalige Edelleute übergeben.

Die Maire und die Bürgeräthe der benachbarten Gemeinden kamen zu dem Feste. Es erschienen 20,000 Bürgersoldaten mit hundert und zehn Fahnen, die als Stellvertreter von mehr als 80,000 Menschen ankamen. Diese Armee stellte sich in Schlachtordnung, es wurde Messe gehalten, ein Te Deum gesungen, und der Bürgereid geleistet. Dann ertönte das Geschrey: „Hoch lebe die Nation, das Gesetz und der König!“

Während die Bürgermiliz zurück marschirte, begab sich der General nebst den Staabsoffizieren nach dem Schlosse Jales. Dahin wurden auch die Maire, die Bürgeräthe, und ein Ausschuß der Armee berufen. Diese Versammlung fieng an sich zu berathschlagen, und ihre Beschlüsse waren von der Art, daß es Zweck derselben zu seyn schien, Ruhe und Eintracht zu stören, und die Konstitution umzuwerfen, welche aufrecht zu erhalten sie so eben geschworen hatten. Man beschloß Bittschriften an die Nationalversammlung zu senden, und zu verlangen, daß dieselbe das Regiment Guienne, welches bisher zu Nismes die Ruhe, seit dem letzten Aufruhr, erhalten hatte, aus dieser Stadt zu entfernen. Man verlangte ferner, daß die Katholiken zu Nismes wegen ihrer gekränkten Rechte Genugthuung erhalten sollten, u. s. w.

Um die Stadt Montpellier, welche sich bisher durch einen wüthenden Revolutionsgeist vorzüglich ausgezeichnet hatte, zu bewegen, daß sie Theil an diesen

Maßregeln nehmen möchte, beschloß man, daß ein Ausschuß aus der Bürgermiliz dieser Stadt sich mit den Staabsoffizieren der zu Jales versammelten Armee vereinigen sollte, um, wie sie sich ausdrückten, gemeinschaftlich die Ruhe zu Nismes herzustellen. Ferner ward beschlossen, daß das Lager zu Jales versammelt bleiben sollte. Diese Beschlüsse waren eine offenbare Widersetzung gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung.

Sobald die Aufseher der Abtheilung der Ardeche hievon Nachricht erhielten, liessen sie eine Proklamation ergehen, durch welche sie die Staatsbürger über die eigentlichen Absichten der Unruhestifter zu Jales aufzuklären, und den Folgen dieser Verschwörung zuvor zu kommen suchten. Auf diese Weise ward ein Komplott gleich in seinem Ursprunge erstickt, welches, wenn es ausgeführt worden wäre, den bürgerlichen Krieg unfehlbar würde veranlaßt haben.

Zu Saint Etienne en Forez fiel ein schrecklicher Auftritt vor. Ein gewisser Berthead, dessen Rechtschaffenheit allgemein bekannt war, trieb einen kleinen Kornhandel. Am vierten August kaufte er, auf dem Markte, zehen Scheffel Korn. Ein Weib zeigte dieses dem Pöbel an. Sogleich versammelte sich ein wüthender Haufe um ihn her. Der Pöbel beschloß, ihn, ohne weitere Umstände, aufzuhängen. Herr Neron, der Maire der Stadt, kam herbey, und durch Bitten und Vorstellungen gelang es ihm, den Mördern ihr Schlachtopfer zu entreissen. Er ließ Herrn Berthead in das Gefängniß führen, und versprach, ihm seinen Prozeß zu machen. Aber der Haufe verlangte, mit rasendem Geschrey, den Tod des

Unglücklichen. Die Bürgermiliz, welche einen Versuch machte, sich zu widersetzen, wurde auf die Seite geworfen; die Thüren des Gefängnisses wurden aufgesprengt; der unglückliche Gefangene ward herausgeschleppt, und auf die grausamste Weise gemißhandelt. Der Maire warf sich, vor dem Pöbel, auf die Kniee, und bath flehend um Aufschub, nur bis zu dem folgenden Tage. Herr Berthead both seinen Mördern sein ganzes, sehr beträchtliches Vermögen an, wenn sie ihm das Leben schenken wollten. Er bath, er weinte: aber vergeblich. Er verlangte einen Priester, um noch vor seinem Ende zu beichten. Auch dieses wurde ihm verweigert. Sie warfen sich über ihn, wie reissende Thiere, und schlugen ihn mit Knütteln und mit Hammern todt. Ein Weib, welches bemerkte, daß er noch zuckte, schlug ihm, mit einem Hammer, einen grossen Nagel durch den Kopf, um ihn vollends umzubringen. Hierauf schleifte der Pöbel seinen Leichnam in der Stadt herum. Am folgenden Tage zogen sie vor das Haus eines Bäckers, um auch diesen ihrer Wuth aufzuopfern. Sie knüpften ihn an einen Baum auf. Aber die Bürgermiliz schnitt den Strick ab, und rettete ihm das Leben.

Zu Toulon machten die Arbeiter im Arsenale einen Aufstand, und zogen nach dem Rathhause. Herr de Castellet, ein Neffe des Herrn de Suffren befand sich daselbst, um den Bürgereid zu schwören. Der Haufe bemächtigt sich seiner, schleppt ihn vor die Stadt, beschmiert ihn mit Koth, verwundet ihn mit Messern und Dolchen, und hängt ihn endlich auf. Einige Bürgersoldaten retteten ihn, blutig und zerschlagen, aus den Händen seiner Mörder.

Am neun und zwanzigsten Julius war ein Aufstand zu Ingrande, einer kleinen Stadt in Bretagne. In Begleitung der Matrosen bemächtigte sich der Pöbel der Mauthhäuser, plünderte dieselben, und führte eine grosse Menge verbotener Waaren in die Stadt, ohne den Einfuhrzoll zu bezahlen.

Zu Schlettstadt, im Elsaß, war der Aufruhr noch grösser. Bey der Wahl des Bürgerraths entstanden Streitigkeiten. Einige von den Unruhigsten wurden gefangen genommen, und verurtheilt aufgehängt zu werden. Aber, vermöge eines Beschlusses der Nationalversammlung vom achten Junius, erhielten sie ihre Freyheit wieder. Bald nachher entstanden neue Unruhen. Der Maire der Stadt, den man seines Amtes entsetzen wollte, erklärte seine eigene Erwählung für gültig, und ließ, auf dem öffentlichen Marktplatze, einige Galgen aufrichten, um die Widerspänstigen soglecich daran hängen zu lassen. Die in Garnison liegenden Regimenter empörten sich; man sandte, aus den benachbarten Städten, andere Truppen dahin. Aber diese waren kaum angekommen, als sie schon mit den übrigen gemeine Sache machten. Auch die Bürgermiliz gesellte sich zu ihnen. Das Arsenal wurde von den Aufrührern erobert, die Thore desselben wurden aufgesprengt, und die Waffen herausgenommen. Die Sturmglocken wurden geläutet. Der Pöbel lief durch die Strassen und schrie: „Keinen Bürgerrath! Weg mit der Nationalversammlung!“ Der Maire der Stadt ließ auf den Marktplatz, zwischen die aufgerichteten Galgen, einen Tisch bringen, setzte sich dabey, und nöthigte Alle diejenigen, welche ihm nicht gewogen waren, einige Artikel zu unterschreiben, und seine Wahl für gültig zu erklären.

Zu St. Aubin in Lothringen, und an andern Orten, wurden die königlichen Eilbothen angehalten, und ihre Depeschen geöffnet.

Vorzüglich groß war die Unordnung in der Armee. Am sechsten August kam der Kriegsminister vor die Versammlung und sagte:

„Zufolge der Beschlüsse der Nationalversammlung, habe ich mich damit beschäftigt, Plane zu einer neuen Einrichtung des Militairs zu entwerfen. Aber der König, welcher überzeugt ist, daß Ordnung und Unterwürfigkeit vor allen neuen Einrichtungen vorhergehen müssen, hat mir aufgetragen, Ihnen von den schrecklichen Ausschweifungen der Soldaten, und von dem Ungehorsam Nachricht zu geben, der unter der Armee allgemein geworden ist. Die Soldaten halten unter sich Ausschüsse und Klubs. In dem Regiment Poitou hat ein solcher Klub den Beschluß gefaßt, ihren Obersten im Arreste zu halten. In einem andern Regimente haben die Soldaten beschlossen, einen, von dem Könige ernannten Offizier, nicht anzuerkennen. Täglich kommen zu mir Soldaten, welche mir die Beschlüsse ihrer Klubs kund thun. Zu Straßburg haben sich sieben Regimenter mit einander vereinigt, und beschlossen, den Befehlen des Königs nicht zu gehorchen. Eilen Sie, meine Herren, diesen Unordnungen Einhalt zu thun. Der Soldat darf keinen andern Willen haben, als den Willen seines Chefs. Wenn derselbe den Befehlen nicht gehorcht: so wird die Armee unnütz gegen äussere Feinde, und gefährlich für die Ruhe des Innern. Beynahe in allen Regimentern fordern die Soldaten die Kasse des Regiments, und theilen unter sich das Geld. Der Soldat

hat jetzt weder Gesetze noch Richter. Geben Sie ihm, sobald als möglich, die einen sowohl als die andern."

Zu Metz erregten die daselbst in Garnison liegenden Regimenter einen grossen Aufstand. Sie verlangten das Geld der Regimentskasse unter sich zu theilen. Man gab ihnen einen Theil desselben. Aber damit waren sie noch nicht zufrieden. Am siebenten August versammelten sie sich, und forderten mit Ungestüm noch mehr Geld. Der Pöbel vereinigte sich mit den Soldaten. Sie bemächtigten sich des Herrn Depont, dessen hohes Alter ihm nicht erlaubte zu fliehen. Sie beschimpften ihn, schlugen ihn, schleppten ihn durch die Strassen, und nöthigten ihn endlich, eine Verschreibung von tausend Louisdors auszustellen. Die Bürgermiliz zog gegen die Aufrührer, und entriß ihnen nach vieler Mühe den Herrn Depont, den Sohn des Herrn de Bouille, den sie umbringen wollten, und noch einige andere Personen. Das Kriegsgesetz wurde bekannt gemacht, die rothe Fahne ward auf dem Rathhause aufgesteckt, und die Kanonen vor dem Rathhause wurden geladen. Der Bürgerrath erklärte die, dem Herrn Depont abgenöthigte Verschreibung, für null und nichtig. Die Ruhe war hergestellt: aber wenige Tage nachher versammelten sich die Aufrührer abermals. Sie wollten sich der Regimentskasse mit Gewalt bemächtigen. Herr de Bouille erschien, umgeben mit den Offizieren. Mit dem Degen in der Hand rief er den Aufrührern zu: „Es giebt keinen andern Weg zu der Regimentskasse, als über meinen Leichnam." Die Grenadiere ladeten ihre Gewehre, und schlugen auf ihn an. „Drückt los!" rief er ihnen zu. Diese Unerschrockenheit war ihnen unerwartet, und

sie gaben ihren Vorsatz auf. Indessen sahen sich doch die Offiziere genöthigt, unter die Soldaten, um sie zu befriedigen, 22,000 Livres auszutheilen.

Nicht weniger groß waren auch die Unordnungen unter den Seesoldaten und den Matrosen, so wie auch unter den Truppen in den Kolonien. Der Minister des Seewesens theilte diese traurige Nachricht der Nationalversammlung, am fünften August, mit. Die Kriegsschiffe, welche, auf Befehl des Königs, nach ihren Stationen ausgelaufen waren, mußten, auf Befehl der Matrosen, wieder nach Frankreich zurückkommen, und zwar zu einer Zeit, in welcher die ganze spanische und engländische Flotte bewaffnet, und zum Auslaufen bereit war.

Seit der Zurückkunft des Herzogs von Orleans wurde die Stadt Paris, welche vorher sehr ruhig gewesen war, abermals unruhig. Alle die Kunstgriffe, deren man sich, im Julius und im Oktober 1789, bedient hatte, um das Volk aufzuwiegeln, wurden abermals angewandt. Schon am fünfzehnten und sechszehnten Julius versammelten sich sehr viele Menschen im Palais Royal, und aufrührische Schriften wurden verbreitet, welche das Volk zum Morden anreitzten. In den folgenden Tagen nahm die Gährung zu. Proskriptionslisten wurden ausgetheilt. Man sprach davon, die Minister des Königs anzuklagen; nachher stimmte man, sie in Verhaft zu nehmen; und endlich wurde allgemein beschlossen, sie zu ermorden. Hierbey blieben die Aufwiegler nicht stehen. Sie verlangten, daß auch die Königin, die königliche Familie, Herr Bailly, Herr la

Fayette, und die ganze rechte Seite der Nationalversammlung, ermordet würde. Als, am 27. Julius, die Nationalversammlung ihre Abendsitzung anfieng, waren die Thuillerien ganz mit Menschen angefüllt, und aus dem Haufen erschallte ein fürchterliches Geschrey: „Verjagt die Minister, oder wir bringen Euch noch diesen Abend ihre Köpfe!“ Ich war mitten unter dem Haufen dieser rasenden Mörder, und niemals habe ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Der Plan wurde gemacht, die Köpfe der Minister sogleich zu holen, und der Versammlung in den Saal zu bringen. Aber die Wachsamkeit des Herrn de la Fayette verhinderte die Ausführung eines so schrecklichen Vorhabens. Er kam, an der Spitze der Bürgermiliz, und zerstreute diesen Haufen blutdürstiger Tyger.

Die Methode, deren man sich bediente, um das Volk aufzuwiegeln, war folgende. Acht bis zehen Männer, welche dafür bezahlt wurden, stellten sich zusammen, im Palais Royal, oder in den Thuillerien. Einer von ihnen hielt eine laute Anrede an die übrigen, mit verstellter Heftigkeit. Einige Vorübergehende blieben aus Neugierde stehen, und hörten dem Kerle zu. So vergrößerte sich allmählig der Haufe. Sobald die Aufwiegler merkten, daß dieser Haufe gehörig gestimmt war, schlichen sie sich weg, und fiengen, auf einer andern Stelle, auf dieselbe Weise, wiederum von neuem an. Nach einiger Zeit, wenn die Köpfe aller dieser Leute hinreichend erhitzt waren, kamen, wie von ungefähr, der Herzog von Orleans, Mirabeau, Barnave, oder andere bekannte Patrioten; fragten, mit verstellter Neugierde, was die Ursache

des Zusammenlaufens sey? hielten eine kurze Rede; riethen die heftigsten Maßregeln; und giengen alsdann weiter. Auf diese Weise konnten die Demagogen, in Einem Abende, mit acht bis zehn Louisdors, einige tausend Menschen verleiten wozu sie wollten a).

Nachdem das Vorhaben, die Minister ermorden zu lassen, den Demagogen nicht gelungen war, suchten sie das Volk durch einen andern Gegenstand in Wuth zu bringen. Die Assignate verloren gegen das baare Geld, sechs bis sieben Prozent. Nun suchten die Aufwiegler das Volk zu bereden, diese Seltenheit des baaren Geldes wäre eine Folge der Geldhändler, und wenn man einige dieser Geldverkäufer im Palais Royal aufhieng, so würde nachher Geld im Ueberflusse vorhanden seyn. So wurden die Gemüther gestimmt. Am 30. Julius kam ich des Nachmittags nach dem Palais Royal. Der ganze Platz war mit Menschen angefüllt und die Gährung war fürchterlich. Ich mischte mich unter den Haufen, und kaum hatte ich noch mit meinen Nachbarn einige Worte gesprochen, als schon der ganze Haufe, von einigen Anführern geleitet, aufbrach, in der Absicht, der Geldhändler sich sogleich zu bemächtigen, und dieselben aufzuhängen. Mit dem fürchterlichen Geschrey: „An die Laterne! An die Laterne!“ brachen sie auf: und wer nicht mitgieng, der wurde fortgestossen. Aussen, vor dem Palais Royal, war an der Ecke ein sehr grosses Ge-

---

a) Sans le brave La Fayette et ses dignes soldats, il n'en couteroit plus que six francs pour faire pendre et déchirer l'homme le plus illustre, le citoyen le plus irréprochable, le patriote le plus vertueux. Discours de M. Dupont. 3. Août. 1790.

wölbe, in welchem ein Krämer seidene Strümpfe verkaufte. Dieser Mann wurde wegen Geldwuchers angeklagt; und sogleich beschlossen die Anführer des Haufens, mit ihm die Hinrichtungen anzufangen. Der Krämer befand sich in seinem Gewölbe, und verkaufte, ganz unbesorgt, seidene Strümpfe, als der rasende Haufe sein Haus umringte, und das schreckliche Todesgeschrey: „An die Laterne! An die Laterne!“ in seinen Ohren ertönte. Ich wurde durch den Haufen fortgestossen, und befand mich in einem der ersten Glieder. Dadurch hatte ich Gelegenheit den Mann zu sehen, wie er auf einmal todtenblaß wurde, wie alle seine Glieder zitterten, und wie der Todesschweiß auf seiner Stirne stand. Man machte Anstalt ihn aufzuknüpfen, als Herr Bailly in seinem Wagen ankam. Er bat um das Leben des Mannes, er flehte, er weinte; aber alles war vergebens. Da erschien Herr la Fayette mit der Bürgermiliz: und, in weniger als einer Minute, war der Pöbel auseinander, und das Leben des Mannes war gerettet.

Auch die demokratischen Schriftsteller trugen dazu bey, die Wuth des Volkes auf den höchsten Grad zu stimmen. Ihre Frechheit war grösser als jemals. Am 26. Julius gab der berüchtigte Marat ein ausserordentliches Blatt seines Journals, der Volksfreund, heraus, mit dem Titel: wir sind verloren. Er klagte den Minister St. Priest an, und schloß mit folgenden schrecklichen Worten:

„Ihr, meine Mitbürger, von jedem Alter und Range, wißt, daß die Beschlüsse der Nationalversammlung Euch vor dem Untergange nicht retten werden. Wir

sind auf immer verloren, wenn ihr nicht Euch bewaffnet, wenn Ihr nicht noch einmal jenen Heldenmuth zeigt, welcher, am 14. Julius, und am 5. Oktober, zu zwey verschiedenen malen, Frankreich gerettet hat. Eilt nach St. Cloud, jetzt, da es noch Zeit ist, bringt den König und den Dauphin in Eure Mauren; bewacht sie wohl, und behaltet sie als Geiseln. Sperrt die Oestreicherin mit ihrem Schwager ein, damit sie keine Verschwörungen mehr gegen Euch anzetteln können. Bemächtigt Euch aller Minister, und ihrer Sekretairs, und schließt sie in Ketten. Nehmt den Herrn Maire und seine Gehülfen gefangen. Laßt den Generalkommandanten nicht aus den Augen, und gebt seinen Staabsoffizieren Arrest. Bemächtigt Euch aller Magazine und aller Pulvermühlen. Eilt, eilt, jetzt da es noch Zeit ist, sonst werden zahlreiche Legionen auswärtiger Feinde über Euch kommen, und der Despotismus wird fürchterlicher werden als jemals. Fünf bis sechs hundert abgeschlagene Köpfe würden Euch auf immer Ruhe, Freyheit und Glück, zugesichert haben. Eine übelverstandene Menschlichkeit hat Euern Arm gelähmt, und Euere Streiche aufgehalten. Diese Menschlichkeit wird Millionen Euerer Brüder das Leben kosten. Wenn Euere Feinde triumphiren, so werden Ströme von Blut fliessen. Sie werden Euch ohne Mitleid umbringen; sie werden Euern Weibern den Bauch aufschneiden; und damit die Liebe zur Freyheit unter Euch auf immer ausgelöscht sey, so werden ihre blutdürstigen Hände in den Eingeweiden Eurer Kinder wühlen, und aus denselben das Herz heraus reissen."

Wen schaudert nicht bey dieser entsetzlichen Stelle, die nur ein Unmensch zu schreiben im Stande war!

Um diesen Mißbräuchen der Preßfreyheit Einhalt zu

thun, hielt Herr Malouet in der Nationalversammlung folgende vortrefliche Rede:

„Stellvertreter einer grossen Nation, wie Wir sind, haben keine dringendere Angelegenheiten, als grossen Verbrechen zuvor zu kommen, und die Ursachen und Urheber derselben zu erfahren. Unstreitig würdet Ihr schaudern, meine Herren, wenn Ihr, in diesem Augenblicke, zuverläßig erfahren solltet, daß einer, oder mehrere Bösewichter, sich bemühten, den König in Verhaft zu nehmen, die königliche Familie in das Gefängniß zu werfen, die ersten Magistratspersonen und die Häupter der Bürgermiliz in Ketten und Bande zu schliessen, und den Tod von fünf bis sechshundert Personen zu verlangen. Wohlan! meine Herren, vor Euern Augen, vor dem Eingange Eueres Versammlungssaales macht man solche blutdürstige Plane; vor Euern Augen wird das Volk zum Morde aufgefordert; zu den Waffen gerufen; zur Wuth angehetzt. Hier sehet Ihr die Schrift, welche ich anklage. Sie ist unterschrieben Marat.“

(Auf der linken Seite des Saales entstand ein lautes Gelächter.)

„Kaum kann ich mir vorstellen, daß hier, in dieser Versammlung selbst, über das öffentliche Unglück gespottet werden sollte; denn das was ich Euch anzeige, ist die Umwerfung aller Gesetze. Die Freyheit geht verloren, und die Konstitution mit derselben, wenn solche Greuelthaten ungestraft bleiben. Leider! meine Herren, beweist die traurige Unempfindlichkeit, mit welcher wir die Anarchie ertragen, und die Nothwendigkeit, in der ich mich befinde, Euch dringend

bitten zu müssen, daß Ihr auf die Gefahr, welche dem gemeinen Wesen droht, achten möget, nur zu sehr, daß wir an die Anarchie uns bereits gewöhnt haben! — Wie! meine Herren, während einer dieser sträflichen Schriftsteller dem theuren und geheiligten Oberhaupte des Staates droht, und einen Theil der Nation auffordert, den andern Theil zu ermorden, während dieser Zeit streut sein treuer Mitgehülfe Camille Desmoulins, von der Hauptstadt bis in die entferntesten Gegenden des Reiches, seine treulosen Rathschläge und seine blutdürstigen Lehren aus. Dieser hat den merkwürdigen Zeitpunkt des 14. Julius gewählt, um aus dem Könige und aus der königlichen Würde einen Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu machen. Jenes rührende Schauspiel der Liebe und der Treue, welches noch unsern Gemüthern gegenwärtig ist; jene innige Vereinigung aller Frankreicher mit ihrem Könige erweckt in ihm weiter keinen Gedanken, als den Gedanken der Insolenz des Thrones und des exekutiven Lehnstuhls. Durch eine schreckliche Anspielung vergleicht er die Prozession der Abgesandten zum Bundesfeste mit dem Triumphe des Paulus Emilius. Er wünscht den Römern Glück dazu, daß sie, hinter dem Konsul, den König von Mazedonien, mit auf den Rücken gebundenen Händen, haben einherziehen sehen. „Auf den Rücken gebunden," sagt er „waren die Hände, welche so viele Verhaftbriefe unterzeichnet hatten." Diejenigen, welche in der Person des Monarchen die Majestät der Nation verehren, nennt er Sklaven und verdorbene Menschen. Könnet Ihr noch zweifeln, meine Herren, das eine so freche Ausgelassenheit schwachen Menschen

Furcht einjage, und sie befürchten mache, für Anhänger des Despotismus ausgeschrieen zu werden, wenn sie das konstitutionsmäßige königliche Ansehen vertheidigen? Und doch kann dieses Ansehen allein, in einem so grossen Reiche, die Freyheit und das Gesetz gegen die Unternehmungen der Partheimacher vertheidigen. — Doch, dieses ist noch nicht alles. Die vorgeblichen Freunde der Freyheit wollen eine Freyheit ohne Gesetze, und ohne Abgaben. Sie wiegeln das Volk auf, die Abgaben nicht zu bezahlen. Das heißt: sie laden das Volk ein, Euer Werk zu zerstören, Euer Werk auf eine schreckliche Weise zu zerstören. „Die Römer," sagt Demoulins, „hatten Recht sich zu freuen, als sie, während des Triumphzuges des Paul Emils, ausrufen hörten: das römische Volk wird keine Abgaben mehr bezahlen, keine Salzsteuer, keine Kopfsteuer, und keinen zwanzigsten Pfenning." — So wagt er es, das Nationalfest mit dem Triumphe des Paulus Emilius zu vergleichen. Solche Rathschläge, und solchen Unterricht geben die Freunde des Volkes dem Volke. — Folglich werden sie, nachdem alle diejenigen ermordet sind, welche sie dem Volke als Feinde der neuen Gesetze darstellen, alsdann demselben auch diejenigen als Tyrannen vorstellen, welche, so wie wir, dafür halten, daß die öffentliche Wohlfahrt von dem Gehorsam gegen die Gesetze, und von Bezahlung der Abgaben abhange.— Ehe ich zu Euch kam, habe ich mich zu den Magistratspersonen begeben. Ich habe denselben diese sträflichen Schriften gebracht, und habe, als Stellvertreter der Nation, ihre Rache aufgefordert. Aber, wie soll ich den Eindruck beschreiben, welchen die Traurig-

keit, das Erschrecken und die Verwirrung der Richter auf mich gemacht haben! Aus ihren Reden konnte ich hören, auf ihren Gesichtern konnte ich lesen, wie ohnmächtig jetzt die Gesetze sind. Euch meine Herren, solche grosse Uebel anzeigen, heißt dieselben tilgen. Ihr könnet nicht zugeben, daß wahnsinnige Menschen die Konstitution und die Freyheit verläumden; Ihr könnet nicht zugeben, daß diese Konstitution, welche uns einen König und eine monarchische Regierungsform zusichert, den König und die Regierungsform zu vertheidigen nicht mächtig genug seyn solle. Was! Wir hätten die Rechte der Menschen nur darum bekannt gemacht, damit die Verletzung dieser Rechte desto deutlicher in die Augen falle! Menschlichkeit, Gleichheit, Gerechtigkeit, wären in Euern Beschlüssen; und Grausamkeit in unsern Sitten! Erschrocken würde Europa glauben, die Grundsätze und die Denkungsart eines Demoulins, wären die Grundsätze der Frankreicher! Möchten doch alle rechtschaffenen Bürger des Staates sich gegen diese Feinde des öffentlichen Wohls vereinigen, deren Federn und deren Hände von Blute triefen!“

Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Niemand lachte jetzt mehr, sondern die meisten schauderten. Indessen wurde die Berathschlagung darüber noch um einige Tage aufgeschoben. Die Orleansche Parthie und die Demokraten waren über diese Rede sehr aufgebracht. Sie nahmen die Schriftsteller in Schutz, die ihnen dienten um das Volk zu stimmen. Man sprach in Paris von nichts anders, als von Einschränkung der Preßfreyheit, welche man eine schreckliche Barbarey nannte. Der Pöbel nahm alle die

ausgelassenen Schriftsteller, Marat, Demoulins, Carra, Garat, Brissot, Loustalot u. s. w. unter seinen Schutz, und erklärte dieses in einer an die Nationalversammlung gesandten Zuschrift.

Sonntags, am ersten August, fieng die Berathschlagung über diesen wichtigen Gegenstand an, und am zweyten August wurde dieselbe fortgesetzt.

Zuerst ward ein Brief von Demoulins vorgelesen, in welchem er, von der Versammlung Gerechtigkeit, und vom Hrn. Malouet, seinem Ankläger, Genugthuung forderte. Nach Ablesung dieses Briefes wurde von der linken Seite lauter Beyfall geklatscht. Hr. Malouet stand auf und sagte:

„Ich fürchte mich weder vor gewissen Drohungen, noch vor gewissen Beyfallsbezeugungen. Als ich, am vorigen Sonnabend, in diese Versammlung kam, bot man mir, am Eingange dieses Tempels der Gesetze, die Schrift: Wir sind verloren, an. Ich habe sie Euch hergebracht, ich habe sie Euch vorgelesen, und Ihr alle habt vor Schrecken gezittert. Ist es dann seither zweifelhaft geworden, ob es ein Verbrechen, eines der grösten Verbrechen sey, das Volk zum Aufruhr, zum Blutvergießen, zum Umwerfen aller Ordnung aufzuwiegeln? In welcher menschlichen Gesellschaft, unter welcher Horde von Wilden und Barbaren, könnten solche Verbrechen ungestraft bleiben? Wenn Menschen dieser Art Vertheidiger finden, so verlange ich, daß diese Vertheidiger aufstehen, und dann will ich sie selbst anklagen. Camille Demoulins fordert Genugthuung. Er will die Gültigkeit meiner Anklage nicht anerkennen. Das begreife ich leicht; denn so sprechen alle Angeklagten. Aber hier, hier

halte ich seine aufrührische Schrift in der Hand. Ich will sie vorlesen. Wird er sich unterstehen dürfen, dieselbe zu vertheidigen . . . .

Ja! ich darf michs unterstehen! rief ein Mann, auf der Gallerie, unter den Zuschauern, der neben mir saß; und dieser Mann war Camille Demoulins.

Eine so auffallende, der Versammlung zugefügte Beleidigung verursachte unter den Mitgliedern eine heftige Bewegung des Unwillens. Sehr viele verlangten, daß der Präsident den Demoulins sogleich solle in Verhaft nehmen lassen. Die linke Seite hingegen entschuldigte ihn. Hr. Roberspierre, Demoulins Freund, hielt eine Rede zu seiner Vertheidigung. Der Präsident befahl, den Demoulins in Verhaft zu nehmen. Er hörte es, und schlich sich weg. Die Bedienten sagten dem Präsidenten, er sey nicht zu finden. Aber bald nachher kam er wieder auf die Gallerie, setzte sich an die Stelle, welche er verlassen hatte, und blieb ungestört zugegen, bis an das Ende der Sitzung.

Nach einigen tumultuarischen Debatten, welche die Hauptsache sehr wenig angiengen, trat Hr. Pethion auf, vertheidigte die unumschränkte Preßfreyheit, und entschuldigte sogar die Ausgelassenheit und Frechheit der Presse. „Was!“ rief er aus, „Ihr wollt Eurem Beschluße eine rückwirkende Kraft geben! Wie ungerecht ist dieses Verfahren! Bildet Euch nicht ein, der Zustand einer Revolution sey ein ruhiger Zustand. Wenn ein großes Volk sich empört, so ist es ehrenvoll, diese Empörung zu begünstigen! a) Ihr selbst, Ihr

---

a) Il est louable, dans l'insurrection d'un grand peuple, de favoriser cette insurrection.

habt sie gebilligt; Ihr habt sie durch Eure Beschlüsse begünstigt. Und nunmehr wollt Ihr, heute, eben diese Schriftsteller verfolgen, denen Frankreich seine Wohlfahrt verdankt."

Die gröste Anzahl der Mitglieder der Versammlung bebten zurück, vor Schrecken und Unwillen, als sie so abscheuliche Grundsätze hörten. Ein kleiner Theil klatschte dem Hrn. Pethion lauten Beyfall zu. Herr de Bonnay, welcher besorgt war, daß diese Lehre, welche jetzt zum erstenmal so geradezu von dem Rednerstuhle vorgetragen wurde, noch mehrere Anhänger finden möchte, drang darauf, daß gestimmt werden sollte. Herr Malouet sprach noch einmal.

„Jede Schrift," sagte er, welche blos allein Meynungen über Personen, oder über Sachen vorträgt, kann nur in den Augen eines Despoten ein Verbrechen seyn. Aber jede Schrift, welche eine sträfliche That empfiehlt, kann nur von Mitschuldigen vertheidigt, oder tolerirt werden. Wenn die Schriftsteller, welche das Volk auffordern, zu morden oder an die Laterne zu hängen, nicht als Mörder behandelt werden; so giebt es weder Freyheit, noch Gesetze, noch gesellschaftliche Sitten; so ist die beschlossene Konstitution weiter nichts, als eine rednerische Formel; und das Gesetz des Stärkern ist alsdann unsere Konstitution. Derjenige, welcher einen Staatsbürger, wegen seiner politischen Meynungen, in üblen Ruf zu bringen sucht, ist vielleicht nur ein Wahnsinniger. Aber diese ausrottenden Patrioten, welche den Gebrauch der Laternen und der Dolche über das ganze Königreich eingeführt haben, sind an allen begangenen Mordthaten Schuld. Und wenn es ein Land gäbe,

dessen Konstitution sie beschützte, so würden sie bald diese Konstitution selbst ausrotten. a) — Entweder die Revolution ist geendigt, oder sie ist es nicht. Im ersten Falle kann man nicht genug eilen, um allen Frankreichern den Genuß der wohlthätigen Freyheit zu verschaffen, von welcher sie bis jetzt noch nichts, als die stürmische Seite kennen gelernt haben. Alle Maßregeln müßten dahin abzwecken, die Feindschaft zu beruhigen und auszulöschen; und man sollte trachten, die neue Regierungsform durch ihre Sanftheit, und durch die Sicherheit, welche dieselbe dem Staatsbürger verschaft, wenigstens erträglich zu machen. Ist hingegen die Revolution noch nicht geendigt, hat dieselbe noch mächtige Feinde; wie ungeheuer wäre nicht in diesem Falle die Thorheit, wie ausserordentlich die Verblendung Derjenigen, die da glauben könnten, daß Pasquillanten und Mörder, Aufruhr und Gewaltthätigkeiten aller Art, zu den Stützen der guten Sache gehörten! Was wollt Ihr den tugendhaften Männern antworten, die da zu Euch sagen: Wenn dieses die Grundsätze sind, auf welche Eure Revolution gebaut ist, so habe ich vor derselben einen Abscheu: reinigt sie, und ich werde einer ihrer eifrigsten Anhänger seyn! Glaubet nicht, meine Herren, daß man die Stimme der Rechtschaffenen beständig werde ohnmächtig erhalten können. Zuletzt werden sich um dieselben alle Wohldenkende vereinigen, welche aufrichtig Freyheit wünschen, aber welche die Anarchie verabscheuen,

---

a) Die Wahrheit dieser Behauptung hat sich in der Folge nur zu sehr bestättigt.

die dadurch noch immer verlängert wird, daß alle Bösewichter ungestraft bleiben."

Diese vortrefliche Rede eines Mannes, dessen moralischer Karakter über alle Verläumdung erhaben ist, machte keinen Eindruck. Herr Dupont und Herr Garat der ältere, welche sprechen wollten, ließ man gar nicht zum Worte kommen, und ein heftiger Demokrat, Herr Cottin, rief aus: „Wir wollen den Saal nicht verlassen, ehe wir nicht unsere Meynung durchgesetzt haben!" Endlich wurde beschlossen, daß, die Schrift des Marat ausgenommen, alle anderen Schriften keine Strafe verdienten.

Marat wurde aber weder gefangen genommen, noch gestraft. Vielmehr schrieben, seit diesem Tage, Demoulins und Marat noch frecher, als vorher. Am 22. August forderte der letztere das Volk auf, und gab den Rath, in den Thuillerien achthundert Galgen aufzurichten. Herr Dandre zeigte dieses der Versammlung an. Herr Malouet stand auf, und las die Stelle vor, welche lautete, wie folgt: „Wenn die schwarzen Aristokraten, und die brandigen und erzbrandigen Minister, frech genug sind die Armee zu verabschieden; dann Mitbürger, dann richtet in den Thuillerien achthundert Galgen auf, und hängt an dieselben alle diese Verräther!" Herr Malouet verlangte, daß der Maire von Paris Befehl erhalten solle, diesen Galgenaufrichter gefangen nehmen zu lassen.

Mirabeau bat die Versammlung, solche im Rausche geschriebene Schriften zu verachten. „Marat," setzte er lachend hinzu, hat sich an den Schwarzen vergangen. Meine Meynung ist daher, daß man die Anklage an

die Richter im Senegal weise.“ Die linke Seite der Versammlung klatschte ihm Beyfall zu, und dieser Sache wurde nicht weiter gedacht.

Am 21. Julius übergab Herr Necker der Nationalversammlung die Rechnung der Ausgaben, von dem ersten May 1789 bis zu dem ersten April 1790. Seine Vorrede zu dieser Jahrrechnung schloß er auf folgende Weise: a) „Ich kann nicht für die arithmetische Genauigkeit aller Unterabtheilungen einer Rechnung stehen, die ich nicht selbst gemacht habe. Aber ich bin wenigstens Bürge für den moralischen Theil derselben, das heißt, für die gerechte und weise Anwendung der Kapitalien, welche mir anvertraut waren. Indessen bin ich doch für nichts verantwortlich, weil ich niemals Etwas anders, als auf allgemeine oder besondere Befehle des Königs, habe bezahlen lassen.“ Diese sonderbare Stelle fiel Jedermann auf. „Was heißt das,“ sagte man, „eine Rechnung, für deren arithmetischen Theil der Verfasser nicht steht? Und was ist der moralische Theil einer Rechnung? Und wie kann man für diesen moralischen Theil stehen, und doch für Nichts verantwortlich seyn wollen?“ In der

---

a) Je ne puis répondre de l'exactitude arithmétique de toutes les subdivisions d'un compte, que je n'ai pas formé moimême, mais je suis au moins garant de la partie morale, c'est-à dire, du juste et sage emploi des fonds dont j'ai eu l'administration. Je ne suis cependant comptable en aucune chose, puisque je n'ai jamais rien fait payer, qu'en vertu des ordres, généraux ou particuliers du Roi.

That enthält diese Stelle das allersonderbarste Galimathias, das vielleicht jemals aus der Feder eines Staatsministers geflossen ist.

Am 25. Julius verlangte Herr Necker von der Nationalversammlung abermals 95 Millionen Livres. Hiebey fiel der Versammlung auf, daß der Minister gerade soviel nöthig zu haben vorgab, als wirklich noch vorhanden war. Denn von den 400 Millionen Livres Assignaten, welche die Versammluug hatte ausgeben lassen, waren 170 Millionen an die Diskonto-Kasse bezahlt, und 135 Millionen Herrn Necker, in verschiedenen Terminen, bezahlt worden. Gab man also dem Finanzminister noch die 95 Millionen, die er jetzt verlangte, so waren die 400 Millionen Livres verzehrt, und die Nationalkasse abermals leer.

Herr Camus fragte: „Was ist denn aus den 11 Millionen Livres Ueberschuß geworden, welche der Minister vor zwey Monaten zu haben vorgab?" a)

Ehe man noch dem Herrn Camus auf diese Frage antworten konnte, erhielt der Präsident der Versammlung einen Brief vom Herrn Necker, welchen er der Versammlung sogleich vorlas. Aus diesem Briefe erhellte, was freylich jeder aufmerksame Beobachter der französischen Finanzangelegenheiten schon vorher vermuthet hatte, daß nemlich jener vorgebliche Ueberschuß von 11 Millionen, so wie alle Ueberschüsse in den Rechnungen des Herrn Necker, blos erdichtet gewesen war, um dem königlichen Schatze einen künstlichen Kredit zu verschaffen. An Großsprecherey hat noch kein Finanzminister den Herrn Necker übertroffen. Er

---

a) Man sehe Band 3, S. 378.

hatte niemals Geld im Schatze, er war immer in bedrängten Umständen; aber er sah immer die Zeiten des Ueberflusses in einiger Entfernung, und stellte beständig der Französischen Nation ein Ziel vor, das er wieder weiter wegrückte, je näher sie demselben zu kommen schien. Er nährte immer die Hoffnung, und setzte ganz Europa herrliche Schaugerichte vor, die sich in Luft auflösten, wenn man sie genießen wollte. So auch diesmal. Er that sehr kläglich. Er bedauerte, daß seine Hoffnungen seyen getäuscht worden, daß die Auflagen nicht bezahlt würden, daß die Ausgaben zunähmen, und daß, statt des gehofften Ueberschusses, ein beträchtliches Defizit vorhanden sey. Herr Necker mag ein sehr rechtschaffener Mann seyn; aber aufrichtig ist er nicht! Er spricht nicht, wie er denkt.

Als Herr Necker bemerkte, daß das Geld zu Ende war, und daß er bald über eine leere Kasse die Verwaltung haben würde: da wünschte er seinen Posten zu verlassen. Er schrieb daher am ersten August an die Versammlung: „Ich bin, ich muß es gestehen, sehr betrübt, und werde es täglich mehr. Und da ich sehe, daß zufolge Ihrer Berathschlagungen, meine Dienste nunmehr unnütz sind, und daß, unter der Menge von Arbeiten, meine Kräfte erliegen, so wie auch unter den Unruhen, die ich leide, und den Unannehmlichkeiten aller Art, denen man mich aussetzt; so verlange ich darnach, Ruhe zu finden, und mich auf immer von der Welt und den Geschäften zu entfernen.“

Was aber das noch übrige Ansehen des Herrn Necker endlich gänzlich vernichtete, das war ein Brief, den er, am 17. August, an die Nationalversammlung

schrieb. Dieser Brief betraf einen Beschluß der Nationalversammlung über die künftige Einrichtung der Pensionen und Gnadengehalte. Herr Necker zeigte an: Der König habe den Beschluß genehmigt, aber ihm (Hrn. Necker) befohlen, der Nationalversammlung einige Abänderungen des genehmigten Beschlusses vorzuschlagen. Dieser Brief war in einem Tone abgefaßt, welcher den Stellvertrettern des französischen Volks sehr empfindlich seyn mußte. Hr. Necker sprach, als wenn er selbst König wäre. Auch wies die Versammlung den Vorschlag des Herrn Necker auf die allerverächtlichste Weise ab, mit der sie nur einen Vorschlag abweisen konnte. Sie beschloß nemlich: zu der Ordnung des Tages überzugehen, das heißt: zu verfahren, als wenn der Brief des Herrn Necker gar nicht wäre vorgelesen worden. Dieser Brief war überhaupt eine Handlung, welche von der Eitelkeit des Herrn Necker einen neuen Beweis gab; einer Eitelkeit, die um so viel unverzeihlicher war, da er in diesem Briefe seine eigenen Gedanken mit den Gedanken des Königs vermischt darstellte, und folglich den König und das königliche Ansehen kompromittirte. Dadurch, daß die Versammlung auf diesen Brief gar nicht achtete; dadurch verlor der König weit mehr, als er noch durch irgend eine andere Handlung der gesetzgebenden Versammlung seit der Revolution verloren hatte.

Daß aber die Versammlung mit diesem Briefe so verfuhr, darinn hatte dieselbe allerdings recht. Herr Necker war vorzüglich Schuld daran, daß der König die aufschiebende Genehmigung erhielt. Er war es vorzüglich, der sich von dieser Art der Geneh-

nigung so vieles versprach. Um so viel mehr muß man sich daher verwundern, daß eben dieser Minister nun den König die Beschlüsse genehmigen läßt, und dann hintenher Bemerkungen über dieselben macht; daß er also das königliche Ansehen kompromittirt, und den König in Gefahr setzt, eine abschlägliche Antwort zu erhalten, da doch, zufolge der Konstitution, dieser Fall niemals hätte eintreten sollen. Unmöglich konnte die Versammlung sich ein so gesetzwidriges Verfahren gefallen lassen. Hätte Herr Necker diese Bemerkungen vor der königlichen Genehmigung gemacht, so hätte man gewiß darauf Rücksicht genommen; jetzt aber war dieses unmöglich.

Unter der vorigen Regierung erstreckte sich in Frankreich, wie oben schon bemerkt worden ist, der Despotismus auch auf die Wissenschaften. So verhinderte z.B. Büffon, daß die Schriften und das System des berühmten Linneus in den öffentlichen gelehrten Anstalten zu Paris bekannt und angenommen worden sind. Um dem Namen und den Schriften dieses großen Mannes das ihm gebührende Ansehen zu verschaffen, vereinigte sich, schon vor der Revolution, eine Gesellschaft von Naturforschern zu Paris, unter dem Namen der Linneischen Gesellschaft. Im Julius des Jahres 1790 beschloß diese Gesellschaft, auf freywillige, unter den Mitgliedern gesammelte Subskription, eine marmorne Büste, in dem königlichen botanischen Garten, in welchem Büffons Statue steht, aufzustellen. Da dieser botanische Garten ein öffentlicher Ort ist, so war es nöthig, hiezu die Erlaubniß der Nationalversamm-

lung zu erhalten. Zu diesem Ende wurde eine Gesandtschaft von 12 Personen gewählt, unter denen auch ich die Ehre hatte genannt zu werden. Am Abende des 5. August erschienen wir vor den Schranken der Versammlung, und in unserem Namen las Hr. Broussonnet folgende, von uns gemeinschaftlich aufgesetzte Bittschrift ab:

„Meine Herren! Eine Gesellschaft von beynahe allen Naturforschern, welche jetzt sich zu Paris aufhalten, hat sich vorgenommen, durch eine freywillige Subskription den Gelehrten, welche durch ihre Arbeiten und durch den glücklichen Erfolg derselben, die Fortschritte der Naturgeschichte befördert, den Geschmack an dieser Wissenschaft verbreitet, und den wahren Werth derselben kennen gelehrt haben, Denkmähler zu errichten. Wenn dieser Plan sich auf eine solche Art von Vergötterung allein einschränkte, so würden diejenigen, welche denselben gemacht haben, sicher seyn, Ihren Beyfall, meine Herren, zu erhalten; nicht in so ferne Sie Gesetzgeber, sondern in so ferne Sie Freunde der Menschen, und folglich auch Freunde der Aufklärung sind. Aber wir kommen, noch ausserdem, um von Ihnen die Erlaubniß zu erhalten, diese Büsten der großen Männer, deren Andenken wir ehren wollen, in den öffentlichen botanischen Garten zu setzen. Unsere Gesellschaft schränkt sich darauf ein, nur solchen Männern einen in die Augen fallenden Beweis ihrer Bewunderung zu geben, welche diejenige Wissenschaft verherrlicht haben, die der Gegenstand unserer Nachforschungen ist. Eine Wissenschaft, deren Werth der Name Büffon in Frankreich, so wie der Name Linneus bey allen übrigen Nationen Europas, deutlich genug

verherrlicht, wenn sie auch nicht einen noch größern Werth, durch ihre Verbindung mit der Landwirthschaft und mit den übrigen nützlichen Künsten, erhielte. Derjenige Naturforscher, welcher am meisten unsere Huldigung verdient, und folglich derjenige, zu dessen Ehren die erste Büste wird errichtet werden, ist eben dieser Linneus, welchem der König von Schweden den Namen Linne' gegeben hatte, um ihn zu adeln, und welchem wir, freye Frankreicher, seinen ersten Namen Linneus wieder gegeben haben, um ihn noch mehr zu ehren."

(Hier klaschte die linke Seite der Versammlung, nebst den Gallerien, lauten Beyfall zu.)

„Man wundre sich nicht darüber, daß wir die erste Ehre dieser Art jenem großen Manne erweisen. Er hat für die Naturgeschichte eine neue Sprache geschaffen; auf alle Theile dieser Wissenschaft hat er ein neues Licht geworfen; und auf diese Weise hat er einen Theil des Schleyers zerrissen, mit welchem die Natur, welche sich so gerne zeigt, von jeher, gegen ihren Willen, von der Unwissenheit bedeckt worden ist. Nichts fehlte seinem Ruhme. Er hatte Schwierigkeiten zu überwinden, und Verfolgungen aller Art auszustehen. Aber dieses ist das Schicksal Aller derer, die da Aufklärung zu verbreiten suchen. Dieses ist auch das Schicksal derjenigen, die sich mit den grossen Gegenständen des öffentlichen Wohls beschäftigen. Sie, meine Herren, wissen es am besten, daß man nicht ungestraft für das Wohl der Menschheit arbeiten kann."

(Hier wurde geklatscht.)

„Endlich ist es Zeit, daß die ruhigen Weisen, welche so kräftig zu der Verbesserung des menschlichen Geschlechts beygetragen haben, von ihren Schülern der Verehrung künftiger Jahrhunderte dargebracht werden, und daß unsere Nachkommen, wenn sie die Denkmähler betrachten, welche die gegenwärtige Generation ihnen wird hinterlassen haben, von uns sagen mögen: sie kannten die wahre Glückseligkeit; sie hatten wenige Helden, viele Philosophen, aber vorzüglich zeichneten sie sich durch ihre Gesetzgeber aus.“

(Hier wurde abermals geklatscht.

Die Zuschrift war unterschrieben von mehr als hundert Naturforschern, aus allen Ländern von Europa.

Der Präsident dankte in einer sehr schönen Rede, und erlaubte uns, in dem Saale selbst den Berathschlagungen beywohnen zu dürfen. Nach kurzen Debatten beschloß die Nationalversammlung: unsere Bitte zu bewilligen, und unsere Zuschrift, mit den Namen aller derer, von denen dieselbe unterzeichnet war, in ihrem Protokolle abdrucken zu lassen.

Zufolge dieser, von der Nationalversammlung erhaltenen Erlaubniß, ernannte unsere Gesellschaft die Herren Cels, Thouin und Broussonet zu Kommissarien, welche die Zeremonien bestimmen, und die nöthigen Anstalten treffen sollten, damit die Büste des großen Linneus in dem botanischen Garten aufgestellt würde. Zu dem Tage dieser feyerlichen Aufstellung würde der 23. August bestimmt, und dieses ward in den öffentlichen Blättern zu Paris bekannt gemacht.

Am 23. August, gegen 6 Uhr des Abends, geschah in dem botanischen Garten die feyerliche Einweihung der Büste. Eine große Menge Volks war um uns

her versammelt. Der Präsident unserer Gesellschaft, Herr Bosc Dantic, hielt eine Rede über die großen Verdienste des Linneus, welche er mit folgenden Worten endigte: „Wir, die Gesellschaft der Naturforscher, deren Zweck es ist, das Andenken derjenigen großen Männer zu ehren, welche, durch ihre Arbeiten und durch ihre Werke, die Naturgeschichte befördert haben, setzen hieher das in Erz gegossene Brustbild des Karl Linneus, eines Schweden, damit dieses sein Bild unvergänglich sey, wie seine Werke und wie sein Ruhm; und damit dasselbe immerdar die Empfindungen der Bewunderung anzeige, welche diejenigen, die es errichtet haben, für das Andenken des großen Mannes hegen.“ Hierauf wurde das Brustbild in Prozession, und in Begleitung der ganzen Gesellschaft, aus dem Hause, nach der demselben bestimmten Stelle getragen. Hier ward das Protokoll der Gesellschaft vorgelesen. Nachher wurde dieses Protokoll, mit einer Abschrift der Rede des Herrn Präsidenten, und mit einem Verzeichnisse aller Mitglieder der Gesellschaft, in den Schaft der Säule gelegt, und alsdann das Brustbild darüber gesetzt. a)

Seit der Revolution, da alle Monopole aufgehört hatten, verloren vorzüglich diejenigen Buchdrucker und Buchhändler in Paris sehr viel, welche vorher die Einzigen gewesen waren, und nunmehr mit so vielen neuen Konkurrenten zu kämpfen hatten. Im Monate August

---

a) Dieses Brustbild ist ein Jahr nachher von den Ohnehosen zerschlagen worden.

war eine sehr ansehnliche, mit einander verbundene Gesellschaft von Buchhändlern, zu Paris, im Begriffe Bankerott zu machen. Dieses Unglück wäre sehr groß gewesen, wegen der Menge von Arbeitern, die sie in ihren Diensten hatten, und die nun alle auf einmal brodlos geworden seyn würden. Der König erfuhr dieses, und half ihnen durch einen beträchtlichen Vorschuß wieder auf. Der König schrieb eigenhändig folgendes Billet:

„Wegen des Antheils, den ich an dem Schicksale der mit einander verbundenen Buchhändler nehme, sowohl, als an dem Schicksale der zahlreichen Arbeiter, denen sie Brod verschaffen, und welche, ohne eine schleunige Hülfe, ohne Arbeit würden gewesen seyn, (indem weder die Diskontokasse, noch andere Kapitalisten, zu denen man seine Zuflucht genommen hat, haben helfen können) habe ich mich entschlossen, denselben, als ein Darlehen, auf die Kapitalien meiner Civilliste, die 150,000 Livres, welche ihnen am 31. des vorigen Monats unentbehrlich waren, vorschießen zu lassen. Aus denselben Gründen habe ich mich auch entschlossen, mit demselben Kapitale, für diejenigen Summen mich zu verbürgen, welche sie sich verschaffen möchten, um mit den 150,000 Livres, die ich ihnen vorgestreckt habe, die Summe von 1,200,000 Livr. vollzumachen, welche in Zeit von zehen Jahren fällig sind. In dieser Summe ist mein Vorschuß mit begriffen, und ich setze für denselben keine Zeit der Rückbezahlung fest.“

St. Cloud, am 4. August 1790.

Ludwig.

Gegen das Ende des Julius wurde zu Paris ein vorgebliches Manifest des Prinzen von Conde verkauft, welches zwar gut geschrieben, aber wie jedermann wußte, untergeschoben war. Indessen hielt doch Mirabeau (der keine Gelegenheit vorbeygehen ließ, um sich Popularität zu erwerben) für nöthig, den Prinzen wegen dieses Manifestes anzuklagen. Am 28. Julius sagte er in der Nationalversammlung: „Da es bekannt ist, daß ein Manifest des vormaligen Prinzen Conde an einige Bürgergerichte gesandt worden seyn soll: so verlange ich, daß die Versammlung beschließe: Ludwig Joseph Bourbon, genannt Conde, soll in Zeit von drey Wochen erklären, daß dieses Manifest nicht von ihm herkomme; sein Stillschweigen aber soll als ein Geständniß angesehen werden; und in diesem Falle soll Ludwig Joseph Bourbon, genannt Conde, für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und seine Güter eingezogen werden.“

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die Gallerien diesem Vorschlage Beyfall zuklatschten. Die Dreystigkeit des Anklägers machte weit größern Eindruck auf die Zuhörer, als die Unwahrscheinlichkeit der Anklage selbst. Da aber von den Mitgliedern der Versammlung Niemand das Manifest gesehen hatte; so wurde beschlossen: zu der Ordnung des Tages überzugehen, das heißt: von der Anklage des Herrn Mirabeau gar keine Notiz zu nehmen. Niemals, weder vorher noch nachher, ist ein Vorschlag dieses Mannes von der Versammlung auf eine so verächtliche Weise abgewiesen worden, und ich erinnere mich, deutlich auf seinem Gesichte gelesen zu haben, wie sehr ihn dieses kränkte.

Am

Am 31 Julius beschloß die Versammlung, daß in Rücksicht auf die, in französischen Diensten stehenden Schweizerregimenter, keine Veränderung statt haben solle. Es befanden sich in Frankreich eilf Regimenter Schweitzer. Jedes Regiment bestand aus 973 Mann, ohne die Offiziere. Jedes Regiment kostete jährlich der Französischen Regierung 515,799 Livres; und da die beyden Regimenter Ernst und Steiner, noch ausserdem, jedes 10,000 Livres erhielten: so kostete die ganze, in Französischen Diensten stehende Schweitzerarmee, jährlich 5,693,789 Livres. Alle diese Regimenter, waren Infanterieregimenter, weil die Helvetischen Staaten, aus einer sehr weisen Politik, gar keine Reuterey unterhalten.

Um diese Zeit hatte das Gericht des Chatelet die gerichtliche Untersuchung der Greuelthaten des 5. und 6ten Oktobers 1789 geendigt. Es erschienen daher diese Richter, am siebenten August in der Nationalversammlung, und Herr Boucher Dargis sagte, in dem Namen derselben:

„Meine Herren!“

„Endlich kommen wir, um den Schleyer zu zerreissen, welcher einen Prozeß bedeckte, der unglücklicher Weise nur allzuberühmt geworden ist. Sie werden bekannt werden, die entsetzlichen Geheimnisse. Sie werden entdeckt werden, die Schandthaten, welche den Pallast unserer Könige befleckt haben. Unmöglich konnten wir vorhersehen, als Sie uns den Auftrag gaben, die Verbrechen zu untersuchen, welche der aufkeimenden Freyheit schaden könnten, daß wir der Ge-

genstand der schändlichsten Verläumdungen seyn würden. Wir trotzen denselben, und fahren fort unsere Pflicht zu erfüllen. So viele, gegen uns vereinigte Bemühungen beweisen hinlänglich, wie sehr die Feinde des öffentlichen Wohls einen Prozeß fürchten, der Alles aufklären wird. Wie haben aber diese Feinde glauben können, daß sie, durch so heftige und so oft wiederholte Drohungen, Richter schrecken würden, welche dem Despotismus der Minister widerstanden haben? Nein! wir fürchten keine Gefahr; wir werden Alles thun, was in unserem Vermögen steht, um die erlangte Freyheit nicht in Ausgelassenheit ausarten zu lassen. In dem gegenwärtigen Prozesse war es nöthig, solche Männer, welche bloß allein durch den Enthusiasmus der Freyheit verleitet worden sind, von jenen strafbaren Menschen zu unterscheiden, welche, unter der Maske des Patriotismus, das Volk verleitet haben, an ihren Verbrechen Theil zu nehmen. Wie groß war nicht unsere Betrübniß, als wir, unter den Angeklagten, zwey Mitglieder dieser erhabenen Versammlung entdeckten! Wir legen die ganze Prozedur auf den Tisch der Versammlung, und begeben uns hinweg."

Kaum waren die Richter weggegangen, als schon Mirabeau auf den Rednerstuhl stieg, und verlangte: die Versammlung solle, durch einen neuen Beschluß, bestättigen, daß ihre Mitglieder unverletzlich seyen.

Der Abbe Maury sprach gegen Mirabeau: „Niemals," sagte er, „hat die ehrenvolle Stelle, welche das Volk Euch übertragen hat, seine Stellvertreter vor gerichtlichen Untersuchungen schützen können. Warum sollten für uns allein die Gesetze nicht vorhanden

seyn, deren Schwert über dem Haupt eines jeden Staatsbürgers schwebt? Derjenige, der da verlangt, daß ihn das Gesetz beschützen solle, muß sich auch dem Gesetze unterwerfen. Was würde es dem übrigen Europa für ein sonderbarer Anblick seyn, wenn in Frankreich 1200 Staatsbürger dem Gesetze nicht unterwürfig seyn wollten? Wir würden der Schrecken unserer Mitbürger werden, statt daß wir ihre Hoffnung und ihr Licht seyn sollten! Kein Mitglied der Gesellschaft darf sich der Gerechtigkeit entziehen. Denn die Gerechtigkeit ist vorhanden, nicht nur gegen den Schwachen, nicht nur gegen den Armen, sondern auch gegen den Mächtigen.“

Herr Pethion wunderte sich, wie man, über eine Sache, die schon lange Jedermann als abgethan angesehen habe, jetzt noch Anklagen vorbringen könne.

Herr Cazales sprach heftig. „Wenn die Urheber einer solchen Greuelthat nicht entdeckt und bestraft werden, was wird dann Frankreich, was wird ganz Europa sagen? Die Wohnung der Könige ist bestürmt, die Stufen des Thrones sind mit Blut befleckt, und seine Vertheidiger ermordet worden. Schändliche Mörder haben das Leben der Tochter der Maria Theresia, der Königin der Frankreicher in Gefahr gesetzt.

(Viele Stimmen von der linken Seite, zugleich: „Die Frankreicher haben keine Königin!“)

„Ja das Leben der Tochter Maria Theresia; dieser Königin, deren Namen länger in der Geschichte leben wird, als die Namen der schändlichen Verschwornen! — Also hätten die Stellvertreter der Nation das Privilegium über die Gesetze erhaben zu seyn! Im Na-

men der Gerechtigkeit, im Namen der Freyheit, verlange ich: daß dieser Prozeß vor dem Kriminalgerichte zu Ende gebracht werde!“

Die Versammlung beschloß, unter heftigem Lärm und Tumult, daß sie entscheiden wolle, ob ihre angeklagten Mitglieder mit Recht angeklagt seyen, oder nicht.

Am andern Tage erfuhr man, daß die beyden angeklagten Mitglieder der Versammlung Mirabeau und Orleans wären.

Die Zurückkunft des Abbe Barmond (in dessen Wagen man den Chevalier Bonne zu Bar sur Aube gefunden hatte) gab Veranlassung zu einigen sehr stürmischen Sitzungen. Der Abbe Barmond war zwar ein Mitglied der rechten Seite, oder der Minorität. Die Demokraten, oder die allmächtige Majorität, brachte es dahin, daß der Abbe Barmond, umgeben mit Wache, kommen mußte, sich vor der Versammlung zu verantworten, und hierauf gab ihm die Versammlung, bis zu Ausgange des Prozesses, folglich auf eine unbestimmte Zeit, Arrest in seinem Hause, und setzte Wachen vor seine Thüren. Dennoch war gegen den Abbe Barmond ein bloßer Verdacht, nicht einmal eine Anklage vorhanden. Indessen giengen Mirabeau und Orleans, welche von dem Kriminalgerichte des Königsmords wirklich angeklagt waren, frey umher. Mörder und Verbrecher wurden gelobt und geschützt; hingegen die Handlung des Abbe Barmond (welcher einem unglücklichen Flüchtling das Leben retten wollte) wurde mit dem Gefängnisse bestraft.

Die rechte Seite der Nationalversammlung war, über die Ungerechtigkeit der linken Seite, und über den Druck derselben, welcher täglich härter wurde, endlich so sehr erbittert, daß sie zu einigen Auftritten Veranlassung gab, die nicht zu entschuldigen sind: auch dann nicht, wenn man bedenkt, wie sehr der Despotismus der Demokraten, Unwillen und Rachsucht in den Herzen solcher Mitglieder der Versammlung erwecken mußte, die da sahen, daß auch der gerechteste, auch der billigste Vorschlag, wenn er von ihnen herkam, nicht nur nicht gehört, sondern mit Hohngelächter abgewiesen wurde. Der Ausbruch ihrer lange verhaltenen Wuth war endlich fürchterlich.

Am achtzehnten August endigte Herr de Frondeville eine Rede, welche er in der Sache des Abbe Barmond hielt, auf folgende Weise: „Ein Bürger des Staats ist im Gefängnisse, ohne einen Verhaftbefehl, ohne Anklage, gegen die Gesetze seines Landes, und gegen das Völkerrecht a). Ein anderer Staatsbürger bietet ihm einen Zufluchtsort an, nachdem er sich aus diesem ungerechten Gefängnisse befreyt hat. Nun will man diese Handlung für ein Verbrechen ausgeben, da doch, schon seit zehen Monaten, die Mörder unserer Fürsten ganz ruhig und frey in der Hauptstadt herum gehen, und vielleicht unter uns sitzen. Nichts stört ihre Ruhe, als Gewissensbisse; wenn solche Gemüther Gewissensbisse haben können a).“

---

a) Herr Bonne Savardin ist kein Frankreicher, sondern ein Unterthan des Königs von Sardinien.

a) Un citoyen est dans les fers sans décret, sans accusation, contre les droits des gens, contre les loix de son pays. Un autre citoyens lui

Bey diesen Worten erhob die ganze linke Seite der Versammlung ein schreckliches Geschrey. Alle ihre Arme waren drohend gegen den Redner gerichtet. Mirabeau sprang wüthend auf ihn zu. Die Mitglieder der rechten Seite überhäuften Mirabeau mit Schimpfwörtern und Vorwürfen. In dem ganzen Saale entstand ein fürchterliches Geschrey und Getümmel. Der Präsident setzte seinen Hut auf, zum Beweise, daß sein Ansehen verloren sey. Endlich stellte sich Herr de Frondeville wiederum auf den Rednerstuhl, und sagte:

„Meine Herren: Ich will den Ausdruck nicht wiederholen, welcher die Versammlung beleidigt hat. Aber Ihr erinnert Euch desselben noch zu gut, um nicht meine Erläuterung darüber verstehen zu können. Mein Ausdruck war blos hypothetisch. Das Gericht des Chatelet ist hieher gekommen, und hat Euch gesagt: das Verbrechen wäre entdeckt, zwey Mitglieder der Versammlung wären, durch die Untersuchung der, am 6ten Oktober begangenen Verbrechen, schuldig befunden. Das Gericht hat gefragt: wie es sich in Rücksicht auf diese beyden Mitglieder zu verhalten habe? Ihr habt beschlossen: die Prozedur des Chatelet solle bey der Versammlung bleiben; es soll Euch darüber

---

offre un refuge, un asyle, après qu'il s'est arraché à cette injuste détention. Et l'on pourroit lui en faire un crime, lorsque, depuis dix mois, les assassins de nos Princes parcourent en paix l'enceinte de cette Capitale, et sont peut-être assis parmi nous! Ils ne sont troublés que par les remords, si les remords peuvent atteindre de cœurs aussi féroces.

Bericht abgestattet werden, und nach diesem Berichte wolltet ihr entscheiden, ob Ursache zu einer Anklage vorhanden sey, oder nicht. Nun wird dieser dringende Bericht nicht abgestattet; die beyden beschuldigten Mitglieder sitzen unter uns; vielleicht sind sie unschuldig; vielleicht sind sie schuldig. So lange die Sache so bleibt, wie dieselbe jetzt ist, habe ich nicht zu viel gesagt."

„Ich verlange," rief ein Mitglied von der rechten Seite: „daß die Versammlung dem Herrn de Frondeville danke, weil er so zurückhaltend war, nur vielleicht zu sagen."

Bey diesen Worten fuhr die linke Seite abermals in die Höhe, und unter einem großen Lärm ward beschlossen, daß Herr de Frondeville einen Verweis verdiene. Nach diesem Beschlusse stand die ganze rechte Seite auf, und rief mit Einer Stimme: „so verlangen wir Alle einen Verweis!" Herr de Montlauzier sprang auf den Rednerstuhl und rief aus: „Ich bin von ganzer Seele der Meynung des Herrn de Frondeville, und ich verlange auch einen Verweis von der Versammlung!" — „Und ich verlange," rief Herr Bouche, „die Versammlung solle beschließen: es verlohne sich nicht der Mühe diesem Mitgliede einen Verweis zu geben!"

Mit Persönlichkeiten von dieser Art wurde mehr als eine Stunde hingebracht.

Am folgenden Tage ließ Herr de Frondeville seine gehaltene Rede drucken, mit einer Vorrede, in welcher er sagte: „Ich lasse diese Rede drucken, weil die Natinoalversammlung dieselbe mit ihrer Mißbilligung beehrt hat. Ausser diesem hat die Rede kein anderes

Verdienst." a) Auf das Titelblatt setzte der Verfasser das sehr passende Motto: Dat veniam corvis, vexat censura columbas.

Am 21. August machte Herr Goupil den Druck dieser Rede und der beleidigenden Vorrede bekannt. Herr Barnave sagte: „Wahrlich! für ein Mitglied, welches erklärt: es mache sich eine Ehre daraus, von der Versammlung einen Verweis zu erhalten, ist das Gefängniß die gelindeste Strafe!"

Bey diesen hämischen Worten stand die ganze rechte Seite zugleich auf. Herr de Faucigny sprang mitten in den Saal, und rief, vor Wuth schäumend, aus: „Dieß ist eine Kriegserklärung der größeren Anzahl, gegen die kleinere Anzahl. Jetzt bleibt uns weiter kein Mittel mehr übrig als diese Kerle niederzuhauen!" b)

Nun entstand ein schreckliches Geschrey, in allen Theilen des Saals. Mirabeau sagte: „Wir wollen das Volk herein holen." Barnave bat den Präsidenten, er möchte befehlen, daß der Verbrecher in Verhaft genommen würde." Herr de Frondeville sagte, langsam und mit gerührter Stimme: „Meine Herren! Ich habe mich strafbar, sehr strafbar geglaubt, so bald ich sah, zu welch einer schreck-

---

a) Ceux qui prendront la peine de lire mon discours, devineroient difficilement pourquoi je le fais imprimer, si je ne me hâtois de leur apprendre, qu'il a été honoré de la censure de l'Assemblée nationale. C'est en effet le seul mérite que je lui connoisse.

b) Nous n'avons plus qu'un moyen. C'est de tomber le sabre à la main sur ces gaillards-là.

lichen Unvorsichtigkeit ich Veranlassung gegeben habe. Ich klage mich an, vor dem Publikum; ich klage mich an, vor der Nationalversammlung. Ich bin die einzige Ursache dieses Ausfalls eines hitzigen Kopfs; alle Strafe falle auf mich allein.„

Hierauf wurde die Versammlung ruhiger, und dieselbe beschloß: daß Herr de Frondeville acht Tage lang Hausarrest haben solle.

Seit der Zeit, da das Gericht des Chatelet von seiner Prozedur gegen die Verbrecher, welche die Greuelthaten des 5. und 6. Oktobers begangen und veranlaßt hatten, der Nationalversammlung Bericht abgestattet hatte, waren beynahe täglich in Paris Unruhen. Man theilte heimlich Geld aus und wiegelte den Pöbel gegen die Richter dieses Tribunals auf. Zweymal, in Zeit von vierzehn Tagen, versuchte der Pöbel einige verdächtige Personen aufzuhängen. Aber die Wachsamkeit des Herrn la Fayette verhinderte beydemal die Ausführung dieser Grausamkeit. Herr Brissot klagte öffentlich das Chatelet an: es wolle der Revolution den Prozeß machen. Der Jakobinerklub zu Paris, und die mit demselben, in allen Theilen des Königreiches, verbrüderten Klubs, predigten überall Anarchie und Aufruhr, und setzten sich allen Maßregeln entgegen, durch welche man, in dem unglücklichen Frankreich, die erworbene Freyheit zu befestigen suchte.

Wegen einiger, in der Nationalversammlung vorgefallenen Reden, schlugen sich Herr Cazales und Herr Barnave. Der zweyte Schuß des Herrn

Barnave verwundete den Herrn Cazales auf eine gefährliche Weise an dem Kopfe. An dem Tage dieses Zweykampfs war ganz Paris in Aufruhr, und ich habe selbst, während der Zeit da das Duell vor sich gieng, im Palais Royal, einen Hauffen blutdürstiger Tieger, öffentlich den feyerlichsten Eid schwören gehört, daß sie, wenn Herr Barnave umkommen sollte, den Herrn Cazales, und die ganze rechte Seite der Nationalversammlung, mit ihren eigenen Händen ermorden wollten. Ich habe gehört, wie einige tausend Menschen ihnen Beyfall zuklatschten, und: Bravo! Bravo! riefen. Ich habe es gehört, und vor Entsetzen und Unwillen gezittert. Bald nachher kam die ungegründete Bothschaft an: Herr Cazales sey todtgeschossen. Und da entstand ein wüthendes Jubelgeschrey, und man that den Vorschlag, den Mörder im Triumphe einzuholen. Großer Gott! wozu verleitet der politische Fanatismus! Wer anderer Meynung ist, der ist des Todes schuldig; und der Fanatiker erlaubt sich, gegen einen anders Denkenden die gröbsten Verläumdungen, und die niederträchtigsten Verfolgungen.

Am 13. August beschloß die Versammlung: daß künftig die königlichen Prinzen keine Appanagen mehr in Gütern besitzen, sondern, statt derselben, eine Geldsumme, und zwar eine Million Livres jährlich erhalten sollten. Die Versammlung verfuhr auch dießmal auf die ungerechteste Weise. Sie machte nicht ein Gesetz für die Zukunft: sondern sie gab dem neuen Gesetze eine rückwirkende Kraft, und nahm den königlichen Prinzen die Apanagen weg, welche sie bisher besessen hatten, und welche der königlichen Familie ei-

genthümlich zugehören. Der sechste Artikel des Beschlusses lautete folgendermaßen:

„Die jüngern Söhne der französischen Familie, und „ihre Kinder und Nachkommen, können, in keinem „Falle, irgend Etwas, von den nachgelassenen be„weglichen und unbeweglichen Gütern des „Königs, der Königin, oder des Thronerben, als „ein Erbtheil, verlangen oder fordern."

Demzufolge können also der König und die Königin der Frankreicher, sowohl als der Kronprinz, kein Eigenthum besitzen, und ihre nächsten Verwandten können nicht von ihnen erben. Also ist der königlichen Familie allein ein Recht versagt worden, welches man allen andern Bürgern des Staates zugestanden hat.

Am 30. Julius zitirte die Versammlung den Herrn Kardinal von Rohan vor ihr zu erscheinen, und befahl demselben, in Zeit von vierzehen Tagen seine Stelle unter ihren Mitgliedern einzunehmen, und von seiner Aufführung Rechenschaft abzulegen. Hierauf schrieb der Herr Kardinal an die Versammlung, sandte derselben seine Dimission, und bat, daß sie seine Schulden bezahlen möge, da sie ihm seine Güter genommen hätte.

Schon seit einiger Zeit hatte die Nationalversammlung sich, von dem Minister der auswärtigen Geschäfte, über Alles, was die Verbindungen Frankreichs mit fremden Mächten betraf, Bericht abstatten lassen. Nunmehr fieng dieselbe auch an, in dem diplomatischen Fache einen Versuch zu machen. Es sollte untersucht werden: ob man den Familienvertrag

mit Spanien ferner halten wolle, oder nicht? Da waren die Patrioten in ganz Paris im Aufruhr. Sie gaben alle, über diesen wichtigen Gegenstand, ihre kluge Meynung. Sie, die in ihrem ganzen Leben keinen Traktat angesehen, und, ausser den Zeitungen, kein politisches Werk gelesen hatten, riefen, durch ihr patriotisches Sprachrohr, die französische Nation auf: den Familienvertrag zu verachten, das Bündniß mit Spanien zu brechen, Dankbarkeit und Klugheit aus den Augen zu setzen, und ihre staatsumwerfenden Grundsätze auch auf die Verträge mit den auswärtigen Mächten anzuwenden. Dieses verlangten sie, zu einer Zeit, da Spanien Frankreichs Hülfe gegen England aufforderte. Hätte die Nationalversammlung einen so ungereimten Vorschlag angenommen: so würde wahrscheinlich das engländische Parlament derselben eine Dankaddresse übersandt haben! Das es nicht geschah: daran waren die Herren Dupont, de Segur und Mirabeau Schuld.

Die Nationalversammlung hatte von dem Könige verlangt, daß Er ihr die Schlösser und Güter anzeigen möchte, welche er zu behalten wünschte, damit sie alsdann die übrigen, zum Besten der Nation, verkaufen könnte. Der König ließ hierauf, am 18. August, der Versammlung, durch den Herrn de St. Priest melden, daß er folgende Schlösser und Güter ferner zu behalten wünsche: das Louvre, die Thuillerien und was dazu gehört, die Elisäischen Felder, die Schlösser zu Vincennes, La Muette, Choisy le Roi, Versailles, Marly, St. Cloud, Meudon, St. Germain, Fontaine-

bleau, Compiegne, Rambouillet, Chambord, das Gut Pin in der Normandie, und das Schloß Pompadour in der Nähe von Limoges. Nach Berechnung trugen diese Schlösser jährlich ein: 1,931,734 Livres.

Die Demokraten murrten überlaut, als dieses Verlangen des Königs bekannt wurde. „Wie mancher arme Mann,“ sagten sie, „hat kaum ein Zimmer, in dem er wohnen kann, und der König will zwanzig Schlösser zu seiner Wohnung haben! Niemals, niemals werden wir dieses zugeben!“ Als der König diese Bemerkungen in den öffentlichen Blättern las, da gab Er seinen Vorsatz auf, und schrieb, am 27. August, an die Nationalversammlung den folgenden Brief:

„Meine Herren! Sie wissen, daß ich nur auf Ihr wiederholtes Verlangen, mich über die Festsetzung meiner Civilliste, und endlich auch über die Schlösser und Güter erklärt habe, welche ich zu behalten für gut finde. Nun erfahre ich, daß man die Bezeichnung dieser Gegenstände, so wie sie, in dem, Ihnen von dem Herrn de St. Priest übergebenen Verzeichnisse, angegeben sind, übel auslegt. Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen noch einmal zu sagen, wie wenig Werth ich auf Alles das lege, was mich selbst oder mein Vergnügen angeht, und wie wenig es mir kostet, dasselbe dem öffentlichen Wohl nachzusetzen. Ich gebe gerne einen großen Theil der angezeigten Gegenstände auf, obgleich unter denselben viele sind, welche ich nur zu behalten beschlossen hatte, um des allgemeinen Nutzens willen, oder um der Stadt Paris angenehme Spaziergänge zu erhalten. Ich schränke mich daher auf folgende Artikel ein: das Louvre und die Thuille-

rien, mit den Häusern die dazu gehören, und welche mein gewöhnlicher Aufenthalt zu Paris zu meinem Dienste unentbehrlich gemacht hat; Versailles, Fontainebleau, Compiegne, St. Cloud, St. Germain und Rambouillet, mit den Gütern und Wäldern die davon abhängen. Sie werden es auch sehr natürlich finden, daß mir daran liegt, das Schloß Pau zu behalten, welches gar nichts einträgt. Es ist mir unmöglich, dem Wunsche der Einwohner des Bearn nicht zu entsprechen, welche verlangen, daß das Schloß, in welchem Heinrich der Vierte gebohren wurde, jederzeit in den Händen seiner Kinder bleibe."

"Ludwig."

In den Provinzen entstanden neue Unruhen. Als die französische Flotte bewaffnet werden sollte, da widersetzten sich, in dem Hafen zu Lorient, der Bürgerrath und die Nationalgarden der Ausfuhr des Schießpulvers, welches auf Befehl des Königs, nach den Schiffen sollte gebracht werden. Das Direktorium derjenigen Abtheilung, in welcher Lorient liegt, unterstützte diese Widerspänstigen, und, ungeachtet wiederholter Befehle des Königs, wurden die Schiffe dennoch nicht bewaffnet.

Zu Toulon wollte der Bürgerrath den Kommandanten des Seewesens, Herrn de Glandeves, zwingen, die, zu Bemannung der Flotte nöthigen, und in dem Arsenale vorhandene Waffen, unter das Volk auszutheilen.

In den Kolonien war die Anarchie sehr groß. Auf der Insel Martinique brach, am 3. Junius, ein Aufstand aus. Die Kreolen verfolgten die Mulatten, hängten sieben derselben auf, und mißhandelten die Uebrigen.

Eilftes Buch.

Geschichte des bürgerlichen Krieges zu Nancy.

Der Kommandant de la Vallette. Das Schweitzerregiment Chateauvieux. Wahl des Bürgerrathes. Unzufriedene versammeln sich. Feyer des Bundesfestes, an welcher die Soldaten der Besatzung Theil nehmen. Das Regiment du Roi will den Herrn de Laurencie nicht für seinen General erkennen. Jakobinerklub. Soldatenklub. Herr de Noue. Aufstand des Regiments du Roi. Der Schatzmeister de Messimieux wird beschimpft. Die Soldaten erpressen Geld von den Offizieren. Die Schweitzer werden aufgewiegelt. Das Regiment Mestre de Camp empört sich. Der Obrist-Lieutenant Merian wird gemißhandelt. Lebensgefahr, in welcher sich der Major von Salis nebst seiner Gemahlin befand. Die Soldaten weigern sich, den Beschlüssen der Nationalversammlung zu gehorchen. Der Kommandant de Noue wird gemißhandelt. Aufruhr der Schweitzer. Großmuth des Generals Vaubecourt. Aufruhr der Dragoner. Allgemeine Anarchie in der Stadt Nancy. Die Dragoner erpressen Geld von ihren Offizieren. Beschluß der Nationalversammlung. Frechheit des Obrist-Lieutenants Jobart. Gefecht des Generals de Malseigne mit den Schweitzern. Bürgermiliz kommt zu Nancy an, um Ruhe herzustellen; vereinigt sich aber mit den Aufrührern. Der General de Malseigne flieht nach Lüneville. Herr de Noue wird in den Kerker geworfen. Der Hauptmann Iselin wird gemißhandelt. Die Armee der Aufrührer zieht von Nancy nach Lüneville. Gesandtschaft der Stadt Lüneville an die Rebellen. Unterhandlungen. Ermordung eines Adjutanten. Rückzug

der Armee, nach Nancy. Der General Malseigne wird verfolgt, und rettet sich durch Schwimmen. Gefecht. Panisches Schrecken der Armee. Ankunft derselben zu Nancy. Herr de Malseigne wird von seinem eigenen Regimente gefangen genommen, nach Nancy geführt, und dort in einen Kerker geworfen. General Bouille. Berathschlagungen in der Nationalversammlung. Bouilles Proklamation. Bouille rückt vor Nancy. Unterhandlungen. Auslieferungen der Herren de Malseigne und de Noue. Heldenthaten des Desille und Schuphauer. Eroberung der Stadt. Karakter des Generals de Bouille. Patriotische Schweitzer zu Paris. Auflauf daselbst. Beschluß der Nationalversammlung. Brief des Herrn de Bouille. Trauerfest für die erschlagenen Bürgersoldaten. Folgen dieser Begebenheit. Verurtheilung der Schweitzer von Chateauvieux.

Lorsque le Peuple est maître, l'on n'agit qu'en tumulte,
Jamais de la raison la voix ne se consulte.
Les honneurs sont vendus aux plus ambitieux;
L'autorité livrée aux plus séditieux.
Ces petits Souverains, qu'il fait pour une année,
Voyant, d'un tems si court, leur puissance bornée,
Des plus heureux desseins font avorter le fruit,
De peur de le laisser à celui qui les suit.
Comme ils ont peu de part au bien dont ils ordonnent,
Dans le champ du public largement ils moissonnent;
Assurés que chacun leur pardonne aisément,
Espérant à son tour un pareil traitement.

CORNEILLE.

Unter allen Uebeln, welche die menschliche Gesellschaft drücken, ist das schrecklichste ein bürgerlicher Krieg. In einem solchen Kriege werden alle Bande der Verwandtschaft, der Liebe, und der Freundschaft, zerrissen. Die Menschen verwandeln sich in reissende Thiere, in

in wüthende Tyger, die sich vom Blute nähren; und die bürgerliche Gesellschaft gleicht alsdann dem Saturn, welcher seine eigenen Kinder auffrißt. Einen traurigen Beweis dieses Satzes giebt auch die Geschichte, welche ich jetzt erzählen muß, und nicht ohne Schmerzen und Rührung erzählen kann.

Zu Nancy, wie in allen andern Städten Frankreichs, hatten unruhige Schwindelköpfe den Versuch gemacht, das Volk aufzuwiegeln, und Mißtrauen gegen alle Diejenigen zu erregen, welche sich, auf irgend eine Weise, vor ihren Mitbürgern auszeichneten. Aber, ungeachtet dieser sträflichen Machinationen, war dennoch die Stadt Nancy beständig ruhig geblieben, und hatte sich allen Beschlüssen der Nationalversammlung unterworfen. Die Bürgermiliz bestand anfänglich aus 1,400 Bürgersoldaten. Der Kommandant derselben war ein ehrgeiziger und unerfahrner Mann, welcher der niederträchtigsten Mittel sich bediente, um sich unter dem Volke eine Parthie zu machen. Er hieß de la Vallette. Desto besser zu seinem Zwecke zu gelangen, vermehrte er jede Kompagnie der Bürgermiliz um fünf und zwanzig Mann; und diese Zahl voll zu machen, wählte er Kerle aus dem niedrigsten Pöbel, von denen er wußte daß sie ihm zugethan waren. Hierinn liegt die erste Ursache alles dessen was in der Folge geschah.

Die Thorheiten welche dieser Kommandant täglich begieng, machten alle rechtschaffenen Einwohner der Stadt zu seinen Feinden. Endlich nahm er seinen Abschied, zur grossen Freude aller Derjenigen, die die Ruhe liebten, und zum grossen Schrecken seiner Parthie, welche aber deswegen nicht unthätig blieb.

Drey Regimenter lagen zu Nancy in Besatzung; das Kavallerieregiment Mestre de Camp, das Infanterieregiment du Roi, und das Schweitzerregiment Chateauvieux. Alle drey Regimenter hatten, in dem Lager zu Frescati, unter dem Kommando des Herrn von Broglio gestanden; und alle drey wurden unter die ordentlichsten und disziplinirtesten Regimenter der französischen Armee gerechnet.

Das Schweitzerregiment Chateauvieux gehört nicht unter die Zahl derjenigen Regimenter, welche von den helvetischen Staaten anerkannt sind. Es ist ein gemischtes Regiment; und ob es gleich, zufolge seiner Kapitulation, unter den Soldaten zwey Drittheile Schweitzer haben sollte, so war doch die Anzahl der Fremden ungleich grösser, als dieselbe, zufolge dieser Kapitulation, hätte seyn sollen. Seit der Revolution hatten die Schweitzerregimenter allen übrigen Regimentern in Frankreich das Beyspiel der Ordnung, des Gehorsams und der Unterwürfigkeit, gegeben. Alle französischen Regimenter waren in Gährung; nur die Schweitzer blieben ruhig; und an allen Orten, wohin man sie sandte, stellten sie, mit der größten Klugheit, ohne Blutvergiessen, die Ordnung wieder her. Vorzüglich zeichneten sich aus: das Regiment Steiner zu Grenoble; das Regiment Sonnenberg zu Lyon; das Regiment Salis zu Paris, und nachher in der Normandie. Diesem schönen Beyspiele schweitzerischer Treue hatte bisher auch das Regiment Chateauvieux zu Nancy nachgeahmt. Endlich aber gab es den Verführungen, dem Beyspiele, und den allgemein gepredigten Grundsätzen falschverstandener Menschenrechte, nach. Es wurde

aufrührisch. Und als es einmal so weit gebracht war, da war es auch das ausgelassenste, hartnäckigste und unerschrockenste Regiment, unter allen, die an dem Aufruhre Theil nahmen.

Gegen das Ende des Monats März 1790, schwor der neuerwählte Bürgerrath zu Nancy den Bürgereid. Es geschah hier, was bey allen Volkswahlen geschieht, und was in Frankreich allgemein geschah. Diejenigen, welche nicht gewählt wurden, und doch gewählt zu werden sich Hoffnung gemacht hatten, waren erbittert auf Diejenigen, welche man ihnen vorgezogen hatte, und machten eine Parthie gegen sie; das heißt: es entstand eine Faktion, welche sich über alles Unglück freute, das der Stadt geschah, weil sie alsdann dieses Unglück auf den erwählten Bürgerrath schieben konnte. Dieß ist das wahre Bild einer Volksregierung, eines demokratischen Staates. Das Volk (dessen Namen die Demagogen beständig im Munde führen, und dessen Geld sie beständig in ihre Taschen sammeln) wird zwischen zwey Faktionen hin und her geworfen, von denen die Eine es halb, die Andere ganz zu schinden sucht. Jene nennt man Demokraten; diese Aristokraten. Für das arme Volk ist es gleichgültig, welche Parthie die Oberhand gewinnt; denn geschunden wird es allemal. Darum ist auch der Streit über die beste Regierungsform, in den Augen des Weisen, der allerunbedeutendste Streit unter der Sonne! a).

---

a) On forms of Government let fools contest;
Whatever is best administer'd, is best.

Pope.

Die neuerwählten Magistratspersonen bemühten sich treulich ihre Pflichten zu erfüllen; die nicht Erwählten bemühten sich dem Magistrate entgegen zu arbeiten. Man nannte die Bürgerräthe Aristokraten, Tyrannen, Despoten, und man wiegelte den Pöbel gegen sie auf.

Die Bürgermiliz zu Nancy wollte, wie die übrigen Bürgermilizen in Frankreich, mit ihren Nachbarn ein Bundesfest feyern. Einige Bürger trugen dem Bürgerrathe diesen Entschluß vor, verlangten seine Einwilligung, und forderten Kanonen. Der Bürgerrath gab zur Antwort: er wolle die Wahlherren zusammenberufen, denselben diesen Wunsch vortragen, und ihre Meynung vernehmen. Damit war man nicht zufrieden. Die Bürger faßten, ohne Mitwissen des Magistrats, den Beschluß, das Bundesfest am 18. April zu feyern, und eigenmächtig luden sie, durch Zirkularbriefe, die Bürgermiliz, aus der ganzen benachbarten Gegend, zu der Feyer dieses Festes ein.

Der Bürgerrath erfuhr von diesem, ohne sein Vorwissen und ohne seine Einwilligung genommenen, Beschlusse der Bürgerschaft, nicht eher etwas, als bis die Einladung schon geschehen war. Und was konnte wohl beleidigender für die Magistratspersonen seyn, als eine solche Versammlung der benachbarten Städte ohne ihr Vorwissen! In der Stadt war grosser Kornmangel, es war zu besorgen, daß, bey der Menge von Fremden, welche das Schauspiel der Verbindung der Bürgermilizen verschiedener Städte nach Nancy locken würde, Hungersnoth und Mangel entstehen möchte. Die Magistratspersonen, ohne darauf zu achten, daß ihre Eigenliebe durch den Beschluß der Bürgerschaft so sehr beleidigt worden war, beschäftigten sich nur mit dem Wohl der

Stadt. Sie mußten Zeit haben um die Stadt zu verproviantiren. Sie schrieben daher, an diejenigen Städte, welche zu dem Bundesfeste waren eingeladen worden; sie nahmen die geschehene Einladung zurück; und bestimmten den 25. April, als den Tag des Festes.

Mit dieser klugen Verordnung des Magistrats waren die Bürger sehr unzufrieden. Sie nannten dieselbe eine Tyranney, einen unerträglichen Despotismus. Sie kabalirten, um ihre Parthie zu verstärken; sie murrten, und brachen in Drohungen gegen den Magistrat aus. Endlich versammelte sich ein Theil der hitzigsten Bürger auf dem Rathhause, in einem Saale, unter dem Saale, in welchem der Bürgerrath seine Versammlungen hielt. Und (was gegen die Gesetze der Nationalversammlung war) es versammelten sich nicht nur thätige Bürger, a) sondern auch solche, welche zu den nicht thätigen gehören, das heißt: Pöbel. Zu dieser Versammlung des Pöbels gesellten sich bald sehr viele Soldaten des Regiments du Roi und des Regiments Mestre de Camp. Der Saal war voll. Es wurde, durch Mehrheit der Stimmen, ein Präsident gewählt. Das Volk wählte auch dießmal, wie immer, Denjenigen der am lautesten schrie. Der gewählte Präsident nahm seinen Platz ein. Er hielt eine Rede gegen den Bürgerrath, und schlug vor: die Distrikte der Stadt (das heißt die Bürger) zusammen zu berufen. Hierauf sandte er eine Gesandtschaft an den Bürgerrath, in den obern Saal. Der Bürgerrath sandte eine andere Gesandtschaft herunter. Diese suchte die Gemüther zu

a) Man sehe den Unterschied, zwischen einem thätigen Bürger und einem nicht thätigen, Band 3. S. 62.

beruhigen. Sie stellte vor: daß der Bürgerrath bereit sey, die Distrikte zusammen zu berufen, daß aber (zufolge der Gesetze der Nationalversammlung) in dieses Verlangen nicht könne eingewilligt werden, wenn nicht 150 thätige Bürger einstimmig diesen Wunsch bezeugten. Folglich müsse vorher untersucht werden: ob sich unter ihnen diese Anzahl thätiger Bürger befände, oder nicht. Der Präsident antwortete: „Wenn Ihr Augen im Kopfe habt, so werdet Ihr sehen, daß unserer mehr als zwölf hundert sind." In der That aber waren, unter diesen Aufrührern, bey weitem nicht 150 thätige Bürger vorhanden. Die Abgesandten des Bürgerrathes schwiegen stille; und hierauf sagte der Präsident: „Kurz und gut; wir wollen, daß heute Abend noch die Distrikte versammelt werden." Die Bürgerräthe gaben zur Antwort: dieses sey unmöglich. Die Antwort ward nicht angenommen, und die Abgesandten wurden aus dem Saale gestossen. Kaum waren sie entfernt, als unter dem Haufen der Vorschlag gemacht wurde: den ganzen Bürgerrath aufzuhängen. Alles dieses geschah in Gegenwart der Soldaten.

Ehe die Versammlung der Aufrührer aus einander gieng, sandte sie noch eine Gesandtschaft an den Bürgerrath, um demselben den Beschluß der Versammlung bekannt zu machen. Dieser Beschluß bestand darinn: „Der Bürgerrath solle sogleich die Distrikte zusammenberufen; er brauche sich nicht zu berathschlagen, ob er dieses thun wolle, oder nicht; er solle nur Ja oder Nein sagen." Die Botschaft wurde von der Versammlung an den Bürgerrath gesandt. Die Antwort blieb eine Viertelstunde lang aus, und der

Tumult in der Versammlung nahm indessen zu. Hierauf befahl der Präsident Stillschweigen, und sagte: „Meine Herren! Wir wollen diesen Aufschub des Bürgerrathes als eine förmliche abschlägige Antwort ansehen. Daher ist meine Meynung: noch einmal, und zwar zum letztenmale, eine Botschaft an den Bürgerrath zu senden, um demselben bekannt zu machen, daß wir nunmehr zu gewaltsamen Mitteln zu schreiten gesonnen wären.“ Die ganze Versammlung nahm diese Rede mit Beyfallklatschen auf; und eben wollte diese letzte Botschaft abgehen, als die erste zurück kam, und die Antwort brachte: der Bürgerrath wolle die Distrikte zusammenberufen. Aber auch dieses besänftigte die Aufrührer nicht. Sie blieben noch einige Zeit versammelt, und berathschlagten sich: ob sie nicht hingehen und alle Rathsherren ermorden wollten. So weit kam es indessen nicht. Als aber die Rathsherren nach Hause giengen, wurden sie, mit Auspfeifen, Auszischen, und mit Spottgesängen bis zu ihren Wohnungen begleitet. Nachgiebigkeit gegen einen aufrührischen Pöbel gebiehrt allemal Verachtung: dieß scheint der Bürgerrath zu Nancy nicht eher gewußt zu haben, als bis er es aus Erfahrung lernte.

In dieser Versammlung wurden die Soldaten gelehrt, ungehorsam gegen ihre Obern zu seyn. Hier lernten sie, ungestraft sich gegen die Gesetze und gegen die rechtmäßige Obrigkeit auflehnen. Hier lernten sie, daß ihre Stärke in ihren Armen liege, und daß ihnen Niemand widerstehen könne, wenn sie etwas mit Gewalt verlangten. Sie hatten das Beyspiel gesehen, und brannten vor Begierde dasselbe nachzuahmen.

Am folgenden Tage wurden die Distrikte versam-

melt; und diese verlangten, daß das Bundesfest am 19. April gefeyert werden solle. Es wurden abermals Eilbothen abgesandt, um diese Nachricht den benachbarten Städten zu überbringen. Die Bürgermiliz aus der ganzen benachbarten Gegend kam am Abende des 18. Aprils zu Nancy an. Nun giengen die Aufrührer unter den Soldaten der Garnison herum. Sie sagten ihnen: sie sollten an dem Bundesfeste Theil nehmen; sie sollten sich mit ihren Brüdern, den Bürgersoldaten, vereinigen, und sich nicht an die Befehle ihrer Offiziere kehren, weil die Offiziere böse Aristokraten, Feinde des Vaterlandes, und Feinde der Soldaten wären. Diese und ähnliche Reden machten Eindruck. Die Soldaten des Regiments du Roi liessen sich verführen, und, um nicht allein zu seyn, verführten sie auch die Dragoner des Regiments Mestre de Camp. Sie beschlossen unter sich: daß sie, an dem Tage des Bundesfestes, mit ihren Fahnen zu den Bürgersoldaten heraus ziehen wollten, gesetzt auch daß ihre Offiziere dieses zu thun ihnen verbieten sollten. Die Bürgermiliz bat um Erlaubniß für die Soldaten, und die Offiziere willigten sogleich ein. Drey hundert Mann Schweitzer, mit ihren Fahnen, ein Bataillon des Regiments du Roi, und ein Eskadron Kavallerie mit ihrer Standarte, zogen aus der Stadt, und feyerten, zugleich mit der Bürgermiliz, das Bundesfest.

Gegen die Mitte des Monats May kam Herr de Laurencie nach Nancy. Er war vorher Obrister des Regiments du Roi gewesen, und nunmehr, vermöge seiner Ancienneität, General geworden. Seine Absicht war, sich von dem Regimente in dieser Stelle anerkennen zu lassen. Die Soldaten erklärten einstimmig, daß

sie ihn nicht anerkennen wollten, und weigerten sich sogar die Fahne in sein Quartier zu bringen. Sie verlangten: daß Herr de Lanjamet, welcher den ganzen Winter kommandirt hatte, das Kommando ferner behalten solle. Herr de Lanjamet weigerte sich, und stellte den Soldaten ihr Unrecht vor; aber vergeblich. Hierauf versammelten sich die Offiziere in dem Hause des Herrn de Lanjamet; und da man grosses Zutrauen in die Unteroffiziere setzte, so wurden auch die Unteroffiziere zu dieser Versammlung gebeten. Dieses Mittel that gute Wirkung. Die Unteroffiziere gaben sich Mühe die Soldaten zu besänftigen, und es gelang ihnen. Die Soldaten zogen vor die Wohnung des Herrn de Laurencie und erkannten denselben für ihren General, ungeachtet ein grosser Haufe des Pöbels sich vor dem Hause versammelte, und den Soldaten zurief, daß sie dieses ja nicht thun möchten. Hiedurch war aber der Geist der Unruhe unter den Soldaten noch nicht gestillt. Die Gährung dauerte fort. Der Jakobinerklub zu Nancy erhielt heimliche Befehle von dem Jakobinerklub zu Paris, einen Aufruhr unter den Soldaten gegen ihre Offiziere zu erregen; und diese Befehle brachte derselbe recht thätig in Ausübung. Am 30. May nahmen die Jakobiner einen Soldaten in Verhaft, von welchem sie vorgaben, er sey von den Offizieren ausgeschickt um die Bürger anzufallen. Vernünftige Personen lachten über ein so ungereimtes Vorgeben.— Ein einziger Mann gegen die ganze Stadt! — Wer könnte wohl so Etwas glauben! Hierauf gaben sich die Jakobiner Mühe, die Soldaten in die Versammlungen ihres Klubs zu ziehen, in welchem die Anarchie methodisch gelehrt wurde. Es gelang ihnen, die Köpfe zu erhitzen; und die Soldaten des Regiments du Roi

formirten einen Klub unter sich, so wie alle Regimenter über ganz Frankreich gethan hatten. Ein anderer Theil des Regiments widersetzte sich diesem Klub, und blieb den Offizieren getreu. Hiedurch entstanden unter den Soldaten zwey Parthieen. Die Parthie des Klubs war die stärkere Parthie. Sie beschloß daher einstimmig: die übrigen Soldaten vom Regimente wegzujagen, und bewachte indessen dieselben in ihren Kasernen. Der Kommandant der Stadt, Herr de Noue, suchte die Klubisten zu besänftigen, und sagte ihnen: er würde die ganze Sache dem Kriegsminister vortragen, und seine Entscheidung erwarten. So lange wollten aber die Klubisten nicht warten, sondern sie ließen unter die Soldaten ihrer Parthie den Befehl ergehen: schwarze Kamaschen anzuziehen, und sich zu der Abreise nach Paris bereit zu halten. Herr de Noue ließ das Gefängniß, in welchem sich die Soldaten der andern Parthie befanden, mit Wache besetzen, um dieselben vor aller Gewaltthätigkeit zu schützen. Die Soldaten des Klubs begaben sich zu ihm, und drohten: das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und die Gefangenen von dem Regimente wegzujagen. Herr de Noue gab ihnen zur Antwort: „Die Soldaten, welche ich gefangen halte, sind unschuldig, und ich habe die ganze Sache dem Minister berichtet. Ihr fordert von mir Gerechtigkeit. Wenn ich Gerechtigkeit ausüben wollte, so hätte ich Euch schon lange von dem Regimente wegjagen müssen.

Hierauf beschloßen die Klubisten, das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und bestimmten eine gewisse Stunde dazu. Die Offiziere, welche hievon Nachricht erhielten, begaben sich alle dahin, fest entschlossen,

eher ihr Leben aufzuopfern, als die Ausübung eines solchen Verbrechens zuzugeben. Der General befahl dem ganzen Regimente, ins Gewehr zu treten. Sobald das Regiment versammelt war, machte der General demselben, mit einem festen und unerschrockenen Ton bekannt: daß die Gefangenen nach dem Gefängnisse der Stadt, und dem zufolge unter den Schutz des Gesetzes gebracht werden, auch daselbst so lange verbleiben sollten, bis der Minister über ihr Schicksal würde entschieden haben. Die Soldaten weigerten sich nicht, diesem Befehle zu gehorchen, und brachten die Gefangenen nach dem Gefängnisse der Stadt. Einige Tage lang war alles ruhig. Die Soldaten erhielten keine Befehle von ihren Offizieren, sondern blos allein von dem Klub, welcher das Regiment regierte. Beynahe täglich giengen die Soldaten haufenweise aus der Stadt, in einen nahe gelegenen Wald, und hielten daselbst lange Unterredungen mit den Bürgern.a)

Gegen das Ende des Julius bemerkte in der Nacht Herr Montluc, der Kapitain eines Postens, daß eine Schildwache sich zu weit entfernte. Der Offizier befahl dem Soldaten, näher zu kommen. „Ey!“ antwortete der Grenadier, „ich stehe recht gut, da wo ich bin.“ Der Offizier stattete bey dem Stabe von diesem Vorfalle Bericht ab, und befahl dem Korporal, den Soldaten in das Gefängniß zu führen. Der Korporal

---

a) Die vorzüglichsten Umstände dieser Erzählung sind aus der Schrift des Hrn. Leonard, aus den Berichten des Bürgerraths zu Nancy, aus den Protokollen der Nationalversammlung, und aus den mündlichen Erzählungen einiger Augenzeugen geschöpft.

wollte dem Befehle gehorchen, aber die ganze Grenadierkompagnie widersetzte sich. Der General berichtete dieses dem Kommandanten, Herrn de Noue, und der Kommandant befahl, daß die Grenadierkompagnie bis auf weitere Ordre, von allem militairischen Dienste suspendirt seyn sollte. Die Offiziere der Kompagnie versammelten sich bey ihrem Obristen, und sandten einen Eilbothen an den Kriegsminister. Die übrigen Kompagnien des Regiments machten mit den Grenadieren gemeinschaftliche Sache, und weigerten sich, Dienste zu thun. Als die Reihe an das Regiment kam, um auf die Wache zu ziehen, befahl der Kommandant, daß die Dragoner und die Schweitzer an ihre Stelle aufziehen sollten. Dessen ungeachtet zogen die Grenadiere des Regiments auf die Parade, stellten sich in die Reihe, und nöthigten den Tambour, Appel zu trommeln. Der Tambour weigerte sich, und da drohten sie ihm, daß sie ihn aufhängen würden. Zwey Korporale, welche die Soldaten nicht anführen wollten, wurden geprügelt. Die Soldaten gaben Befehle, und sagten zu dem Offizier, welcher die Wache hatte: sie würden ihn zwingen, sie anzuführen, wenn er nicht gutwillig zu gehen entschlossen sey.

Der Bürgerrath, welcher von dieser Gährung die traurigsten Folgen für die Stadt befürchtete, ließ den Kommandanten, Herrn de Noue, bitten, daß er den, am vorigen Abende den beyden Regimentern gegebenen Befehl, zurücknehmen möchte. Der Kommandant that es, und erlaubte den Grenadieren auf die Wache zu ziehen. Als diese Erlaubniß ankam, waren die Grenadiere schon unter den Waffen, auf dem Paradeplatze. Sie jauchzten über den guten Erfolg ihres Aufruhrs.

Es geschah, was allemal geschieht, wenn der Befehlshaber seinen Untergebenen nachgiebt: diese wurden dadurch nur um so viel dreister. Die Grenadiere verlangten nun von dem Obristen scharfe Patronen. Er weigerte sich, da drohten sie: ihn und alle übrigen Offiziere aufzuhängen; die Thüre des Zimmers, in welchem die Patronen verwahrt wurden, aufzusprengen, und sich mit Gewalt derselben zu bemächtigen. Sie sprengten auch wirklich die Thüre ein; füllten ihre Patrontaschen mit Patronen; leerten das ganze Magazin aus; trugen die Kriegsmunition in die Kaserne; stellten Schildwachen davor; und zogen nachher auf die Wache; mitten durch den versammelten Pöbel, und durch die Bürgermilitz, welche ihnen Beyfall zuklatschte.

Die Offiziere des Regiments versammelten sich um drey Uhr des Nachmittags. Sie berathschlagten sich, und beschlossen: zwey Abgesandte an die Nationalversammlung zu senden; von derselben zu verlangen, daß sie die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückrufen solle; und, im Falle sie sich dessen weigern, oder sich dazu zu schwach finden sollte, derselben zu erklären: daß alle Offiziere des Regiments ihre Dimission verlangten. Die beyden abgesandten Offiziere reisten sogleich ab.

Einige übelgesinnte Bürger hatten indessen die Grenadiere überredet: die Offiziere wären gesonnen wegzureisen, und die Fahnen des Regiments mitzunehmen. Daher sandten die Grenadiere eine Wache zu dem Kommandanten. Bey diesem Vorfalle und bey allen übrigen Beweisen von Mangel an Unterwürfigkeit verhielten sich die Offiziere ganz leidend, um die Rückkunft ihrer Gesandten an die Nationalversammlung erst abzuwarten, ehe sie zu andern Mitteln schritten.

Nun überredeten die Bürger die Soldaten: daß sie, so wie die Soldaten anderer Regimenter gethan hätten, sich von ihren Offizieren möchten Rechnung ablegen und Geld geben lassen.

Am 8. August verlangten die Grenadiere des Regiments du Roi, von ihrem Obristen, daß er sie möchte exerciren lassen. Dieses geschah. Das Regiment rückte aus. Nach geendigter Musterung nahmen die Soldaten ihre Offiziere gefangen, und führten dieselben in einen Saal, in welchem ein, von dem Regimente gewählter Ausschuß, sich niedersetzte, und einen Soldaten, Namens Pomier, zum Präsidenten erwählte. Dieser Präsident übergab den Offizieren schriftlich die Klagen der Soldaten. Hierauf sandte der Ausschuß zu Herrn de Messimieux, dem Schatzmeister des Regiments, einem Greise, welcher 56 Jahre in der Armee gedient hatte. Dieser erhielt den Befehl, nach dem Saale zu kommen, und seine Rechnungsbücher mitzubringen. Er gieng mit den Soldaten. Die Soldaten blätterten die Bücher durch; bemerkten daß sich dieselben erst mit dem Jahre 1776 anfiengen; und verlangten Rechnung seit dem Jahre 1768. Der Schatzmeister stellte die Unmöglichkeit vor, in welcher er sich befinde, eine solche Rechnung abzulegen. Hierauf sagte der Präsident zu den übrigen Mitgliedern des Soldatenausschusses: „Sollen wir nicht den Herrn de Messimieux ins Gefängniß schicken?“ Die Soldaten nickten mit dem Kopfe. Herr de Messimieux sagte: er würde nicht ins Gefängniß gehen, wenn er nicht den Befehl dazu von dem Obristen erhalte. Aus Furcht, daß sich die Soldaten gegen diesen alten Mann Gewaltthätigkeiten erlauben

möchten, gab der Obriste den Befehl. Ein Soldat schlug vor, den Schatzmeister ins Loch zu stecken; aber die übrigen bemerkten, daß sie sich hiedurch selbst entehren würden. Daher ward beschlossen, den Schatzmeister nach dem Gefängnisse der Offiziere zu bringen. Er blieb darin drey Stunden, und wurde nachher frey gelassen. Die Offiziere aber behielt der Ausschuß bis um drey Uhr des Morgens bey sich. Dann wurde ihnen erlaubt, sich nach Hause zu begeben; aber mit dem strengen Befehle, um 10 Uhr des Vormittags wieder zu erscheinen, und den Soldaten, auf die an sie zu richtenden Fragen, zu antworten.

Die Offiziere erschienen zu der bestimmten Zeit, allein es ward nichts ausgemacht. Einige Staabsoffiziere kamen, brachten dem Obristen einen Brief des Kommandanten, und giengen weg. Der Obriste las den Brief, und zerriß denselben, nachdem er ihn gelesen hatte. Die Soldaten rafften die Stücke auf, und versuchten dieselben zusammen zu setzen. Es gelang ihnen nicht. Sie nöthigten daher den Obristen, an Herrn de Noue einen Brief zu schreiben, und ihm zu melden: er habe sein erstes Billet nicht erhalten, er möchte ihm ein zweytes schreiben. Der Obriste that es — gewiß eine unverzeihliche Handlung! Ein Obrister, der sich von seinen Soldaten bereden läßt, seinem Kommandanten eine Unwahrheit zu schreiben! Herr de Noue antwortete. Er sagte dem Obristen (Herrn de Balivieres): er möchte sich etwas thätiger bezeigen, und etwas mehr Kraft anwenden, um einer Ausgelassenheit ein Ende zu machen, welche leicht in Räuberey ausarten könnte. Die Soldaten hielten sich durch dieses Billet für beleidigt. Sie ga-

ben vor, Herr de Noue habe sie Räuber gescholten, und sie würden ihn nöthigen, ihnen öffentliche Abbitte zu thun. Nun nöthigte der Ausschuß die gefangenen Offiziere, den Soldaten auf der Stelle 150,000 Livr. auszuzahlen. Sie theilten das Geld unter sich. Jeder Soldat erhielt 73 Livres für seinen Antheil. Hierauf ließen sie, um acht Uhr des Abends, die gefangenen Offiziere los, mit dem Bedeuten: sie hätten die 150,000 Livres nur als ein a Conto angenommen; denn die ganze Summe, welche sie zu fordern gedächten, sey 1,500,000 Livres. Sobald die Soldaten dieses Geld von ihren Offizieren erpreßt hatten, schickten sie Abgesandte an alle Regimenter der benachbarten Garnisonen, und ließen die Soldaten aufmuntern, ihrem Beyspiele zu folgen, und sich mit ihnen in Korrespondenz einzulassen. Diese Abgesandten wurden aber überall schlecht empfangen.

Am 11. August, an dem Tage, nachdem die Soldaten des Regiments du Roi ihre Offiziere beraubt hatten, zeigte sich unter dem Schweitzerregimente, welches bisher die strengste Subordination beobachtet hatte, eine Gährung, deren Ursache in dem bösen Beyspiele zu suchen war, welches das Regiment du Roi gegeben hatte. Zwey Schweitzergrenadiere trugen, unter den Soldaten ihres Regiments, einen Aufsatz zum Unterschreiben herum. Sie wurden von den Offizieren entdeckt, das Regiment erhielt Befehl auszurücken; es ward Kriegsrath gehalten; und die beyden Grenadiere wurden verurtheilt, Spießruthen zu laufen. Nachher sollte ihnen der Kopf geschoren, und sie von dem Regimente weggejagt werden. Diese Exekution geschah, ohne allen Widerstand; und die beyden

Grenadiere, von denen der eine aus Lausanne, der andere aus Genf gebürtig war, wurden nach dem Gefängniße gebracht. a)

Am Abende dieses Tages kamen eine Menge Soldaten, von den Regimentern du Roi und Mestre de Camp, begleitet von einem zahlreichen Pöbel, vor die Kasernen der Schweitzer. Sie warfen ihnen ihre Feigherzigkeit vor, da sie sich eine solche Ungerechtigkeit von ihren Offizieren gefallen ließen, ohne sich zu rächen. Die Bürgersoldaten, welche mit den Schweitzern Wache thun sollten, verließen ihre Posten, schimpften auf die Schweitzer, und sagten: „sie wollten nicht mit H . . . . . . n dienen, welche ihre Waffenbrüder im Stiche ließen.“ Vornehme Bürger und Bürgerinnen sahen aus den Fenstern, klatschten in die Hände, und riefen: „Bravo! Bravo!“ b) Hierdurch wurden die Schweitzer, theils aus Furcht, theils durch das böse Beyspiel verführt, ebenfalls aufrührisch.

Gegen vier Uhr des Abends ließ der General des Regiments Mestre de Camp seinen Dragonern befehlen, daß sie ihre Kaserne nicht verlassen möchten.

---

a) Cette Sentence, juste à tous égards, fut exécutée sans qu'aucun Suisse fit mine de se revolter; tout ce Régiment étoit encore soumis aux loix. Léonard. p. 16.

b) On a vu des Citoyens et des Citoyennes, qui par leur état devoient jouer un autre rôle, crier bravo de leurs fenêtres, et battre des mains à la vue de ces horreurs. Léonard. p. 17.

Aber die meisten hatten sich schon entfernt, sobald ihre Pferde besorgt waren. Ungefähr 20 Dragoner zogen, mit dem Säbel in der Hand, begleitet von den Soldaten des Regiments du Roi, nach den Kasernen der Schweitzer. Die Dragoner sprengten mit Beilen die Thüre des Gefängnisses ein, und der Pöbel munterte sie auf, durch ein wiederholtes Geschrey: „Bravo! Bravo!" Die beyden gefangenen Schweitzersoldaten wurden befreyt, im Triumphe durch die Strassen geführt, und blieben nachher einige Stunden in den Kasernen der Dragoner, ohne Vorwissen der Offiziere.

Die Schweitzeroffiziere wurden von dem Pöbel beschimpft, verfolgt und mit Steinen geworfen. Sie begaben sich daher in die Zitadelle, zu dem Kommandanten derselben, dem Herrn de Malartic. In der Zitadelle lag ein Bataillon Schweitzer, und sobald die Offiziere der andern beyden Regimenter, von der Gefahr, in welcher sich die Schweitzer-Offiziere befanden, Nachricht erhielten, kamen sie diesen zu Hülfe, und schlossen sich mit ihnen in die Zitadelle ein.

Die aufrührischen Soldaten beschlossen: den beyden Gefangenen ihre Ehre sogleich wieder geben zu lassen. Man zog sie an, und man befestigte an ihrem Kopfe einen falschen Zopf, statt der Haare, welche ihnen abgeschnitten worden waren. In diesem Aufzuge wurden sie mitten unter den versammelten Pöbel gebracht. Der Pöbel rief ihnen, zu wiederholtenmalen zu: sie müßten nicht eher ruhen, als bis ihre Offiziere dieselbe Strafe erlitten hätten, die man ihnen angethan hatte. Man zwang den Tambour, Appel zu trommeln. Die Soldaten der beyden französischen Regimenter traten ins Gewehr; aber die Schweitzer

weigerten sich standhaft, und sagten: sie wollten nicht eher ins Gewehr treten, als bis sie dazu Befehl von ihren Offizieren würden erhalten haben. Hierauf begaben sich Soldaten von den Regimentern du Roi und Mestre de Camp, vereinigt mit einigen Soldaten der Bürgermilitz, nach der Wohnung des Obristlieutenants des Schweitzerregiments, Herrn Merian. Sie mißhandelten ihn, und führten ihn nach der Kaserne. Hier drohten sie: ihn zu ermorden, wenn er nicht dem Regimente Befehl geben würde, ins Gewehr zu treten. Er befahl es, und sogleich trat das Regiment ins Gewehr. Die beyden Bataillone desselben formirten ein Bataillon karre' mit ihren Fahnen, und der Herr Merian sah sich genöthigt, den beyden Gefangenen ihre Ehre wieder zu geben. Er mußte nachgeben, weil außerdem alle Schweitzeroffiziere in der grösten Lebensgefahr gewesen wären. Indem Herr Merian die Soldaten wieder dienstfähig machte, hatte er, zufolge des, in allen Schweitzerregimentern angenommenen Gebrauchs, die Formel in deutscher Sprache hergesagt; aber der Pöbel und ein Theil der Bürgermilitz nöthigten ihn, dasjenige, was er gesagt hatte, in französischer Sprache zu wiederholen.

Die ganze Nacht war ein Freudenfest. Die beyden Schweitzer wurden im Triumphe durch alle Straßen der Stadt geführt. Die Soldaten vertheilten sich in die Wirthshäuser, und die schändlichsten Ausschweifungen dauerten fort, bis an den anbrechenden Tag. Die ausgelassenen und betrunkenen Soldaten hielten die, durch die Strassen fahrenden Wagen an, und ließen sich in der Stadt herum fahren. Andere liefen mit brennen-

den Fackeln in der Stadt hin und her, schrien und lärmten, weckten die ruhig schlafenden Bürger auf, und verbreiteten überall Furcht und Schrecken.

Der Major des Schweitzerregiments, Herr von Salis, hatte Mühe gehabt, vor dem wüthenden Pöbel sein Leben zu retten, von welchem er, mit Schimpfwörtern und Steinwürfen verfolgt worden war. Er hatte daher vor seinem Hause, die Nacht über, vier Mann Grenadier als Wache erhalten. Er war im Bette, und schlief ruhig. Gegen drey Uhr des Morgens wachte die Frau von Salis auf. Sie hörte Lärm in der Straße, und legte sich an das Fenster. Da sah sie vor dem Hause einen großen Haufen bewaffneter Soldaten. Sie weckte ihren Mann. Dieser legte sich an ein kleines Fenster, sah die Gesichter dieses trunknen Haufens, und hörte, wie sie davon sprachen: daß sie sich seiner bemächtigen, und ihn lebendig verbrennen wollten. Hierauf gieng er ganz ruhig die Treppe herunter, und sagte zu den vier Grenadieren, welche bey ihm die Wache hatten: „Freunde, wenn Ihr entschlossen seyd mich zu vertheidigen, so bin ich unbesorgt; sie sollen gewiß nicht in das Haus kommen.“ Die Grenadiere antworteten: „Es sind ihrer zu viele — wir wissen nicht — wir wollen sehen.“ Hieraus schloß er, daß er verrathen sey. Er gieng herauf zu seiner Gemahlin und sagte: „Meine Liebe, wir sind verloren, wenn wir uns nicht sogleich retten!“ Hierauf rief er den Thürhüter seines Hotels, und fragte, auf welche Weise er unbemerkt aus dem Hause kommen könne? Der Thürhüter gab zur Antwort: „es gebe kein anderes Mittel, als auf den Boden zu steigen, und über

das Dach in das nächste Haus sich zu flüchten.“ Die Nacht war finster; die Nachbaren waren von dem Lärm aufgewacht; und die Magd in dem Hause des Nachbars, welche die Drohungen hörte, die diese Mörder gegen den Major ausstießen, schloß ganz richtig, daß sich derselbe auf keine andere Weise, als über das Dach, und folglich in ihr Haus, werde retten können. Sie stieg daher auf den Boden, machte das Dachfenster auf, und wartete. Der Major kletterte auf das Dach, seine Gemahlin kletterte ihm nach, zitternd vor Schrecken. Die Magd des Nachbars, welche an dem Dachfenster war, hörte das Geräusch, und rief: „Sind Sie's? Kommen Sie nur.“ So kam der Major, mit seiner Gemahlin, in das Haus des Nachbars. Er hielt eine geladene Pistole in der Hand, und seiner Gemahlin hatte er auch eine gegeben. Man versteckte sie beyde in einen Schrank, der über einem Bette in der Wand befestigt war, und zu welchem man nur auf einer Leiter herauf steigen konnte. Die Leiter wurde weggenommen, und vor den Schrank ward ein großes Gemälde gesetzt. Beyde konnten nur gebückt darin stehen. In die Thüre wurden, in gröster Eile, einige kleine Löcher gebohrt, damit sie Luft schöpfen könnten. In dieser Stellung blieben sie 30 Stunden lang, ohne zu essen oder zu trinken. Kaum konnten sie Athem holen. Die geladenen Pistolen behielten sie in der Hand, fest entschlossen, sich die Kugel durch den Kopf zu schiessen, wenn sie entdeckt werden sollten.

Die rasenden Soldaten, welche den Major ermorden wollten, sprengten die Thüre seines Hauses auf; bemächtigten sich der vier Grenadiere, welche gar kei-

nen Widerstand thaten; eilten die Treppe herauf; und drangen in das Schlafzimmer des Herrn und der Frau von Salis. Wüthend darüber, ihn nicht zu finden, warfen sie alles im Zimmer durch einander, ladeten ihre Flinten, und schworen einen fürchterlichen Eid: sie wollten ihn haben, todt oder lebendig. Sie plünderten das ganze Haus; suchten alle Winkel durch; und, als sie sahen, daß auch dieses vergeblich war, kamen sie fluchend in das Haus des Nachbars, und endlich in das Zimmer, in welchem der Herr von Salis mit seiner Gemahlin versteckt war. Sie suchten ihn überall, und fanden ihn nicht. Da stießen sie die schrecklichsten Verwünschungen gegen ihn aus. Einige sagten: „ich will ihm das Herz aus dem Leibe reissen.“ Andere sagten: „ich will seine Leber fressen,“ und noch andere schworen: sie wollten ihn in Stücken hacken. a) Man denke sich die Lage des Mannes, der da Alles mit anhörte! Als die Soldaten sahen, daß ihre Mühe vergeblich war, ließen sie eine starke Wache in beyden Häusern zurück, und begaben sich hinweg. Die Bedienten nahmen sie mit sich, und wollten sie durch Martern zwingen, zu sagen, wo ihre Herrschaft versteckt sey. Sie wußten es, aber sie sagten nichts. Nun kamen die Soldaten noch einmal zurück, und setzten Schildwachen in alle Zimmer, so daß der Herr und die Frau von Salis es kaum wagen durften, frey Athem zu holen.

---

a) Les uns disoient: je lui arracherai le coeur; d'autres: je lui mangerai le foie; les moins cruels ne pensoient, qu'à le découper par morceaux. Léonard. p. 23.

Am 12. August wurde, vor fünf Uhr des Morgens, Generalmarsch geschlagen, und allen Regimentern der Befehl gegeben, auf dem Paradeplatz zu erscheinen. Sie erschienen, und mit ihnen, auf Befehl des Bürgerrathes, auch die Bürgermilitz. Hierauf wurde ihnen bekannt gemacht: es sey in der Nacht ein Eilbothe mit einem Beschluße der Nationalversammlung zu Herstellung der Unterwürfigkeit, angekommen. Der Beschluß wurde den, unter dem Gewehr stehenden Truppen, vorgelesen, und sie wurden ermahnt, demselben zu gehorchen. Hierauf ward der Beschluß gedruckt, und um sechs Uhr an alle Ecken der Straße angeschlagen, aber von dem Pöbel sogleich wiederum abgerissen. Die Soldaten stellten sich, als zweifelten sie an der Aechtheit dieses Gesetzes, und als glaubten sie, es sey eine bloße List, um sie zum Gehorsam zu nöthigen. Der Jakobinerklub bestärkte noch die Soldaten in dieser irrigen Meynung.

Die Offiziere der Dragoner, welche zu der bestimmten Zeit nach der Kaserne kamen, um die Dragoner aufsitzen zu machen, wunderten sich über das heimliche Gemurmel, welches sie unter ihren Leuten bemerkten, und noch mehr darüber, daß einige den Befehlen zu gehorchen sich weigerten, und daß aus jeder Kompagnie zwey Mann austraten, und nach den Kasernen zurückgiengen, unter dem Vorwande: sie gehörten zu dem Ausschusse, und müßten jetzt ihre Sitzungen halten. Nachdem alle Vorstellungen vergeblich waren versucht worden, sahen sich die Offiziere genöthigt nachzugeben.

Als das Regiment auf dem Paradeplatz angekommen war, und sich mit den übrigen Regimentern der Garnison vereinigt hatte: da trat aus jeder Kompagnie

ein Dragoner heraus, und alle diese kehrten mit einander nach der Kaserne zurück. Bald aber kamen sie wieder, und brachten einen von den gestraften Schweitzern mit sich, welchen sie in ihrer Kaserne aufgenommen hatten. Sie vereinigten sich mit vielen Soldaten der andern Regimenter, und mit einigen Soldaten der Bürgermilitz. So zogen sie, mit einer stark besetzten Musik, vor der Fronte der Parade vorbey, unter den Fahnen durch, und stellten den Schweitzer neben die Standarte der ersten Eskadrons. Ein Dragoner stieg ab, überließ dem Schweitzer sein Pferd, und gab ihm seine Waffen. Der in großer Menge versammelte Pöbel klatschte Beyfall, und rief: „Bravo! Bravo!" Der Kommandant, Herr de Noue, dessen Kaltblütigkeit und Tapferkeit allgemein bekannt waren, sah ganz ruhig dem Aufstande zu, und las nachher den Beschluß der Nationalversammlung ab. Hierauf defilirte das Regiment, und begab sich nach seiner Kaserne zurück, wohin es den Schweitzer im Triumphe mit sich führte.

Bald nachher zogen alle Regimenter abermals auf den Paradeplatz, und stellten sich daselbst in Ordnung. Dann riefen die Soldaten mit Einer Stimme: „der Kommandant, Herr de Noue, sollte sogleich auf dem Platze erscheinen. Der Bürgerrath schickte einige Abgesandte an die Soldaten, um zu erfahren, was sie verlangten. Sie sagten: sie wollten, Herr de Noue solle kommen, und ihnen öffentliche Abbitte thun. Die Soldaten schickten zu ihm, um ihn zu holen. Er widersetzte sich länger, als zwey Stunden, und erklärte: er sey fest entschlossen, eher zu sterben, als sich soweit zu erniedrigen. Hierauf sagten einige Grenadiere: Wenn

dieser Schurke nicht herunter kommt, so bleibt uns nichts übrig, als ihn zum Fenster hinaus zu werfen, und ihn auf unsern Bajonetten aufzufangen. Der Pöbel klatschte, und rief: „Bravo! Bravo!“ Dabey spielte die Musik des Regiments du Roi das Lied: On va lui percer le flanc. a)

Hierauf ließen sich einige Mitglieder des Bürgerrathes von den Truppen versprechen, daß sie den Herrn de Noue nicht mißhandeln wollten, und giengen nachher zu ihm, um ihn zu bitten, daß er, in ihrer Begleitung, auf den Paradeplatz kommen mögte. Er kam auf den Platz, und sagte fest und unerschrocken: Soldaten, was verlangt ihr von mir?“ Der Präsident des Soldatenausschusses, Pomier, trat heraus, und las ihm das Billet vor, welches er an den Herrn de Balivieres geschrieben hatte. Dabey kündigte er ihm an: die Soldaten fänden sich durch den Ausdruck: Räubereyen, beleidigt, und verlangten eine öffentliche Genugthuung. Endlich setzte der Kerl hinzu: „Sie zittern, mein Herr, ich aber habe mich für Sie verbürgt.“ Herr de Noue gieng vor der Fronte der Grenadiers auf und ab, und redete sie an: „Ihr klagt mich an, daß ich Euch Unrecht gethan habe. Aber fragt Euch selbst; seyd Richter zwischen Euch und mir. Ich habe seit langer Zeit Euer Regiment kommandirt; ich habe mir es zur Ehre gerechnet, Euch anzuführen. Warum wollt Ihr mich dann jetzt betrüben? Kehrt

a) Quelques Grenadiers disoient: si ce b . . . . là ne descend pas, il n'y a qu'à l'aller f . . . . e par la fenêtre, et le recevoir sur les bayonettes. Et les gueux d'applaudir. Pendant cela la Musique du Régiment du Roi jouait l'air: On va lui percer le flanc. Léonard. p. 25.

zurück zu Eurer Pflicht, gehorchet dem Gesetze, und zeigt Euch des Namens französischer Soldaten würdig. Wenn Ihr glaubt, daß ich Euch Entschuldigungen zu machen habe, so mache ich sie. Hiemit schienen die Truppen zufrieden zu seyn.

Die Dragoner ritten nach ihrer Kaserne zurück, und nahmen den Schweitzer mit sich. Nun befahlen die Dragoner, daß ein Detaschement von 50 Mann sich formiren solle, und verlangten von den Oberoffizieren, sie möchten dasselbe anführen. Aber alle Offiziere erklärten einstimmig: sie wollten lieber sterben, als etwas thun, das ihrer Ehre zuwider sey. Hierauf zwangen die Soldaten zwey Unteroffiziere, sich an die Spitze dieses Detaschements zu stellen. Das Detaschement begab sich, in Begleitung zweyer Detaschementer von den übrigen beyden Regimentern der Garnison, nach der Wohnung der Schweitzeroffiziere, und zwang diese, mit Gewalt, 224 Louisd'ors, zur Entschädigung für die Bestrafung der beyden Soldaten ihres Regiments auf der Stelle zu bezahlen.

Sobald sie dieses Geld hatten, zogen sie, in Begleitung einer zahlreichen Musik, und verfolgt von einem großen Haufen des Pöbels, der ihnen Beyfall zurief, durch alle Straßen der Stadt und der Vorstädte, und begiengen die allergrösten Ausschweifungen. Die Dragoner nahmen Soldaten und Musikanten hinter sich auf die Pferde; und als es anfieng finster zu werden, zwangen sie, mit dem Säbel in der Faust, den Quartiermeister des Regiments, die Hälfte der erbeuteten Geldsumme, welche für den andern Schweitzer bestimmt war, in Verwahrung zu nehmen. Die ganze Nacht hindurch hörte der Lärm nicht auf.

Freytag Morgens, am 13. August, fanden die Offiziere der Dragoner, als sie in die Kaserne kamen, statt der Soldaten, einen Haufen, auf allerley Weise verkleideter Leute, die ihre Uniformen verloren, oder verschenkt hatten, und, unter ihnen, eine Menge Weiber und Mädchen, welche die Trommeln rührten. Der, an den Ecken der Stadt angeschlagene Beschluß der Nationalversammlung, war überall abgerissen worden.

Gegen 9 Uhr Vormittags hatte sich endlich auch das ganze Schweitzerregiment empört. Die Soldaten hielten ihre Offiziere gefangen, um sie zu zwingen, ihnen Geld zu geben. Das Haus des Majors von Salis hatten sie verlassen, weil sie glaubten, er sey nicht mehr in der Stadt. Sobald sich der Herr von Salis frey sah, und erfuhr, wie sehr seine Offiziere von ihren Soldaten gemißhandelt würden, entschloß er sich, alle Gefahr mit denselben zu theilen. Er ließ sich von den Schweitzern versprechen, daß sie ihn nicht umbringen würden, und begab sich nachher nach der Kaserne, und freywillig zu den übrigen Offizieren ins Gefängniß. Hier fand er die Offiziere in der allertraurigsten Lage, und in beständiger Gefahr, von den Soldaten ermordet zu werden. Mit Geduld ertrugen sie die, beynahe unglaublichen, Qualen und Beschimpfungen, welche die Soldaten ihnen anzuthun, ein Vergnügen fanden. Herr de Noue sandte seinen Major nach der Kaserne der Schweitzer, um von der Lage der Offiziere Nachricht einzuziehen. Dieser erfuhr, von dem Obristlieutenant, Herrn Merian, daß die Soldaten geschworen hätten: sie würden die Offiziere nicht eher freygeben, als bis sie von densel-

den 227,000 Livres erhalten, oder wenigstens tausend St. Louisdors, als ein a Conto. Der Major stattete dem Kommandanten, von der traurigen Lage, in welcher sich die Schweitzeroffiziere befanden, sowohl, als von den Forderungen der Soldaten, Bericht ab. Der General Vaubecourt war gegenwärtig, als dieser Bericht abgestattet ward. Dieser wurde dadurch gerührt. Er gieng nach Hause, holte tausend Stück Louisdors, und brachte den Schweitzersoldaten dieses Geld, welches sie verlangten. Dabey stellte er ihnen aber sogleich, stark und heftig, die Unanständigkeit und die Strafbarkeit eines solchen Verfahrens gegen ihre Offiziere vor. Seine Vorstellungen schienen auf einige Augenblicke Eindruck zu machen, aber bald nahmen die Soldaten wiederum den frechen Ton an. Statt dem General für das Geld zu danken, welches er ihnen überbrachte, sagten sie: „Dies ist noch nicht genug, wir brauchen noch 3000 Livres.“ Der General borgte auch diese Summe von seinen Freunden, und brachte das Geld den Schweitzern. Als die Schweitzer die 27,000 Livres erhalten hatten, schienen sie zufrieden, und gaben den Offizieren die Freyheit wieder, nachdem sie sich vorher noch von denselben hatten eine Verschreibung für 200,000 Livres geben lassen, welche am ersten September bezahlt werden sollten. Nun vereinigten sich die Schweitzer mit den Soldaten der andern beyden Regimenter, zogen durch die Stadt, und begiengen, am hellen Mittage, und auf öffentlicher Straße, mit schändlichen Frauenspersonen die allereckelhaftesten Ausschweifungen. Das lärmende Geschrey dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht fort, und war so unerträglich, daß sehr viele Bürger die Stadt verliessen.

Am 14. sandten die Dragoner eine Gesandtschaft an ihren Kommandanten, und ließen ihm sagen: daß sie, ohne auf den Befehl der Nationalversammlung Rücksicht zu nehmen, verlangten, die Staabsoffiziere sollten sich in der Reitschule versammeln, um Kriegsrath zu halten, und ihre Klagen anzuhören. Die Offiziere versammelten sich in der Reitschule, um acht Uhr des Morgens, und wurden von dem Ausschusse der Soldaten verhört. Vor die Thüre des Hauses stellten sich die übrigen Dragoner des Regiments, und ließen Niemand heraus. Alle Vorstellungen der Offiziere waren vergeblich, und die Soldaten behandelten ihre Obern mit unerhörter Frechheit. Bald sagten sie, zu dem Einen: er solle schweigen; bald zu einem Andern: er solle nicht so laut sprechen. Als der Kommandant des Regiments reden wollte, rief ihm der Präsident der Dragoner zu: „Schweigt solange, bis ich Euch befehle zu sprechen!“ Die Offiziere wurden gezwungen Rechnung abzulegen. Endlich, um zwey Uhr, sagte der Präsident zu den Offizieren: „Nun können Sie zum Essen gehen, meine Herren. Morgen früh, um sieben Uhr, finden Sie sich hier wiederum ein, damit wir unsere Sitzungen fortsetzen können. Heute Abend haben wir genug zu thun, um alles was vorgefallen ist, aufzuschreiben.“

Bey einem so gefährlichen Aufruhr sah nun der Bürgerrath kein anderes Mittel, als einen Eilbothen an die Nationalversammlung zu senden. a) Die Anar-

---

a) Grands détails par pièces authentiques de l'affaire de Nancy. S. 19. Eine höchst wichtige Schrift, welche eine Sammlung beglaubigter Acktenstücke enthält.

chie war allgemein, und es hatte dieselbe alle Klassen von Einwohnern angegriffen. Denn das Geld, welches die Soldaten unter die Bürger mit vollen Händen austheilten, hatte ihnen viel Freunde gemacht, und die Bürgermiliz fand sich ausser Stande, einen Aufruhr zu stillen, der so allgemein geworden war. Die Plünderung und gänzliche Zerstörung der schönsten Stadt Frankreichs stand ohne Rettung bevor. In dieser schrecklichen Noth und in dieser dringenden Gefahr, wandte sich der Bürgerrath an die Nationalversammlung, und bat um schleunige Hülfe.

Am folgenden Tage, am 15. August, versammelten sich die Staabsoffiziere, dem von den Soldaten erhaltenen Befehle zufolge, um sieben Uhr des Morgens in der Reitschule. Der Präsident der Dragoner las das Protokoll des verflossenen Tages vor; und wenn die Offiziere dagegen Einwendungen, oder Bemerkungen machten, so wurden sie ausgepfiffen und verspottet. Durch die Ausschweifungen der vorigen Tage, waren die meisten Soldaten so betäubt, daß sie stehend einschliefen, und ihre geladenen Gewehre fallen ließen. Ein Offizier sagte: wenn sie nicht sorgfältiger verführen, so würden sie bald einer den andern umbringen. Nach langem Geschwätze, wodurch nichts entschieden wurde, fragte endlich ein Offizier die Dragoner: was sie denn eigentlich verlangten? Hierauf gaben diese zur Antwort: vermöge des Beschlusses der Nationalversammlung vom 7. August, seyen sie berechtiget worden, die Rechnungen der Offiziere, seit sechs Jahren, durchzusehen. Nun hätten sie die Rechnungen untersucht, und verlangten jetzt, auf der Stelle, bezahlt zu seyn. Sie wußten, daß in der Regiments-

kasse nur wenig Geld vorhanden war. Daran erinnerten die Offiziere die Dragoner. Aber dieser Grund that keine Wirkung. Sie wollten bezahlt seyn; sie verlangten Geld; und zwar Geld zufolge einer Rechnung von dem Jahre 1764. Man stellte ihnen die Ungerechtigkeit ihrer Forderungen vor; aber umsonst. „Wir wollen Geld! Geld! Geld!“ riefen sie „Ihr sollt uns bezahlen; oder . . . .“ — „Bezahlen?“ antwortete ein Staabsoffizier „Womit? Wir haben nichts, das Euch gehört; nichts das dem Regimente gehört; und wenn Ihr nicht uns selbst plündern wollt, so könnt ihr nichts von uns verlangen. Wollt ihr aber unser Geld . . . . .“ — „Euer Geld oder anders,“ schryen die Soldaten,“ wir wollen Geld! Geld wollen wir haben; gleichviel von Wem es kommt! Ausreden helfen hier nichts! Ihr müßt uns Geld schaffen! Ihr müßt uns heute noch, ehe ihr diese Versammlung verlasset, 47,962 Livres schaffen!“ Die Kasse des Regiments wurde hergeholt, und einer der Offiziere schlug vor: den Soldaten das in derselben enthaltene Geld zu geben. Aber alle übrigen Offiziere protestirten dagegen, und schworen: sie würden niemals zugeben, daß sich Jemand erfrechte, Hand an das Geld zu legen, welches der Nation und dem Könige gehöre. Hierauf wiederholten die Soldaten, mit fürchterlicher Wuth, das Geschrey: „Geld! Geld! sogleich Geld her, oder . . . . .“ Nun entschlossen sich die Offiziere, in ihrem eigenen Namen Wechsel auszustellen, unter der Bedingung, daß das Geld in der Regimentskasse nicht berührt werde. Die Dragoner erhielten die Wechsel, und blieben nun einige Augenblicke ruhig. Es war zwey Uhr des Nachmittags.

Bald nachher waren sie auch mit diesen Wechseln unzufrieden, und wollten auf der Stelle das Geld dafür haben. Einige Dragoner giengen, in dieser Absicht, in der Stadt herum. 24,000 Livres in Golde wurden herbeygeschafft, und für das Uebrige bot man ihnen Assignate an. Aber sie wollten keine Assignate, und drohten den Offizieren mit dem Tode, wenn sie nicht auch noch das übrige Geld in klingender Münze anschafften. Endlich, um eilf Uhr des Nachts, brachte man auch das übrige Geld. Nun hob der Präsident der Soldaten die Sitzung auf, und ließ die Offiziere aus dem Arrest, in welchem sie sechzehn Stunden, ohne zu essen, oder zu trinken, hatten zubringen müssen. Die Soldaten fielen wie rasend, über das auf dem Tische liegende Geld her, und theilten dasselbe unter sich. Jeder erhielt für seinen Antheil, fünf Louisdors und dreyßig Sous.

Die folgenden Tage wurden in den schändlichsten Ausschweifungen hingebracht.

Am 17. August sandten die Soldaten acht Abgesandte, unter denen sich der berüchtigte Pomier befand, an die Nationalversammlung nach Paris.

Am 18. August brachte ein Eilbothe folgenden Beschluß der Nationalversammlung dem Bürgerrathe zu Nancy.

„Die Nationalversammlung, nachdem sie den Bericht ihres Ausschusses angehört hat, ist unwillig über den fortgesetzten Mangel an Unterwürfigkeit in den Regimentern du Roi, Mestre de Camp und Chateauvieux, welche die Garnison zu Nancy ausmachen; um so viel mehr, da diese Unordnungen seit dem Beschlusse des 6 August und ohne Rücksicht auf

diesen

diesen Beschluß, fortdauern, obgleich derselbe die nöthigen Mittel enthält, wie die genannten Regimenter, durch rechtmäßige Wege, ihre Klagen anbringen konnten. Ueberzeugt, wie die Nationalversammlung ist, daß Achtung für das Gesetz, und Gehorsam gegen die Befehle des Oberhaupts der Armee, gegen die Befehle der Offiziere, und gegen die Regel einer militairischen Disziplin, die vorzüglichsten Kennzeichen, so wie auch die ersten Pflichten; ächter patriotischer Soldaten sind; und daß diejenigen, die, ungeachtet des geleisteten Eides, diese Pflichten aus den Augen setzen, öffentliche Feinde sind, deren Ausgelassenheit offenbar der wahren Freyheit und der Konstitution die größte Gefahr droht; in Erwägung wie sehr es nothwendig ist, solche Ausschweifungen mit Ernst zu unterdrücken, und so schnell als möglich ein Exempel zu statuiren, durch welches die guten Bürger beruhigt, und der gerechte Unwille jener braven Militärpersonen Genugthuung erhalte, welche mit Abscheu die Aufführung ihrer unwürdigen Waffenbrüder gesehen haben; damit endlich Denjenigen, die, aus Irrthum oder aus Schwäche, den Anstiftungen strafbarer Menschen, welche die ersten und vorzüglichsten Urheber solcher Unordnungen sind, nachgegeben haben, die Augen geöffnet und ein heilsamer Schrecken in sie gebracht werde; aus allen diesen Gründen hat die Nationalversammlung einstimmig beschlossen und beschließt: daß, da die Widersetzung der Truppen mit bewaffneter Hand, gegen die, von dem Könige genehmigten, Beschlüsse der Nationalversammlung, ein Verbrechen der beleidigten Nation ist, dem zufolge, Diejenigen, welche, den Aufruhr der Besatzung zu Nancy verursacht haben, in

Verhaft genommen, und als des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig, bestraft werden sollen.

„Daß Diejenigen, welche auf irgend eine Weise, an dem Aufruhr Theil genommen haben, wenn sie nicht in Zeit von vier und zwanzig Stunden, nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses, ihren respektiven Obern erklären, (und zwar schriftlich, wenn diese Obern es verlangen sollten,) daß sie ihren Irrthum erkennen, und denselben bereuen, ebenfalls, nach Verfluß dieser Zeit, gefangen genommen, und, als Begünstiger und Theilnehmer des Verbrechens der beleidigten Nation bestraft werden sollen."

Dieser Beschluß der Versammlung wurde, am 19. August, zu Nancy gedruckt, und unter die Soldaten ausgetheilt. Hierdurch nahm die Gährung zu, und die Gemüther wurden sehr erbittert. Die Mitglieder des Jakobinerklubs überredeten die Soldaten: Der Beschluß sey untergeschoben und nicht ächt; und falls derselbe ächt seyn sollte, so sey es der ungerechteste Beschluß, den die Versammlung jemals gefaßt habe; der Bürgerrath sey daran Schuld, welcher, in seinem Berichte an die Versammlung, Alles übertrieben und vergrößert habe; auch Herr de Noue habe einen unrichtigen Bericht abgestattet.

Sobald die Abgesandten der aufrührischen Soldaten zu Paris anlangten, ließ der Kriegsminister dieselben in Arrest nehmen. Die Soldaten zu Nancy wurden über diese Nachricht sehr aufgebracht, und beschloßen unter sich: alle ihre Offiziere sowohl, als die Mitglieder des Bürgerrathes, ebenfalls in Arrest zu setzen. Doch ward dieser Beschluß nicht in Ausführung gebracht. Die Soldaten schienen schon geneigt den Be-

fehlen der Nationalversammlung Gehorsam zu leisten, als ein neuer Vorfall grosses Aufsehen machte.

Herr Jobart, ein Ludwigsritter und Obristlieutenant der Bürgermiliz zu Nancy, nahm, am 18ten August die beyden Schweitzersoldaten, welche Spießruthen gelaufen hatten, unter die Bürgermiliz auf, ließ sie die Uniform anziehen, und stellte sie beyde als Schildwachen vor das Rathhaus, gerade zu der Zeit, da der Bürgerrath versammelt war. Der Bürgerrath bezeigte hierüber seinen Unwillen, und befahl, daß sich die Schweitzer sogleich entfernen, und, statt derselben, zwey Bürgersoldaten den Posten besetzen sollten. Hierauf wurden die Staabsoffiziere des Schweitzerregiments eingeladen auf dem Rathhause zu erscheinen, und in Gegenwart derselben ward Herr Jobart verhört. Er antwortete mit vieler Frechheit, und behauptete: die Schweitzer wären mit Unrecht gestraft worden, und er hätte dieselben, auf das Verlangen vieler Bürger, unter die Bürgermiliz aufgenommen.

Am 24. August kam der General de Malseigne, im Namen und auf Befehl des Königs, nach Nancy, mit dem Auftrage die Ruhe herzustellen. Herr de Malseigne war einer der rechtschaffensten und der tapfersten Generale in der französischen Armee. Er gieng durch alle Grade, bis zum General-Major der Karabiniers. Zwanzig Jahre lang bekleidete er diese Stelle, und endlich verließ er den Dienst im Jahre 1788. Er wurde zum Marechal de Camp ernannt, und begab sich auf seine Güter, wo er sich mit der Landwirthschaft beschäftigte, für welche er von jeher eine große Vorliebe gehabt hatte. Er erhielt den Befehl des Königs sich nach Nancy zu begeben, mit un-

umschränkter Vollmacht, zu handeln, wie er für gut finden würde.

Am 25 August gieng Herr de Malseigne in die Kaserne der Schweitzer. Er hielt an den versammelten Ausschuß der Soldaten eine lange Anrede, und sagte ihnen: er wäre gekommen, im Namen und auf Befehl des Königs, um ihnen Recht zu verschaffen, und ihre Klagen anzuhören. Die Soldaten brachten schriftlich verschiedene Artikel vor, und verlangten 200,000 Livres, und eine Erhöhung des Soldes. Herr de Malseigne bewilligte ihnen Alles; sogar die verlangte Geldsumme, weil sich die Offiziere entschlossen hatten, um des Friedens und um der Ruhe willen, diese Summe zusammen zu schießen. Nur allein den Punkt der Erhöhung des Soldes konnte er den Soldaten nicht zugestehen, weil seine Vollmacht sich nicht so weit erstreckte. Um halb zwey Uhr verließ er die Kaserne, und fand unten im Hofe die Schweitzersoldaten, unbewaffnet, im Bataillon karre, gestellt. Er drang durch, in die Mitte, und sagte: „Soldaten! ich will euch jetzt widerholen, was ich Eurem Ausschusse schon gesagt habe. Ich habe einige Artikel zugestanden. Aber einer darunter ist zu wichtig, nemlich der Artikel, welcher euren Sold betrift. Dieser beruht auf der Kapitulation zwischen Frankreich und Euren Schweitzerischen Obrigkeiten. Ich habe nicht Vollmacht hierin eine Aenderung zu treffen; daher habe ich Eurem Ausschusse vorgeschlagen, daß derselbe über diesen Gegenstand, einen Aufsatz an den König, oder an die Nationalversammlung senden solle.“ Nachdem der General diese Anrede geendigt hatte, wollte er den Hof der Kaserne verlassen und sich nach Hause bege-

ben. Als er aber an das Gitterthor des Hofs kam, und durch dasselbe hinausgehen wollte, hielten ihm die vier Schweitzergrenadiere, welche auf diesem Posten als Schildwachen standen, ihre Bajonette entgegen, und sagten: sie hätten Ordre ihn nicht heraus zu lassen. Herr de Malseigne zog seinen Degen und sprach: „ich befehle Euch, mich herauszulassen: denn Niemand hat hier Ordre zu geben als ich." Die Grenadiere fuhren fort sich zu wiedersetzen, und rückten mit den Bajonetten auf ihn zu. Er parirte ihre Stöße mit seinem Degen, und drang mit Gewalt durch. Hierauf steckte er seinen Degen wieder ein, und wollte zu Herrn de Noue hingehen. Da er aber ein Geräusch hinter sich hörte, so wandte er sich um, und sah, daß einige Schweitzeroffiziere mit ihren Soldaten handgemein geworden waren, weil die Offiziere die Soldaten verhindern wollten, ihm nachzulaufen. Einer von den Grenadieren entsprang, und lief mit aufgehobnem Säbel auf den Herrn de Malseigne zu, um ihn niederzuhauen. Der General zog seinen Degen, parirte die Hiebe, und stach nach dem Grenadier. Der Degen machte nur eine leichte Wunde, und sprang auf einer Rippe entzwey. Herr de Malseigne riß einem Offizier, der neben ihm stand, den Degen aus der Hand, und gieng ganz ruhig und langsam nach der Wohnung des Herrn de Noue. Die Soldaten in der Kaserne, welche diesen Auftritt mit angesehen hatten, rissen sich von ihren Offizieren los, welche sie aufhalten wollten, warfen einige derselben über den Haufen, und umgaben das Haus des Herrn de Noue, in welchem sich der General befand. Acht Offiziere des Regiments du Roi waren bey Tische

in einem benachbarten Hause, und da sie hörten, in welcher Gefahr der General sich befinde, eilten sie ihm zu Hülfe. Sie stellten sich unten an die Treppe, und erwarteten ohne Furcht, den Angriff der Schweitzer, welche sie die Straße herunterkommen sahen. Die Schweitzer kamen und drangen auf die Offiziere los. Diese vertheidigten sich nicht, sondern öffneten ihre Brust, und riefen den Schweitzern zu: sie könnten auf keine andere Weise zu dem Generale gelangen, als wenn sie ihnen erst das Leben nähmen. Da die Schweitzer sahen, daß die Offiziere unbewaffnet waren, so wollten sie sich auch ihrer Waffen nicht bedienen, sondern kamen mit ihnen in ein Handgemenge. Aber die Offiziere blieben stehen, und warfen die Soldaten über den Haufen.

Indessen würden doch die Offiziere von der weit größern Anzahl der Soldaten bald überwältiget worden seyn, wenn nicht der Major von Salis mit einigen andern Schweitzeroffizieren, herbeygeeilt, und in das Haus des Herrn de Noue eingedrungen wäre. Die Gegenwart dieser Offiziere hielt die Soldaten im Respekt, und sie ließen sogleich die andern Offiziere los, mit denen sie handgemein geworden waren.

Während dieser Zeit kamen sehr viele Offiziere der Regimenter du Roi und Mestre de Camp, welche von der Gefahr des Generals gehört hatten, zu seiner Vertheidigung herbey. Aber sie konnten nicht in das Haus kommen, weil dasselbe mit bewaffneten Schweitzern ganz umgeben war. Herr Gouvernet, der Sohn des Kriegsministers, welcher mit dem Herrn de Malseigne nach Nancy gekommen war, suchte die Schweitzer zu beruhigen, aber vergeblich. Hierauf

verlangte er: der Bürgerrath solle, durch sein Ansehen, den Aufruhr dämpfen. Der Bürgerrath befahl, daß die Bürgermiliz ausrücken, und sich an den Ort des Aufruhrs hinbegeben solle. Die Soldaten des Regiments du Roi sandten zwölf Abgesandte, an die, vor dem Hause des Herrn de Noue versammelten Schweitzer, und ließen denselben sagen: sie möchten zu ihrer Pflicht zurückkehren, sonst müsse das Regiment du Roi sich ihnen widersetzen, weil dieses Regiment niemals zugeben würde, daß der General mißhandelt werde. Der, vor dem Hause des Herrn de Noue in großer Menge versammelte Pöbel, lobte die Schweitzer, rief denselben: „Bravo! Bravo!“ zu, und widerholte, einmal über das andere: der Herr de Malseigne müßte auf der Stelle gehängt werden. Vorzüglich war ein Tischler, Namens Masson, geschäftig. Dieser gieng unter dem Pöbel und unter den Schweitzern herum, und rieth, den General sogleich aufzuhängen: „denn,“ sagte er, „ich habe zu Straßburg gesehen, daß ein Soldat, welcher das Gewehr gegen seinen General angeschlagen hatte, durch den Kriegsrath verurtheilt wurde, daß ihm die Hand abgehauen, und er nachher aufgehängt werden solle. Nun sind aber alle Menschen gleich, und folglich findet zwischen dem General und dem Soldaten kein Unterschied Statt. Wir müssen also den Herrn de Malseigne aufhängen, weil er sich an einem Soldaten mit dem Degen in der Hand, vergriffen hat.“

Bald nachher kam ein Detaschement des Regiments du Roi, und ein Detaschement des Regiments Mestre de Camp. Diese nöthigten die Schweitzer, die versammelten Offiziere in das Haus des Herrn de Noue

zu lassen. Mehr als hundert Offiziere drangen in das Haus und versicherten den General: sie würden eher ihr Leben lassen, als zugeben, daß ihm ein Leid zugefügt werde.

Hierauf sandte der versammelte Bürgerrath eines seiner Mitglieder zu dem Herrn de Malseigne, um denselben zu bitten, daß er sich, unter einer starken Begleitung, nach dem Rathhause begeben möge. Der General war eben bey Tische, als diese Bothschaft ankam. Er willigte sogleich ein, mitzugehen. Er gieng die Treppe herunter, begleitet von sechzig Offizieren der Besatzung, und von einem starken Detaschement der Bürgermiliz. In dieser Begleitung begab er sich, durch einen großen Theil der Stadt, nach dem Rathhause mitten durch den zusammengelaufenen Pöbel, welcher ohne Aufhören rief: „An die Laterne! An die Laterne!“ Der es aber doch nicht wagte, sich an ihm zu vergreiffen.

Als der General auf dem Rathhause ankam, erzählte derselbe dem Bürgerrathe alles was ihm geschehen war. Dann verlangte er, daß drey Schweitzersoldaten, welche ihn nicht verlassen hatten, hereingerufen werden möchten, um, für oder gegen ihn, Zeugniß abzulegen. Die Soldaten kamen, und der General erzählte, noch einmal, in ihrer Gegenwart, was er vorher schon erzählt hatte, und forderte die Soldaten auf: zu zeugen, ob er die Wahrheit gesagt habe? Die drey Schweitzer bezeugten einstimmig: „Was der General erzählt habe, sey die Wahrheit; er habe sich wie ein braver Offizier betragen; seine dem Regimente gemachte Vorschläge seyen gerecht und billig gewesen; sie seyen entschlossen, den General mit

Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen; und sie forderten hiermit die Soldaten der übrigen Regimenter der Garnison auf: nicht zuzugeben, daß sich die Schweitzer an dem Generale vergriffen, und Ausschweifungen begiengen, welche der ganzen schweitzerischen Nation zur Schande gereichen würden." Der Bürgerrath lobte diese braven Schweitzersoldaten. Die Soldaten der beyden Regimenter du Roi und Mestre de Camp, welche in dem Saale gegenwärtig waren, bezeigten lebhaft ihren Unwillen über das Betragen des Schweitzerregiments. Herr de Noue kam nach dem Rathhause, um die Gefahr, in welcher der General sich befand, mit demselben zu theilen.

Bald nachher kam eine Gesandtschaft der Schweitzer an, welche verlangte, der General sollte sogleich mit ihnen nach der Kaserne kommen. Herr de Noue hielt eine Anrede an diese Abgesandten. Er stellte ihnen vor: die Soldaten wären bestimmt die öffentliche Ruhe zu erhalten; dessen ungeachtet hätten sie sich unterstanden, mit Gewalt in sein Haus einzudringen, und sich des größten aller Verbrechen schuldig zu machen, indem sie in die Wohnung eines Staatsbürgers, und in die Wohnung ihres Generals eingedrungen wären. Herr de Malseigne sagte zu diesen Abgesandten: „Ich werde nicht mit Euch gehen; sondern ich erwarte Euch hier, morgen Vormittag: und dann hoffe ich Euch gelassener zu finden als heute."

Der General gieng zurück nach seinem Hause. Er erhielt die Nacht über eine starke Wache. Ehe er sich zu Bette legte, sagte er zu der Wache: „Freunde, wenn es in der Nacht Lärm giebt, so weckt mich auf: und dann sollt Ihr erfahren, was für einen Waffenbruder Ihr an mir habt."

Am folgenden Tage, am 26. August, kam der General, um acht Uhr des Morgens, nach dem Rathhause. Daselbst versammelten sich ebenfalls alle Offiziere des Schweitzerregiments. Gegen zehn Uhr erschien eine Gesandtschaft der Schweitzersoldaten. Man fragte: was sie verlangten? Sie antworteten: sie wollten, daß der General heute noch, und ohne Aufschub, ihnen Gerechtigkeit verschaffe, und sie wollten sogleich Geld haben. Hierauf antwortete Herr de Malseigne: „Ehre und Pflicht fordern von mir, daß ich den Soldaten Gerechtigkeit verschaffe, aber niemals werde ich mir von denselben Etwas vorschreiben lassen. Wenn ich jetzt einige Punkte noch nicht entscheide, so geschieht dieses darum, weil ich es nicht thun kann, ohne vorher den König darüber befragt zu haben. In acht Tagen werden die Befehle des Königs hier seyn; solange habt Geduld.“ Hierauf erklärte der General, daß er, zufolge der erhaltenen Vollmacht, hiemit beföhle, daß die Schweitzer, am folgenden Tage, Nancy verlassen, und nach Sarlouis ziehen sollten. Die Abgesandten der Schweitzer erklärten: sie würden diesem Befehle nicht gehorchen, und Nancy nicht eher verlassen, als bis sie die verlangte Geldsumme erhalten hätten.

Am 27. August kamen, auf Befehl des Herrn la Fayette und des Generals Bouille, sehr viele Bürgersoldaten aus der Nachbarschaft zu Nancy an. Gegen den Abend dieses Tages zählte man schon über 2000 Mann. An eben diesem Tage vereinigten sich die beyden andern Regimenter der Garnison mit den Schweitzern, und alle drey Regimenter machten nur Eines aus. Die Soldaten giengen mit den fremden

Bürgersoldaten in der Stadt herum; sie suchten die Freundschaft derselben; sie tranken mit ihnen; sie behaupteten, ihre Offiziere wären ihnen grosse Summen schuldig; ihre Forderungen wären sehr gerecht; und sie könnten nicht glauben, daß ihre Waffenbrüder, welche mit ihnen am 14. Julius zu Paris einerley Eid geschworen hätten, gekommen seyn sollten, um zu verhindern, daß man ihnen Gerechtigkeit verschaffe. „Ihr seht selbst," sagten die Soldaten, „daß die Garnison ruhig ist; aber wir haben hier einen Verräther, der, unter dem Vorwande die Befehle der Nationalversammlung auszuführen, gemeinschaftlich mit Herrn Bouille, Anstalten zu einer Gegenrevolution macht. Diese beyden Generale stellen sich, als wenn sie hier viele Truppen nöthig hätten, und sie bedienen sich dieser Gelegenheit, um die Truppen von den Gränzen wegzuziehen, und auf diese Weise einer fremden Armee den Einzug zu erleichtern. Wir wissen, daß dieses ihr Plan ist; und bald genug werdet ihr hievon eben so überzeugt seyn, als wir es schon sind." Durch diese, und durch ähnliche Mittel, wurden die Bürgersoldaten überredet, und ein grosser Theil von ihnen machte mit den aufrührischen Soldaten gemeinschaftliche Sache. Der Bürgerrath war in grosser Bestürzung, als er erfuhr, daß die Bürgermiliz, welche gekommen war um die Ruhe herzustellen, geneigt scheine, die Forderungen der Aufrührer zu unterstützen. Die fremden Bürgersoldaten, 2000 an der Zahl, giengen sogar mit den Soldaten durch die Strassen, Arm in Arm, und wiegelten dieselben noch mehr auf, indem sie versicherten, daß sie ihnen Beystand leisten würden. Die Schweitzer weigerten sich durchaus ab-

zureisen, und bestanden darauf, daß sie sogleich Geld haben wollten.

Am 28. August gieng Herr de Malseigne abermals nach dem Rathhause. Er ließ ein gedrucktes Blatt unter die Soldaten austheilen, um dieselben zu vermahnen, daß sie ruhig seyn, und sich dem Gesetze unterwerfen möchten. Aber dieses Blatt that keine Wirkung. Gegen Mittag versammelten sich die Soldaten, in grosser Menge, vor dem Rathhause, mit lautem Geschrey, und mit Drohung, daß sie den General und die Mitglieder des Bürgerraths ermorden wollten. Der General fürchtete sich so wenig vor diesen Drohungen, daß er sich auf den Balkon stellte und sich dem Volke zeigte.

Um ein Uhr Nachmittags verließ er, mit seiner gewöhnlichen Wache, das Rathhaus, und begab sich nach seinem Hotel. Die Soldaten folgten ihm nach, mit schrecklichen Verwünschungen. Endlich entstand plötzlich ein grosses Geschrey: „ins Gewehr! ins Gewehr!" und alle Soldaten liefen nach ihren Kasernen. Hierauf kamen einige wohlgesinnte Bürger zu dem General, und sagten ihm: sein Leben befände sich in der größten Gefahr, und ihm bliebe kein anderes Mittel übrig, als die Stadt Nancy zu verlassen. Er weigerte sich; aber man drang in ihn, und man stellte ihm vor, das Beste der Stadt erfordere seine Abreise. Endlich entschloß er sich diesem Rathe zu folgen. Er befahl, daß man sein Pferd satteln möchte. Er nahm einen seiner Freunde, einen Offizier der Karabiniers, mit sich, ritt langsam durch die Stadt, und aus dem Thore. Sobald er aber eine Viertelstunde weit ausser der Stadt war, gab er seinem Pferde die Sporen,

und ritt, in vollem Galoppe, nach Lüneville, einer kleinen Stadt, sieben Stunden von Nancy. Seine Absicht war: sich an die Spitze des Regiments der Karabiniers zu stellen, welches zu Lüneville in Garnison lag, und welches er vormals kommandirt hatte. Dort wollte er sich so lange aufhalten, bis er eine hinlängliche Anzahl von Truppen würde erhalten haben, um die Befehle der Nationalversammlung vollziehen zu können. Die Karabiniers, welche ihn ausserordentlich liebten, nahmen ihn mit grosser Freude auf.

Eine Viertelstunde nach seiner Abreise erfuhr man zu Nancy, daß er sich entfernt hätte. Die Soldaten beschlossen, ihm sogleich nachzusetzen. Die Dragoner setzten sich zu Pferde, und galoppirten hinter ihm her. Ihrer waren ungefähr sechzig an der Zahl. Die Bürger erschracken sehr, als sie diese Kerle, deren Absicht sie nicht kannten, im gestreckten Galoppe, und mit dem Säbel in der Hand, durch die Strassen reiten sahen.

Die Soldaten des Regiments du Roi waren untröstlich darüber, daß ihnen der General entwischt war. Sie verlangten ein anderes Schlachtopfer ihrer Rache, und dieß sollte der Kommandant der Stadt, Herr de Noue, seyn. Er war eben bey Tische, als sie vor seinem Hause ankamen. Sie rissen ihn vom Tische weg, und führten ihn durch den in ungeheurer Menge versammelten Pöbel. Er wurde durch die Strassen geschleppt, beschimpft, mit Fäusten geschlagen, gezwickt und fortgestossen. Auf dem Wege begegneten ihm einige Offiziere, und diese faßten den Entschluß ihn zu befreyen. Sie zogen den Degen und fielen auf den Haufen zu, ohne jedoch irgend jemand zu verletzen. Die Dragoner, welche zu Pferde waren, setzten sich den Offizieren entgegen, verwunde-

ten dieselben zum Theil, und nahmen sie gefangen. Den Herrn de Noue schleppten sie weiter, und stiessen ihn mit Rippenstössen und mit Fußtritten fort. Die Soldaten brachten ihn nach ihrer Kaserne, und warfen ihn in den Kerker. Hier sagten sie ihm: sie würden sich nun berathschlagen, auf welche Art sie ihn umbringen wollten. Indessen könne er, wenn er hungrig sey, Kommißbrod essen, und wenn er durstig sey, seinen eigenen Urin trinken a). Darauf schlugen sie die Thüre des Kerkers zu. Dann wurde in der Stadt Lärm geschlagen; mehr als 4000 Bürgersoldaten versammelten sich auf dem Paradeplatz; und der Pöbel sprengte die Thüre des Zeughauses ein, und bemächtigte sich des größten Theils der, in demselben befindlichen Waffen.

Die Bürgersoldaten, nebst den Soldaten der Garnison, waren versammelt, und die Dragoner waren zu Pferde. Die Soldaten erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr des Herrn de Malseigne, von welchem sie glaubten, daß ihn die Dragoner zurückbringen würden. Indessen begaben sie sich nach dem Hause, worinn sich die verwundeten Offiziere befanden, welche den Herrn de Noue zu befreyen versucht hatten. Einen derselben, Herrn de St. Sauveur, der in seinem Blute schwamm, und den man zu Bette gebracht hatte, rissen

a) Les soldats le déshabillèrent, lui mirent une casaque de toile de prisonnier, et un bonnet de police sur la tête, puis le firent entrer dans un cachot souterrein, l'asyle des malfaiteurs. En fermant la porte sur lui, ils eurent la cruauté de lui dire: qu'en attendant qu'on décidat du genre de sa mort, s'il avoit faim, il pouvoit manger du pain de munition, et boire son urine, s'il avoit soif. Léonard. p. 83.

sie aus dem Bette heraus, warfen ihn ganz nackt in einen Miethwagen, führten ihn nach ihrer Kaserne, und schleppten ihn dort in das Gefängniß. Mit einem andern, Herrn de Bailly, verfuhren sie eben so. Und der bewaffnete Pöbel folgte nach, mit Jauchzen und Jubelgeschrey.

Herr Iselin, ein ehrwürdiger Greis, und Hauptmann des Regiments Chateauvieux, mochte nicht länger ein Zeuge dieser Unordnungen seyn. Er zog daher die Uniform eines Bürgersoldaten an, und wollte Nancy verlassen. Die Schweitzer erkannten ihn, seiner Verkleidung ungeachtet, und bemächtigten sich seiner. Sie mißhandelten ihn auf die schändlichste Weise, und der herbeygelaufene Pöbel sowohl, als einige Bürgersoldaten, nahmen an diesen Grausamkeiten Theil. Man riß ihm seinen Rock ab, man zog ihm die Perücke von dem Kopfe, und schon wurden Anstalten gemacht ihn umzubringen, als ein Kapitain der Bürgermiliz, Herr Hoener, sich, durch den Haufen seiner Mörder, bis zu dem Unglücklichen hindrängte und ausrief: „Nichtswürdige! was habt Ihr vor! wollt ihr Euch mit dem Blute eines Greises beflecken! Ihr Barbaren!“ Diese Anrede brachte die Mörder einige Augenblicke zu sich selbst. Aber einer unter ihnen, Namens Careme, griff dennoch zu, und warf einen Strick um den Hals des Herrn Iselin. In demselben Augenblicke ergriff Herr Hoener den Kerl beym Kragen und sagte: „Ich bringe dich sogleich um, wenn du dich unterstehest, diesem braven Manne ein Leid anzuthun. Du sollst mir für sein Leben mit dem deinigen stehen.“ Der Kerl erschrack, ließ den Strick los, und versprach, daß er selbst den Herrn Iselin unter seinen Schutz nehmen wolle. Nun führten die Mörder

Herrn Iselin durch die Strassen der Stadt, und überhäuften ihn mit Stössen und Schlägen. Der Zug kam über den Paradeplatz, auf welchem die Bürgermiliz von Nancy versammelt war. Herr Pointkarre, der Kommandant dieser Miliz, führte einige Kompagnien gerade auf die Mörder los. Gewalt durfte er nicht anwenden: aber er bat, daß man den Herrn Iselin nach dem Rathhause führen möge. Dieses geschah. Kaum war er in den Saal gebracht, als schon die, in Menge vor dem Rathhause versammelten Schweitzer, mit fürchterlichem Geschrey verlangten, daß ihnen der unglückliche Greis ausgeliefert werde. „Her mit ihm!“ so riefen sie, „Her mit ihm! wir wollen ihm in unserer Kaserne sein Recht anthun!“ Der Pöbel stimmte mit ein in dieses Mordgeschrey. Da trat ein Bürgersoldat, Namens Rambunoy hervor, und sprach zu den Soldaten: „Meine Herren. Herr Iselin gehört nicht mehr seinem Regimente. Man hat ihn in der Kleidung eines Bürgersoldaten gefangen genommen, und darum muß er hier bleiben, und in das Stadtgefängniß gebracht werden.“ Diese Anrede that gute Wirkung, und Herr Iselin wurde in das Gefängniß geführt, wo er ganz sicher war.

Um sechs Uhr Abends kam die Nachricht: die vierzig Dragoner, welche dem Herrn de Malseigne nachgesetzt hatten, wären alle von den Karabiniers niedergehauen worden. Diese Nachricht brachte die Soldaten der Garnison in Wuth, und sie entschlossen sich, nach Lüneville zu ziehen. Alle riefen, mit Einer Stimme: „Geschwind, geschwind nach Lüneville, unsern Brüdern zu Hülfe, die man ermordet!“ Die Dragoner setzten sich zu Pferde, und die Offiziere eben-

ebenfalls: die Letztern in der guten Absicht, der Wuth der Soldaten wo möglich Einhalt zu thun. Bald saß das ganze Regiment zu Pferde und zog weg, im stärksten Galoppe. Die Bürger schlossen erschrocken die Thüren ihrer Häuser und ihre Läden zu, und erwarteten, in größter Angst das Ende des Bürgerkrieges, der jetzt seinen Anfang zu nehmen schien. Das Regiment du Roi und die Schweitzer folgten den Dragonern nach, und mit ihnen vereinigten sich 500 Mann Bürgersoldaten von Lüneville, welche sich dieser Gelegenheit bedienten, um nach Hause zurück zu kehren. Eine Stunde vor Nancy machte die Kavallerie Halte, sie erwartete die Infanterie, und zog alsdann im Schritte weiter. Die Infanterie marschirte voraus, und die Kavallerie folgte nach. Die Offiziere waren müßige Zuschauer; die Grenadiere, welche sich an der Spitze der Armee befanden, übernahmen das Kommando, und alle Befehle kamen von ihnen her. Zum Anführer dieser Armee ward von den Soldaten Herr Jourgniac St. Meard, ein Offizier des Regiments du Roi gewählt.

Auf der Hälfte des Weges, zu Dombasle, erfuhr man das Schicksal der Dragoner, welche Herrn de Malseigne verfolgt hatten. Die ersten waren beynahe zu gleicher Zeit mit ihm angekommen. Herr de Malseigne sah sie hinter sich her galoppiren. Er rief daher, als er in Lüneville herein ritt: „zu Pferde! zu Pferde!“ Die Karabiniers setzten sich zu Pferde, und ein Eskadron ritt den Dragonern entgegen. Sie griffen die Dragoner an, hieben sie nieder, schossen sie nieder, oder machten sie zu Gefangenen. Die Karabiniers blieben die ganze Nacht über zu Pferde.

Nachdem die Armee diese Nachricht erfahren hatte, machte sie Halte. Man sagte: die Karabiniers kämen ihnen entgegen, und da es sehr finster war, so hielten die Grenadiers eine Hecke für ein Eskadron Karabiniers. Sie schossen darauf, so lange bis sie ihren Irthum einsahen. Anderthalb Stunden vor Lüneville lagerte sich die Armee, mit dem Entschlusse, die Nacht da zuzubringen. Die Armee stellte sich in Schlachtordnung, auf eine doppelte Linie. Hinter der Infanterie war die Reiterey, um das Fußvolk zu unterstützen. Die Bürgersoldaten waren alle in der zweyten Linie, und hatten die Reiterey zur Linken. Während der ganzen Nacht stiessen die Soldaten, ohne Aufhören, die schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen gegen die Offiziere aus.

Bey Anbruch des Tages setzte die Armee ihren Marsch fort. Die Bürgermiliz war schon früher weggezogen, und hatte sich in die Stadt nach ihren Häusern begeben. Eine Viertelstunde weit von der Stadt kam der Bürgerrath von Lüneville, in voller zeremonieller Kleidung, der Armee der Rebellen entgegen, und schlug Bedingungen zum Frieden vor. Die Soldaten wählten aus jeder Kompagnie einen Mann. Diese Leute liessen sie voran marschiren, um mit dem Bürgerrathe zu unterhandeln. Der Maire von Lüneville hielt an die Absandten der Armee folgende Anrede: „Meine Herren! Wir sind Euch entgegen gekommen, um Euch zu bitten, daß Ihr das Blut Euerer Brüder schonen, und daß Ihr suchen möget, die erste Aufwallung der Rachsucht zu unterdrücken, welche die Nachricht von der Niederlage Euerer Kameraden in Euch erweckt haben muß. Aber diese haben zuerst angefallen.

Und wie könntet Ihr den Karabiniers ein Verbrechen daraus machen, daß sie ihren General vertheidigten, dessen Leben in Gefahr war? Die Karabiniers bitten sogar um Verzeihung; sie bitten, daß Alles, was vorgefallen ist, vergessen werde. Sie wollen Euch Euere gefangenen Kameraden zurück geben; denn man hat dieselben nur um ihrer eigenen Sicherheit willen in das Gefängniß gebracht. Die Karabiniers verlangen sich mit Euch auszusöhnen. Sie reichen Euch die Arme, reicht Ihnen die Eurigen, und möge dieser schöne Tag ein Tag der Freude und der Versöhnung seyn. Wenn das Blut Euerer Kameraden um Rache schreyt, so erwartet diese Rache von dem Gesetze. Dieses muß entscheiden, und wir alle müssen uns demselben unterwerfen. Wenn Ihr selbst ein wenig ruhiger seyd, so werdet Ihr erst einsehen, daß Ihr gefehlt habt, und dann werden Euch die Schritte gereuen, die Ihr jetzt thut. Wollt Ihr diese Stadt zu Grunde richten? Nein! Ihr seyd keine Unmenschen. Ihr verlangt nicht, Euere Brüder unglücklich zu machen! Beweist uns, daß Ihr unsere Brüder seyd, und dann könnt Ihr ewig auf unsern Dank rechnen.“ Diese Rede machte Eindruck auf die Abgesandten der Soldaten; aber Einer von den Dragonern gab alsobald zur Antwort: „Nicht durch schöne Worte wird das Blut unserer Brüder gerächt. Blut wollen wir! Blut müssen wir haben! Ja! Blut! Anders können wir uns nicht versöhnen, als durch Blut!“ Hierauf kehrte sich dieser Kerl zu seinen Kameraden, und sagte! „Fort! Fort! Hören wir Niemand!“

Die Armee rückte in Lüneville ein. Das Regiment du Roi und das Regiment Chateauvieux stellten

sich auf dem Schloßplatze in Schlachtordnung, und die Reiterey besetzte alle Strassen. Die Karabiniers waren auf dem Märzfelde, zu Pferde, mit dem General Herrn de Malseigne, an ihrer Spitze. Die Armee befreyte sogleich die sieben und zwanzig gefangenen Dragoner. Dann schickte dieselbe eine unbewaffnete Gesandtschaft nach dem Märzfelde, an die Karabiniers; und die Karabiniers schickten Gesandte, welche mit diesen unterhandeln sollten. Der General sandte einen seiner Adjutanten, um zu erfahren, wie weit die Unterhandlungen gediehen wären. Indem dieser Adjutant vor der Fronte der Armee vorbeyritt, erkannte ihn ein Dragoner für einen von denen, die ihn am vorigen Abende gefangen genommen hatten. Er ritt aus dem Gliede, und schoß den Adjutanten auf der Stelle todt. Die Armee, die sich nunmehr fürchtete, von den Karabiniers angegriffen zu werden, welche anzugreifen sie selbst nicht wagte, zog aus der Stadt, formirte das Bataillon karre', und erwartete, was die Karabiniers thun würden. Der General ließ der Armee sagen: „Er sey gesonnen nach Nancy zu kommen, unter der Bedingung, daß er drey Stunden vor der Armee abreise, mit einer seiner Würde angemessenen Eskorte, und daß er von der Armee das Versprechen erhalte, daß sie ihm nicht nach dem Leben trachten, und ihn zu Nancy auf eine Weise behandeln wolle, welche der Stelle, die er bekleide, angemessen sey."

Die Armee nahm, mit grosser Freude, einstimmig diesen Vorschlag an. Hierauf begab sich der General nach dem Rathhause, und ließ sich, von den Abgesandten der Armee, das Versprechen wiederholen.

Indessen gereute die Soldaten das Versprechen, welches sie dem General gethan hatten. Sie stiessen gegen ihn die größten Verwünschungen aus, und verlangten in die Stadt zurückzukehren, um die Karabiniers auf dem Märzfelde, auf welchem dieselben verschanzt waren, anzugreifen. Andere behaupteten: der General suche nur Zeit zu gewinnen, und sie wüßten, daß ein Regiment Husaren, und ein Regiment Schweizer, zu seiner Hülfe, im Anmarsche begriffen sey; alle Offiziere wären Verräther, und man müßte sie ohne Verzug umbringen. Ein panisches Schrecken verbreitete sich über die ganze Armee, und die Soldaten verlangten nach Nancy zurückzukehren. Die Schweizer allein bestanden darauf, daß man die Karabiniers angreifen müsse. Endlich wurde der Beschluß gefaßt, nach Nancy zurück zu marschiren, aber vorher alle Offiziere zu ermorden. Doch führten sie diesen Vorschlag nicht aus, sondern begnügten sich mit Drohungen und Verwünschungen.

Sobald der Beschluß nach Nancy zu ziehen gefaßt war, verliessen sehr viele Soldaten die Armee, und liefen nach Lüneville, in der Absicht sich in den Häusern zu verstecken, und auf den General zu schiessen, sobald derselbe sich zeigen würde.

Nun zog die Armee ab. Die Reiterey voraus, und die Infanterie hinter ihr her. Die Nachricht von der Abreise der Armee war dem Generale sehr unerwartet. Dreyßig Karabiniers zogen vor dem Rathhause auf, um den General zu eskortiren. Er kam herunter und wollte zu Pferde steigen. Da hielten ihn zwey Karabiniers an, und Einer von ihnen sagte: „Herr General, Sie sind verloren. Man will Sie gefangen

nehmen. Sie glauben unter braven Soldaten zu seyn: aber Sie irren Sich. Man will Sie ausliefern. Es haben sich viele Soldaten von Nancy in den Häusern versteckt, und diese werden auf Sie schiessen. Wir aber, wir sind entschlossen, mit Ihnen, oder für Sie, zu sterben." Der General dankte, und befahl seiner Eskorte: die Augen beständig auf ihn zu richten, und ihm nachzufolgen. Er stieg zu Pferde, vor dem Rathhause, und ritt, an der Spitze seines Detaschements, nach Nancy zu. Als er nach dem Platze kam, auf welchem der Nachtrab der rebellischen Armee postirt war, gab er, sobald er diese Truppen erblickte, seinem Pferde die Sporen, machte links um, und ritt durch eine andere Strasse. Der Nachtrab der Armee verfolgte ihn und schoß die beyden Karabiniers, welche neben ihm ritten, todt. Ausserdem wurden noch acht andere Karabiniers getödtet, und funfzehn verwundet. Der General selbst erhielt eine leichte Wunde in der Seite. Er sprengte mit seinem Pferde in den Fluß, die Karabiniers, welche ihn eskortirten, folgten nach, und schwimmend erreichten sie das andere Ufer. Nun ritt der General nach dem Märzfelde zu, stellte sich an die Spitze des Regiments der Karabiniers, und wurde von ihnen mit einem lauten Freudengeschrey empfangen. Er erzählte was geschehen war, und gab einem Eskadron Befehl, über den Nachtrab der Armee herzufallen und Gefangene zu machen soviel sie könnten. Diesen Befehl führten die Karabiniers mit der größten Freude aus. Sie fielen wie wüthend über die Rebellen her, hieben einen Theil derselben nieder, und machten die übrigen zu Gefangenen. Zwey Dragoner nahmen die Flucht, und brachten der Armee

die Nachricht: der Nachtrab sey niedergehauen worden, und die Karabiniers, mit denen sich ein Regiment Husaren vereinigt habe, kämen hinter ihnen her. Furcht und Schrecken verbreiteten sich über die ganze Armee. Die Soldaten liefen alle auseinander; einer hier hin, der andere dort hin. Die Dragoner flohen davon, im gestreckten Galoppe. Die Infanterie versteckte sich in den Weinbergen, und in den Feldern hinter den Hecken; und ein Theil derselben lief, mit dem sprechendsten Ausdrucke des Schreckens und der Verzweiflung, auf der Heerstrasse nach Nancy zu. Endlich erfuhren die Soldaten, daß dieses ein falscher Schrecken gewesen war. Die Dragoner brachten die ungegründete Nachricht, von einer die Rebellen verfolgenden Armee, bis nach Nancy. Alle Einwohner der Stadt waren in der größten Furcht. Sie sahen im Voraus, was für ein trauriges Schicksal ihnen bevor stünde: denn sie mochten nun für oder gegen die Garnison streiten, so waren sie, auf jeden Fall, in Gefahr geplündert und ermordet zu werden. Doch hielten sie es für das Beste, sich zu stellen, als wollten sie sich mit der Garnison vereinigen. Der Pöbel lief wüthend zum zweytenmal nach dem Zeughause, und nahm daselbst die noch übrigen Waffen weg. Alles bewaffnete sich, und sogar Weiber und Kinder liefen, mit Säbeln und mit geladenen Pistolen in der Hand, durch die Strassen von Nancy.

Hierauf zog die Bürgermiliz aus der Stadt, der ankommenden Armee entgegen. Es waren zwey tausend Mann Bürgersoldaten, und sie führten vier kleine Kanonen mit sich. Eine Stunde vor Nancy trafen sie die Armee der Rebellen an. Herr Pointcarre,

der Kommandant der Bürgermiliz, stellte seine Truppen auf der Heerstrasse in Schlachtordnung, und redete den Offizier, welcher die Rebellen anführte, folgendermassen an: „Wir sind Ihnen nur entgegen gekommen, meine Herren, um als Vermittler zu dienen, und wir dürfen hoffen, alles Blutvergiessen zu verhindern.“ Die Armee der Rebellen zog zwischen der, in Schlachtordnung stehenden, Bürgermiliz durch, und in die Stadt Nancy ein. Von dem Pöbel wurden die Rebellen mit wildem Jauchzen und Jubeln empfangen. Die Dragoner kündigten an: sie hätten den Herrn von Malseigne umgebracht; und da entstand unter dem Volke ein abermaliges Jubelgeschrey. Sehr viele Soldaten gaben vor, daß sie selbst den General umgebracht hätten. Einer rief aus: „Ja! er ist gewiß todt; denn ich habe ihn mit meinem Säbel vom Pferde gehauen!“ Ein Anderer sagte: „und ich habe ihn, mit einem Pistolenschusse, von dem Pferde herunter geschossen.“ Der bewaffnete Pöbel vermischte sich mit den Bürgersoldaten, und stellte sich mit ihnen in Reihen und Glieder. Die Rebellen begaben sich in ihre Kasernen, um von dem Zuge auszuruhen.

Herr de Malseigne war zu Lüneville geblieben. Und am folgenden Tage erfuhr er, daß die Lage der Sachen, in Rücksicht auf ihn, sehr verändert sey. Die Rebellen welche zu Lüneville zurückgeblieben waren, hatten, während der Nacht, den größten Theil der Bürger auf ihre Seite gezogen. Das Gerücht war allgemein: Herr de Malseigne wäre ein Verräther; er wäre ohne alle Vollmacht nach Nancy gekommen; und er hätte die Absicht, eine Gegenrevolution anzufangen. Hierdurch wurden die Einwohner von Lüneville gegen ihn aufgebracht, und

drohten, ihn zu ermorden. Während der Nacht waren auch die Karabiniers durch die Bürger aufgewiegelt worden. Unter dem Vorwande Lebensmittel in das Lager zu bringen, kamen die Bürger nach dem Märzfelde, wo die Karabiniers standen. Sie stellten denselben vor: der General sey ein Verräther; man habe schriftliche Beweise davon; er sey nach Nancy gekommen um eine Gegenrevolution anzufangen; er habe keine Vollmacht; er habe die Karabiniers, für eine Million Livres, an den König von Ungarn verkauft; und 40,000 Oestreicher seyen im Anmarsche, um ihm in der Ausführung seiner Plane beyzustehen. Sie sagten ferner, zu den Karabiniers: das Glück von ganz Frankreich befände sich in ihren Händen; sie könnten keinen grössern Beweis ihres Patriotismus geben, als wenn sie den General gefangen nehmen, und denselben dem Bürgerrathe zu Lüneville überliefern wollten. Auch behaupteten viele: sie hätten mit ihren eigenen Augen gesehen, daß der General die beyden Karabiniers neben ihm, durch zwey Pistolenschüsse, selbst umgebracht habe. Diese Reden machten Eindruck auf die Karabiniers, und sie entschlossen sich: den General, welchen sie noch kurz vorher mit Gefahr ihres eigenen Lebens würden vertheidigt haben, gefangen zu nehmen, und dem Bürgerrathe auszuliefern. Der General hatte sich indessen auf ein paar Stunden im Schlosse niedergelegt. Die Karabiniers riefen: „zu Pferde! zu Pferde!" Der General glaubte der Feind sey da. Er sprang auf von seinem Lager, und kam aus dem Schlosse, um seine Leute zum Streite anzuführen. Zwey Eskadrons formirten sogleich einen Kreis um ihn, und nahmen ihn gefangen. Er stieg vom Pferde, und behielt keine andern Waffen als seinen Degen. Man überhäufte ihn

mit Schimpfwörtern, und führte ihn nach dem Rathhause. Einer der Soldaten warf ihm mit Bitterkeit vor: daß er die Karabiniers für eine Million Livres verkauft habe, und setzte hinzu: er müsse ein grosser Bösewicht seyn, da er sich habe unterstehen dürfen, so Etwas zu thun. Herr de Malseigne antwortete, standhaft und unerschrocken: „Euch verkauft! um eine Million! dieß hiesse solche H.....r verß.... theuer verkaufen!“ a) Der General wurde gefangen nach dem Rathhause gebracht. Die Offiziere gaben sich Mühe die Soldaten von ihrem Irrthum zurückzubringen: aber alle Bemühungen waren vergeblich. Bürger und Soldaten drängten sich herbey, um den General zu beschimpfen, und ihn mit den ungerechtesten Vorwürfen zu überhäufen. Er ertrug Alles mit der größten Gelassenheit. Als aber sogar der Kommandant der Bürgermiliz zu Lüneville, ein Ludwigsritter, und vormals ein Obrist unter der Kavallerie, ihm auch vorwarf: daß er die Karabiniers für eine Million verkauft habe; da schien er zum erstenmale niedergeschlagen und unwillig zu werden. Der Bürgerrath verlangte seine Vollmacht zu sehen: aber zum Unglück hatte Herr de Malseigne dieselbe zu Nancy zurückgelassen, und konnte sie folglich nicht vorzeigen. Hierdurch wurde er verdächtig; und der Bürgerrath gab Befehl, den General nach Nancy zu führen. Des Morgens um acht Uhr ward er in einen, mit vier

---

a) M. de Malseigne répondit, avec cette fermeté & ce courage qu'on lui connoit: Vous! un million! Ce feroit payer b...t cher de grands jean f....s! Léonard. p. 105.

Pferden bespannten Wagen geworfen, und nach Nancy geführt. Dieses geschah am 30. August.

Durch ein Detaschement Karabiniers, welches vor dem Wagen herritt, wurde die Nachricht von seiner Ankunft bald in Nancy verbreitet, und, trunken vor Freude, lief der Pöbel, vereinigt mit den Soldaten, in der Stadt umher. Man berathschlagte sich, auf welche Weise der General umgebracht werden sollte. Einige wollten man solle ihn aufhängen; andere verlangten, daß er gerädert; noch andere, daß er geviertheilt werde. Die Bürgermiliz trat in das Gewehr, und formirte eine doppelte Reihe, von dem Thore bis zu dem Rathhause. Der Platz vor dem Rathhause war mit der Bürgermiliz besetzt, und ein unzählicher Pöbel füllte das Innere dieses Platzes an. Die Thüren der Häuser sowohl, als alle Buden und Kramläden wurden zugeschlossen, und ganz Nancy begab sich nach der Gegend, wo der unglückliche General seinen Einzug halten, und dem wüthenden Pöbel zum Spotte dienen sollte. Um drey Uhr Nachmittags wurde angekündigt: der General befinde sich vor dem Thore. Hier befahl der Kommandant der Karabiniers, daß, von den beyden Regimentern, welche den General begleiteten, aus jeder Kompagnie sechs Mann vorreiten, und demselben zur Eskorte dienen sollten. Den übrigen gab er den Befehl, sogleich nach Lüneville zurückzukehren. Diesem Befehle wurde pünktlich Gehorsam geleistet.

Der größte Theil der Besatzung zog dem ankommenden Generale entgegen, in der Absicht, in seinem Unglück über ihn zu spotten. Sobald sie ihn antrafen kehrten sie um, und die Musik der Regimenter, welche vor ihm her zog, spielte das Lied:

On va lui percer le flanc,
Ah! que nous allons rire! u. s. w.

Als sie auf dem Platze vor dem Rathhause ankamen, spielten die Musikanten das bekannte Liedchen:

Marlbroug s'en vat' en guerre,
Ne sait s'il reviendra.

und der Pöbel sang mit dieser Musik. Man drängte sich zu dem Wagen, in welchem der General sich befand; man überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und mit Drohungen. Er ertrug alles geduldig, und ohne zu klagen. Er band sein Schnupftuch um seinen Kopf, setzte seinen Hut darüber, hüllte sich in seinen Mantel ein, und saß ruhig und gelassen da. Vor dem Rathhause hielt der Wagen an; die Musik hörte auf zu spielen; und ein schreckliches, dumpf schallendes, und wiederholtes Geschrey: „an die Laterne!" ließ sich von allen Seiten her zu gleicher Zeit hören. Sogar die Bürgermiliz stimmte in dasselbe mit ein. Man führte den General nicht auf das Rathhaus, wo der versammelte Bürgerrath ihn erwartete, sondern in die Kasernen des Regiments du Roi, woselbst er aus seinem Wagen gerissen, und in einen finstern Kerker geworfen wurde, in welchen der Pöbel zuvor alle Unreinigkeiten der ganzen Stadt zusammengetragen hatte. Als Herr de Malseigne in den Kerker eintrat, sprach er: „Hier riecht es sehr übel." Und diese wenigen Worte waren alles was er sagte. Die Thüre des Kerkers wurde zugeschlagen, und eine starke Wache vor dieselbe gesetzt.

Nun berathschlagten sich die Soldaten: auf welche Weise sie ihn umbringen wollten. Aber, auf die Vorstellung einiger Bürger, gaben sie zu, daß er nach dem

Stadtgefängnisse geführt werde. Er wurde, von einer zahlreichen Wache begleitet, dahin gebracht. Als er vor dem Gefängnisse ankam, sagte er: „ich sterbe vor Durst; gebt mir ein Glas Wein und ein Stück Brod.“ Beydes erhielt er. Da tunkte er das Brod in den Wein, aß es, und trank den Wein ruhig aus, ob ihn gleich die ihn umgebenden Soldaten alle Augenblicke zu ermorden drohten. Er schien auf ihre Reden ganz und gar nicht zu achten. Endlich trat ein Grenadier vor ihn, und sagte: „Du verfl .... H .... t, Du mußt wohl einen dicken Panzer tragen, denn ich habe Dir wenigstens vier Flintenschüsse auf die Brust geschossen.“ Herr de Malseigne kehrte sich um, gegen diesen Kerl, riß seine Weste und sein Hemd auf, zeigte ihm seine blosse Brust, und sprach zu ihm: „Hier siehst du den einzigen Panzer, welchen ein braver Mann tragen darf; ich trage niemals einen andern. Hast du viermal auf mich geschossen, so verstehst du das Schiessen nicht.“

Das Stadtgefängniß, in welches der General gebracht wurde, war abermals ein finsterer Kerker. Nicht einmal Stroh lag darinn. In der Thüre befand sich eine grosse Oeffnung, mit eisernen Stäben verwahrt. Durch diese konnten die Soldaten alles sehen was der General that. Er gieng hin und her. Die Wache steckte die Flinten, mit gespanntem Hahne, durch das Gitter, und schlug auf ihn an, um ihn sogleich niederzuschiessen, wenn er etwa einen Versuch machen sollte sich selbst das Leben zu nehmen. Der Bürger Careme, dessen oben schon Erwähnung geschehen ist, streckte zwey geladene Pistolen durch das Gitter, und rief dem Generale, einmal über das an-

dere, zu: „Hier habe ich Etwas für Dich! Hier habe ich Etwas für Dich!“ Herr de Malseigne näherte sich dem Gitter, und sagte zu dem Kerl: „Schieß, wenn Du darfst! Aber dazu hast Du nicht Muth genug! Ein Blick von mir macht Dich zittern!“ Der General verlangte eine Matratze. Es wurde ihm eine gebracht, und er warf sich darauf, ganz ruhig und entschlossen.

Indessen hatte der tapfere und unerschrockene, im höchsten Grad rechtschaffene, aber zuweilen auffahrende und unbesonnene General, de Bouille, zu Metz, von allem was zu Nancy vorgieng Nachricht erhalten: und sogleich war derselbe bereit, mit eben dem Heldenmuthe gegen diese Rebellen zu Felde zu ziehen, mit welchem er, im vorigen Kriege, in Amerika gefochten hatte.

Am 29. August sandte Herr de Bouille ein Kourier an den Kriegsminister nach Paris. Er stellte die traurige Lage der Sachen zu Nancy vor, und verlangte zwey Kommissarien, welche, gemeinschaftlich mit ihm, die Ruhe herstellen sollten. Allein wollte er es nicht über sich nehmen, weil man überall das Gerücht ausgestreut hatte, daß er seine Truppen nur darum zusammenziehe, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diesen Brief theilte der Kriegsminister der Nationalversammlung mit, und am 31. August berathschlagte sich die Versammlung darüber. Herr Emery verlangte, die Nationalversammlung solle beschliessen: „daß sie sich 1) der Weisheit des Königs, in Rücksicht auf die von Sr. Majestät zu gebenden Befehle, damit die Garnison von Nancy zu ihrer Pflicht wiederum zurückkehre, gänzlich überlassen wolle. 2) Daß

dieselbe Alles billige, was Herr de Bouille unternehmen möchte, um die Beschlüsse des 6. und 16. Augusts in Ausübung zu bringen. 3) Daß alle Personen, welche mit den aufrührischen Truppen gemeinschaftliche Sache machen möchten, als Rebellen behandelt werden sollten."

„Dieß heißt den bürgerlichen Krieg ankündigen!" rief Herr Cottin.

„Ich aber stimme diesem Vorschlage bey" sagte der Herzog de la Rochefoucault.

Herr Robespierre fand einen solchen Beschluß viel zu strenge. Er berief sich auf die Aussage der Bürgermiliz von Nancy, und verlangte, daß die Abgesandten derselben, welche zu Paris angekommen wären, vor den Schranken der Versammlung, gehört werden sollten.

Diese Abgesandten erschienen. Sie entschuldigten die Besatzung; sie behaupteten, der Aufruhr wäre der allzugrossen Härte der Offiziere, und dem allzustrengen Verfahren des Herrn de Malseigne zuzuschreiben. Ein Theil der Versammlung klatschte dieser Ehrenrettung der Rebellen Beyfall zu. Aber der größte Theil derselben hielt dafür: man könne der Erzählung der Abgesandten um soviel weniger Glauben beymessen, da bekannt sey, daß die Bürgermiliz zu Nancy sich selbst mit den Rebellen vereinigt habe. Die Herren Duquesnoy, Coster und de la Fayette sprachen für den Beschluß und der Herr Biauzat, der Pfarrer Gouttes, und Herr Robespierre dagegen. Der Letztere sah in dem Aufruhr der Soldaten weiter nichts als einen Irrthum des Patriotismus, und die Armee des Herrn de Bouille nannte er: eine

Verbindung der Aristokraten und der besoldeten Despoten, um die patriotischen Soldaten zu ermorden. Man müsse erst Beweise haben, sagte er, daß die Soldaten wirklich gefehlt hätten. Man müsse die Offiziere strafen, so gut wie die Soldaten; und die Versammlung müsse vier Abgesandte nach Nancy senden, um die Sache gehörig zu untersuchen.

Herr Barnave hielt dafür: der Fall sey nicht so dringend, als derselbe vorgestellt werde. Er schlug vor: die Nationalversammlung solle nach Nancy eine Proklamation ergehen lassen, und in derselben erklären: sie würde alle Verbrecher strenge bestrafen; sie würde eine genaue Untersuchung über Alles anstellen; Diejenigen, die da Gerechtigkeit forderten, müßten, vor allen Dingen, zu ihrer Pflicht zurückkehren; es dürfe Niemand ein Leid zugefügt werden, und die Bürger, sowohl als die Soldaten, wären unter dem Schutze des Gesetzes.

Dieser Vorschlag wurde von der Versammlung, durch Akklamation, angenommen: denn es war schon am Abende vorher, in dem Jakobinerklub beschlossen worden, daß, gegen ihre Brüder zu Nancy, keine andere als gelinde Maßregeln sollten vorgeschlagen werden.

Hierauf las Herr Barnave eine, von ihm aufgesetzte Proklamation vor. Man fand dieselbe schwülstig, deklamatorisch, und unfähig irgend einen Eindruck zu machen. Die Rebellen wurden darinn gebeten, zu ihrer Pflicht zurückzukehren: aber man befahl ihnen nicht, daß sie es thun sollten; der Bestrafung wurde kaum Erwähnung gethan.

Herr Roederer las eine andere Proklamation, welche

welche kürzer und kräftiger war, als die des Herrn Barnave. Sie erhielt den Beyfall der Versammlung; aber Herr Barnave widersetzte sich, als dieselbe angenommen werden sollte. Herr Malouet sagte: „Wenn Gefahr über unserm Haupte schwebt, so sind künstliche Perioden, wie die des Herrn Barnave, ganz und gar unnütze.“

Herr Toulongeon. Am 16. August sandtet Ihr einen Beschluß nach Nancy, welcher Ernst und Unwillen anzeigte. Jetzt ist die Gefahr weit grösser als damals, und dennoch wollt Ihr mit Güte und Sanftmuth sprechen. Welch ein Widerspruch!

Die Versammlung beschloß: die fernere Berathschlagung über diese Proklamation bis auf den folgenden Tag aufzuschieben; und indessen flossen zu Nancy Ströme von Blut. Da konnte man mit Recht sagen: Dum deliberant Romæ, perit Saguntus!

Am ersten September kam abermals ein Brief vom Herrn de Bouille. Er zeigte an, daß die Unordnung und der Aufruhr in Nancy zunähmen; daß er die unter seinem Befehle stehenden Truppen zusammenziehe; daß er gesonnen sey, denselben den Beschluß der Versammlung vom 16. August vorzulesen, und sich von ihnen Gehorsam und Unterwürfigkeit versprechen zu lassen; daß er alsdann gegen Nancy marschiren werde; und daß er, in dieser Absicht, die folgende Proklamation habe drucken, und zu Nancy austheilen lassen:

„DIE NATION, DER KÖNIG, UND DAS GESETZ."

„Im Namen des Königs."

„Franziskus Claudius Amour DE BOUILLE, Generallieutenant der Armee, Ritter der königlichen Ritterorden, Kommandant und General der Armee am Rhein, an der Meurthe, an der Mosel, an der Maas, und in den benachbarten Ländern, bis an die Gränzen der Pfalz und Luxenburg."

„Da die Garnison zu Nancy dem, von der Nationalversammlung am 6. August gefaßten, und von dem Könige genehmigten Beschlusse, ungehorsam gewesen ist, und sowohl gegen ihre Offiziere, als gegen den bevollmächtigten General, sich Gewaltthätigkeiten erlaubt hat; da sie diesen General gefangen genommen; da verschiedene Soldaten, in Gegenwart ihrer Waffenbrüder, von denen sie dazu aufgefordert wurden, versucht haben ihn zu ermorden; da diese Soldaten, schon seit einigen Tagen, mehrere aufrührische Handlungen verübt haben; vorzüglich das Regiment Chateauvieux, welches sich geweigert hat seine Reue zu bezeugen, und zu der Ordnung zurückzukehren; welches noch überdieß sich geweigert hat, dem Befehle des Königs zu gehorchen, wodurch ihm befohlen wurde, von Nancy abzureisen, und nach Sarlouis zu ziehen; da dieses Regiment ferner alle Bande der Unterwürfigkeit und des Gehorsams zerrissen, und den Beschlüssen der Nationalversammlung sowohl, als den Befehlen des Königs, sich wiedersetzt, ungeachtet die

Schweitzerische Nation dem Könige mit so vielem Eifer dient, und mit einer Treue, gegen welche, seit mehrern Jahrhunderten, kein einziges Schweitzerregiment gefehlt hat; da also das Regiment Chateauvieux ein bis auf diesen Tag unerhörtes Beyspiel giebt; da auch die Dragoner des Regiments Mestre de Camp den Herrn de Malseigne, ihren General-Inspektor, mit dem Säbel in der Hand, bis vor die Thore von Lüneville verfolgt, und daselbst die Karabiniers angegriffen haben; da endlich ein Theil der Besatzung dieser Stadt sich vor die Stadt begeben, und die, zu Ausführung der Beschlüsse der Nationalversammlung und der Befehle des Königs bestimmten Truppen, angegriffen hat; da es also nothwendig ist, solchen Ausschweifungen Einhalt zu thun, und diejenigen Truppen, welche sich dem Gehorsam der Gesetze entzogen haben, zu demselben zurückzuführen: so befehlen Wir, zufolge des Beschlusses der Nationalversammlung vom 19. August, und der Befehle des Königs, den Truppen, zu marschiren, sobald dieselben Ordre dazu erhalten werden, und zu der Stunde welche ihnen angezeigt werden soll, um den, von dem Könige genehmigten Beschluß der Nationalversammlung in Ausübung zu bringen; und um, mit der Bürgermilitz vereinigt, die aufrührischen Soldaten, mit Gewalt, zu dem Gehorsam gegen das Gesetz zurückzuführen. Wir laden die Bürgermilitz der Stadt Nancy ein, sich mit den Truppen zu vereinigen, welche marschiren werden diesen Beschluß in Ausübung zu bringen; und Wir ersuchen die rechtschaffenen Bürger, und die getreuen Soldaten, zufolge des geleisteten Eides, ihre Kräfte zu vereinigen, damit die Gesetze und Beschlüsse in Ausübung gebracht, und

Ordnung und Ruhe, in der Stadt Nancy, wiederum hergestellt werden mögen."

"Toul, am 30. August 1790."

"Bouille."

Nach Ablesung dieser Proklamation des Herrn de Bouille, nahm die Nationalversammlung die, in äußerst gelinden Ausdrücken abgefaßte, Proklamation des Herrn Barnave, mit Veränderung einiger Ausdrücke, an, und beschloß, daß dieselbe, von zwey Abgesandten der Versammlung, nach Nancy überbracht werden solle. In dieser Proklamation fielen folgende Worte vorzüglich auf: "Soldaten, gehorcht dem Gesetze. Die Nationalversammlung verlangt es; sie befiehlt es."

Aber diese Proklamation und diese Berathschlagungen kamen zu spät.

Nachdem die Proklamation des Herrn de Bouille, am 30. August, in Nancy war ausgetheilt und bekannt gemacht worden, machten sich die Rebellen zur Gegenwehr bereit. Sie sagten: sie würden sich bis auf ihren letzten Blutstropfen vertheidigen; und sie würden in der Stadt Alles durch Feuer und Schwert zerstören, was nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollte. Durch solche Drohungen nöthigten sie die rechtschaffenen Bürger, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie plünderten alle Pulvermagazine, welche sich vor der Stadt befanden, und führten das Pulver in die Stadt: so daß sie zuletzt mehr als 300 Centner Pulver in ihrer Gewalt hatten. Sie verdoppelten alle Posten, nahmen die Kanonen aus der Zitadelle weg, und stellten dieselben vor die Stadtthore, welche zugeschlossen und verrammelt wurden. Die Kanonen wurden theils mit

Kartätschen, theils mit Kieselsteinen geladen, weil es an Kugeln fehlte.

Die Armee, mit welcher Herr de Bouille gegen Nancy anrückte, bestand: aus 500 Bürgersoldaten von Metz, 300 von Toul und von Ponta Mousson. Mit diesen vereinigten sich: die Schweitzerregimenter Castella und Vigier, das Regiment Royal Liegois, vier Grenadierkompagnien und vier Jägerkompagnien der Garnison zu Metz, 200 Husaren von dem Regimente Lauzun, das Kavallerieregiment Royal Normandie, 200 Mann von Royal Allemand Dragoner, 200 Mann von Royal Dragoner, 200 von Monsieur, 200 von Conde, und ein Detaschement Jäger von Hainaut, zwey Kompagnien Artillerie, mit sechs Feldstücken, welche von den Bürgersoldaten von Metz, und von dem Regiment Vigier begleitet wurden. Die ganze Armee bestand: aus 2,220 Mann Infanterie regelmäßiger Truppen, aus 3020 Mann Bürgersoldaten, aus 1480 Mann Kavallerie, und aus acht Kanonen, mit 50 Artilleristen. Die Schweitzer allein machten 1270 Mann aus.

Am Abend des 30. Augusts schrieb Herr de Bouille, von Toul, wo er sich mit einem Theile seiner Armee befand, folgenden Brief nach Nancy, an den Herrn de Noue:

„Mein Herr.“

„Zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung bin ich hier angekommen, um die Ruhe in der Stadt Nancy und die Mannszucht unter den Truppen dieser Stadt wiederum herzustellen. Wenn die Soldaten sich so vieler Ausschweifungen schämen, und mir ihre Reue bezeigen wollen; so ist der erste Beweis, den

ich verlange, die Befreyung des Herrn de Malseigne, welchem ich befehle, auf dem Wege nach Ponta Mousson zu mir zu kommen. Er wird mich daselbst, morgen, am 31, um zehen Uhr des Vormittags antreffen, und alsdann meine ferneren Befehle vernehmen. Wo nicht: so will ich mit meinen getreuen Truppen alle rechtschaffenen Soldaten der Bürgermilitz vereinigen; und jene Soldaten, welche verrätherisch gegen ihr Vaterland gehandelt haben, werden sehen, daß die ganze Nation gegen sie marschirt, um ihren Aufruhr zu strafen, und sie zu zwingen, dem Gesetze und dem Könige gehorsam zu seyn."

„De Bouille."

Am 31. August wurde, um sieben Uhr des Morgens, auf Befehl des Bürgerrathes, dieser Brief des Herrn de Bouille gedruckt und in der Stadt ausgetheilt. Aber die Soldaten schworen: daß sie sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollten.

Um acht Uhr ließen die Soldaten Lärm trommeln, und erklärten: daß, wenn sich die Bürgermilitz nicht sogleich in das Gewehr stelle, und sich mit ihnen vereine, so würde dieselbe mit feindlichen Augen angesehen, und auch feindlich behandelt werden. Welch eine traurige Lage für die Bürgermilitz zu Nancy! Ergriff sie die Waffen, so war sie rebellisch gegen den König und gegen das Gesetz; blieb sie unbewaffnet, so wurde sie von den Aufrührern ermordet. Die Bürger bewaffneten sich, weil sie dieses für ihre eigene Sicherheit am zuträglichsten hielten.

Zwischen acht und neun Uhr des Vormittags kamen alle Truppen des Herrn de Bouille in dem Hauptquartier, zu Frouard, zwey Stunden vor Nancy, an.

Um zehen Uhr erhielt die Armee Befehl, ihren Posten einzunehmen, und um eilf Uhr erfuhr der General, in seinem Quartier, daß eine Gesandtschaft von der Abtheilung de la Meurthe (zu welcher Nancy gehört) von dem Bürgerrathe zu Nancy, und von der Besatzung ankomme, und daß diese Gesandten sehr ermüdet wären. Herr de Bouille befahl sein Pferd zu satteln, damit er diesen Abgesandten entgegen reiten, und denselben einen Theil des Weges ersparen könne. Aber die Gesandten kamen an, ehe noch dieser Befehl in Ausübung gebracht werden konnte. Der General gieng die Treppe herunter und empfieng sie an dem Thore des Schlosses. Die Abgesandten sagten: sie bäten Herrn von Bouille um Mitleiden gegen eine Stadt, welche durch den Ungehorsam ihrer Besatzung schon unglücklich genug wäre; sie kämen jetzt, setzten sie hinzu, alle mit einander zu ihm, um sich ihm unter denjenigen Bedingungen zu unterwerfen, welche es ihm vorzuschreiben selbst gefallen möchte. Herr de Bouille antwortete: „Eure Besatzung verdient keine Gnade. Sie hat sich gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und gegen die Befehle des Königs empört; sie hat gegen die Gesetze der militairischen Mannszucht gehandelt, welchen sie treu zu bleiben geschworen hatte; sie hat Frechheit und Verbrechen so weit getrieben, daß sie ihre Generale in Arrest gesetzt und gemißhandelt hat. Ich will keine Vorschläge anhören, bis die Bedingungen, welche ich vorschreiben werde, erfüllt sind. Ein General läßt sich niemals in Unterhandlungen mit Rebellen ein. Ich sollte unerbittlich seyn; aber, in Rücksicht auf die rechtschaffenen Bürger von Nancy, will ich es über mich nehmen, zu verzeihen, unter der Bedingung,

daß die ganze Garnison, mit dem Gewehre unter dem Arm, die Stadt verlasse, und sich, vor der Stadt, auf der Wiese, in Schlachtordnung stelle. Daselbst soll die Besatzung auf ihren Waffen ruhen; mit der gebührenden Ehrerbietung die Befehle des Königs und die Beschlüsse der Nationalversammlung anhören, welche ich vorlesen will; und dann soll die Besatzung auf der Stelle, die Befehle ausführen, die ich hier, zufolge meiner Vollmacht, geben werde. Jedes Regiment muß mir vier Mann, von denen die am aller aufrührischten sind, so wie auch die Anstifter dieser schändlichen Rebellion, ausliefern. Vor allen Dingen aber verlange ich, daß die Herren de Malseigne und de Noue hieher geführt, und in meine Hände überliefert werden sollen. Wenn diese Bedingungen nicht pünktlich erfüllt werden; wenn irgend ein Offizier der Besatzung auch nur beleidigt wird; so rücke ich an, mit dem Beschlusse der Nationalversammlung in der Hand, an der Spitze meiner Armee; und Alles, was ich mit den Waffen in der Hand antreffe, werde ich über die Klinge springen lassen."

Die Abgesandten des Bürgerrathes gaben zur Antwort: daß die meisten Einwohner der Stadt an dem Aufruhr gar keinen Theil hätten. Herr de Bouille erwiederte: „Ich kann mich auf die Tapferkeit meiner Armee verlassen. Gegen die Rebellen wird dieselbe unerbittlich seyn; aber die Bürger wird sie nicht beleidigen. Ich wiederhole es: Alles, was mit den Waffen in der Hand angetroffen wird, muß über die Klinge springen; aber wer sich ruhig verhält, dem soll kein Leid geschehen. In zwey Stunden marschire ich, und ich warte keinen Augenblick länger. Die

Greuel, welche diese Leute (indem er auf die abgesandten Soldaten des Regiments du Roi wies) sich unterstanden haben gegen mich zu verbreiten, sind mir nicht unbekannt: aber ich verachte diese feigen Memmen und all ihr Geschwätze. Haben sie einen heimlichen Groll gegen mich — Wohlan! ich will beständig fünf und zwanzig Schritte vor meiner Kolonne voraus marschiren, und ich will fünf und zwanzig mal anrücken, wenn es nöthig ist. Es steht ihnen frey, nach Gefallen auf mich zu schießen. Ich werde unbedeckt seyn. Aber das weis ich, daß meine tapferen Waffenbrüder, deren Befehlshaber ich bin, meinen Tod rächen werden — und folglich wird auf alle Fälle mein Auftrag ausgerichtet werden."

Während der General an die Abgesandten diese Anrede hielt, erschien bey ihm eine Gesandtschaft des Schweitzerregiments Vigier. „Wir schämen uns," sagten sie, „der Aufschläge unserer Uniform, weil dieselben ungefähr von eben der Farbe sind, als die Aufschläge der Räuber, welche sich hier, Herr General, bey ihnen befinden (indem sie auf die Soldaten von Chateauvieux wiesen). Es sind die ersten welche diese Uniform geschändet haben; wir aber, wir haben unsere Aufschläge umgewandt, damit uns nichts ähnliches überbleibe mit diesen Rebellen, die aufgehängt werden müssen." Zu gleicher Zeit rief die, unten, im Schloßhofe, versammelte Schweitzerarmee, mit Einer Stimme, laut, und zu wiederholtenmalen, aus: „Keine Gnade! keine Gnade! An die Laterne mit den Rebellen, die unsere tapfere Nation geschändet haben! An die Laterne mit ihnen!" a)

---

a) Les Suisses furtout, outrés de la tâche, que le

Herr de Bouille wiederholte dreymal die vorgeschriebenen Bedingungen. Endlich reisten die Gesandten ab. Die Abgesandten der Garnison wurden von der Armee des Herrn de Bouille verspottet und ausgelacht; und bloß allein Gefühl der Ehre, und der dem General schuldigen Ehrfurcht, hielt die Truppen von wirklichen Mißhandlungen zurück. Die Abgesandten kamen erschrocken und zitternd nach der Stadt zurück. Sie stellten ihren Waffenbrüdern vor: Herr de Bouille komme mit einer zahlreichen Armee; Widerstand zu thun sey unmöglich; und das Beste, was sie thun könnten, würde seyn, sich zu ergeben.

Auf diese Nachricht berathschlagten sich die Soldaten unter einander, und beschlossen: die Herren de Noue und de Malseigne dem General auszuliefern. Sie berichteten ihren Entschluß dem Bürgerrathe, und dieser war sehr erfreut darüber.

Noch war die von dem Generale bestimmte Zeit nicht ganz verflossen, als er seinen Truppen Befehl gab, sich auf der Heerstraße in Ordnung zu stellen. Ein Theil der Infanterie marschirte schon, um vor die Reiterey zu rücken. Aber in demselben Augenblick kam ein Offizier des Regiments du Roi, mit zwey Bürgern von Nancy an. Sie brachten dem Generale einen Brief des Herrn de Noue. „Ich habe," rief der General diesen Abgesandten entgegen, „meine Bedingungen vorgeschrieben, und von denselben werde ich nicht abgehen." — „Aber,"

Régiment de Chateau-vieux faisoit réflechir sur leur brave nation, étoient comme des forcén s. Ils crioient: „au falot! au falot!" **Journal général de France.**

sagte der Offizier, „lesen sie doch, um Gottes willen, den Brief." — „Was kann das helfen," erwiederte Herr de Bouille, „Herr de Neue schreibt nicht freywillig, sondern gezwungen." Hierauf nahm Herr de Bouille den Brief, las denselben, und sagte: „Man befolge meine Bedingungen; ich will sie aufschreiben." Herr de Gouvernet, welcher dem Generale zur Seite war, schrieb, mit einem Bleystifte, die Bedingungen auf. Herr de Bouille unterschrieb das Papier, gab es dem Offizier, und sagte: „In einer Stunde rücke ich ein."

Die Infanterie setzte ihren Marsch fort, und bald war der Vortrab der Armee an dem Eingange der Vorstadt. Nun kamen 400 Bürgersoldaten aus der Stadt, die da sagten: sie bedauerten die Verwirrung, in welcher ihre unwürdigen Kameraden sich befänden, welche gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung, und gegen die Befehle des Königs handelten. Darauf begaben sie sich hinter die Armee.

Um ein Uhr Nachmittags erschien der General, an der Spitze der Armee, vor der Stadt. Die Unterhandlungen wurden, in Zeit von einer Stunde, zehen bis zwölf mal wiederholt: aber Herr de Bouille bezog sich immer auf die vorgeschriebenen Bedingungen, von denen er nicht abgehen würde.

Bey dem Anblicke dieser Armee war der Schrecken unter den aufrührischen Soldaten so groß, daß sie sich endlich entschlossen, die Herren de Noue und de Malseigne dem Generale zuzuführen. Beyde wurden aus ihren Gefängnissen befreyt, und in einen Wagen gesetzt. Aber mit der größten Lebensgefahr: denn die Schweitzer schlugen, zu verschiedenen malen, auf Herrn de Malseigne ihre Gewehre an, und drohten ihn todtzuschießen.

Nicht ohne Mühe und Gefahr kam der Wagen vor die Stadt. Die beyden Generale stiegen aus. Beyde trugen ihre Uniformen, und Herr de Malseigne hatte ein Schnupftuch um den Kopf gebunden. Sie wurden von zwey Bürgern und von sechs Bürgersoldaten begleitet. Sobald Herr de Bouille sie ankommen sah; sandte er ihnen ein Detaschement Husaren entgegen. Er selbst stieg vom Pferde, und umarmte Herrn de Malseigne und Herrn de Noue. Nachher befahl er, daß den beyden Generalen Pferde gegeben werden sollten, und sagte: „Dieses ist der schönste Tag meines ganzen Lebens.“

Herr de Noue versicherte: er hätte sein Ehrenwort gegeben, daß er einen allgemeinen Pardon und Amnestie auswirken wollte. Eben dieses versicherten auch Diejenigen, welche den Herrn de Noue begleiteten. Allein Herr de Bouille gab zur Antwort: „Ich weiche nicht von den Bedingungen ab, die ich vorgeschrieben habe.“ Und die Schweitzersoldaten, welche den General umgaben, riefen: „Die Bedingungen! die Bedingungen!“ Die Bürger von Nancy, welche Herrn de Noue begleitet hatten, waren hierüber untröstlich. Sie sagten: die Besatzung habe geschworen, alle Einwohner, ohne Unterschied, zu ermorden, wenn man sie zwingen wolle, von jedem Regimente vier Mann auszuliefern. Herr de Noue wollte nach der Stadt zurückkehren, um sein gegebenes Ehrenwort nicht zu brechen: aber der General gab es nicht zu. Er sagte: „Wenn die Besatzung keinen Widerstand leistet, so kann dieselbe auf meine Mäßigung rechnen. Meine Truppen sind bestimmt die Einwohner zu beschützen, und zu verhüten daß denselben kein Leid zugefügt werde; und wenn die Soldaten der Besatzung Wort halten, so soll kein Schuß geschehen.“

Herr de Malseigne ritt vor der Fronte der Kavallerie vorbey, und da riefen tausend Stimmen ihm zu: „Hoch lebe unser General! Hoch lebe unser General! Wir wollen ihn rächen, oder umkommen!“

Nun zögerte Herr de Bouille noch länger als drey Viertel Stunden. Als ein erfahrner und vorsichtiger General nahm er seine Maaßregeln, um die Stadt anzugreifen, falls er Widerstand finden sollte. Er theilte seine Armee in zwey Kolonnen, in der Absicht, an den Thoren Stanislas und Stainville zwey falsche Attaken zu machen, in die Stadtmauer Bresche zu schießen, und durch dieselbe, mit seiner Armee, mitten in die Stadt, auf den Paradeplatz zu ziehen, wo er keinen Angriff mehr zu befürchten gehabt haben würde. Da er aber erfuhr, daß die Aufrührer sich ihm unterwerfen wollten; da sie ihm die beyden geforderten Generale entgegen sandten: da glaubte er, es bliebe ihm weiter nichts mehr übrig, als in die Stadt einzuziehen, und, ohne Blutvergießen, dieselbe einzunehmen. Er rückte an. Die geladenen Kanonen standen bereit, und die Bürgermilitz von Metz, welche verlangt hatte, die Ehre zu haben den Vortrab der Armee auszumachen, stand daneben, in Schlachtordnung, längs der Mauer. Alles war ruhig und in voller Erwartung.

Endlich öffneten die Rebellen das Thor Stainville. Sie winkten mit ihren Hüten, und riefen: „Kommt her! kommt her! kommt herein!“ Der General befahl der Armee vorzurücken, jedoch ohne Feuer zu geben. An der Spitze der Armee befand sich Herr Karl Schuphauer, ein Offizier aus Freyburg in der Schweitz. Er führte die Bürgersoldaten an. Die Rebellen spotteten, und drohten ihm. Hierauf näherte er sich, bis

auf funfzig Schritte. Herr de Bouille befahl, daß ein Achtpfünder an die Spitze der Armee, welche in Einer Kolonne marschirte, vorgeführt werden solle. Dieses geschah. Neben den Achtpfünder wurde noch ein zweyter Achtpfünder nebst einem Vierpfünder gestellt. In demselben Augenblicke öffneten sich die drey Nebenthore, in welchen vier Kanonen standen, wovon die größte ein vier und zwanzig Pfünder war. Diese Kanonen waren gerade gegen die Kolonne gerichtet. Herr Desilles, ein Offizier des Regiments du Roi, stand neben den Kanonen. Er verhinderte die Rebellen loszubrennen. Bald warf er sich über das Zündloch, bald stellte er sich vor die Mündung. Er bat, er flehte, und hielt die Rebellen mehr als eine halbe Stunde auf. Die aufrührischen Schweitzer, welche sich bey den Kanonen befanden, rissen den Herrn Desilles, der sie an ihrem sträflichen Vorhaben zu verhindern suchte, von den Kanonen weg. Aber umsonst: er warf sich sogleich wieder über die Zündlöcher, oder stellte sich vor die Mündung. Hierauf riefen sie der Armee Schimpfwörter zu, um dieselbe zu bewegen, den ersten Schuß zu thun. Diese folgte aber dem Befehle des Generals und feurte nicht. Endlich schossen die Aufrührer, mit vier Flintenschüssen, welche zugleich losgiengen, den Herrn Desilles durch den Rücken. Der Held fällt. Herr Schuphauer sieht es. Angefeurt durch das Beyspiel des Helden, dringt er in das Thor, mitten unter die Mörder desselben, und fällt, so wie er. Die Bürgersoldaten, deren Anführer er war, rächen seinen Tod durch eine Generalsalve. Allein die mit Kartätschen geladene Kanone wird losgebrannt, und streckt eine ganze Reihe dieser tapfern Soldaten leblos dahin. Nun ruft Herr Des-

criennes, welcher die Kanonen der Armee des Herrn Bouille kommandirt, den Bürgersoldaten zu: sich rechts und links zu theilen, um die Kanonen bloß zu stellen. Die drey Kanonen werden abgefeurt. Die Rebellen fliehen, und verlassen die übrigen drey geladenen Kanonen, ohne dieselben loszuschießen. Herr Tschudy, ein Schweitzeroffizier von Glarus, bemächtigt sich des Thors, ungeachtet er beständig dem heftigsten Feuer ausgesetzt ist. Die noch geladenen Kanonen der Rebellen werden umgeworfen. Die Husaren dringen, nebst der andern Reiterey, ein und verfolgen die Rebellen. Die Artillerie mit der Infanterie zieht ihnen nach. Die Besatzung wehrt sich anfänglich, und tödtet viele, vorzüglich von den Husaren und von den Schweitzern. Die Rebellen fliehen durch einige Nebenstraßen; und durch diese folgt ihnen die Infanterie mit den Kanonen nach.

Die Infanterie befand sich zwischen einem dreyfachen Feuer. Vor sich hatten sie die Rebellen, und zu beyden Seiten der Straße wurde von Dächern, aus den Fenstern, und aus den Kellerlöchern auf sie geschossen. Die tapfern Soldaten fielen von der Hand feiger Meuchelmörder, und ihre Waffenbrüder sahen sich außer Stand, den Tod ihrer Brüder zu rächen, da sich die Mörder, sobald sie losgedrückt hatten, in die Häuser zurückzogen, in welchen sie schußfrey waren.

Die Armee bemächtigte sich des Paradeplatzes, und auf demselben wurden die Kanonen postirt. Die Infanterie der Schweitzer führte Herr de Bouille selbst an, und sie that Wunder. Durch die, von allen Seiten her, auf sie gerichteten Schüsse der treulosen Einwohner, fielen die Schweitzer einer nach dem andern, und die

übrigen marschirten, dessen ungeachtet im stärksten Schritte, weiter, bis sie auf dem Platze ankamen. Aus einem benachbarten Garten wurde, hinter den Hecken hervor, auf sie geschossen. Die Schweitzer drangen ein, fanden zwanzig versteckte Meuchelmörder, baten einige herbeyreitende Husaren um die an ihren Sätteln befestigten Stricke, und hängten alle die Kerle an die Säulen der Kolonade auf.

Den Muth und die Tapferkeit des Herrn de Bouille kann man nicht genug loben. Er befand sich immer da wo die Gefahr am größten war. Sein Beyspiel feurte die Soldaten zur Nachahmung an. Sein Sohn befand sich beständig neben ihm, und theilte mit seinem Vater alle Gefahr.

Das Regiment du Roi that wenig Widerstand. Das Regiment Mestre de Camp zog sich in seine Kaserne zurück. Aber das Schweitzerregiment Chateauvieux focht sehr hitzig, und war lange nicht zum Weichen zu bringen.

Gegen sieben Uhr des Abends hatte das Feuern aufgehört, und da begab sich Herr de Bouille ganz allein nach der Kaserne des Regiments du Roi, und fand, vor derselben, das ganze Regiment unter Waffen. Er befahl demselben in Zeit von einer halben Stunde Nancy zu verlassen, und sich nach Verdun zu begeben. Die Soldaten wollten Vorstellungen machen. Aber er sagte: „Gehorcht; ich befehle es.“ So sprach er mitten unter zweytausend bewaffneten und aufrührischen Soldaten — und sie gehorchten. Um neun Uhr marschirten sie aus Nancy, nach Verdun. An demselben Abende sandte er das Regiment Chateauvieux

nach

nach Vic und nach Maarsal; und das Regiment Mestre de Camp nach Void.

Die Nacht über war die ganze Stadt ruhig, und die heldenmüthigen Ueberwinder waren großmüthig genug, um sich an den verrätherischen Einwohnern nicht zu rächen, und die Häuser derselben, aus denen Mördergruben gemacht worden waren, nicht zu plündern.

Das Gefecht hatte um vier Uhr des Nachmittags angefangen, und daurte bis halb acht Uhr. Die unaufhörlichen Schüsse, aus den Fenstern und aus den Kellerlöchern, tödteten viele tapfere Krieger. Herr de Bouille befahl, aus Achtung für das Eigenthum, daß die Truppen nicht in die Häuser einbrechen, und diese feigherzigen Meuchelmörder nicht verfolgen sollten. Die Truppen gehorchten dem Befehle: aber in die Fenster, aus denen auf sie geschossen wurde, schossen sie wieder zurück.

Diese Geschichte giebt einen deutlichen Beweiß, daß es im Kriege nicht auf die Anzahl, sondern auf die Tapferkeit der Truppen ankommt, und daß eine weit zahlreichere Bürgermiliz gemeiniglich nicht im Stande ist, einer weit geringeren Anzahl regelmäßiger Truppen Widerstand zu thun. Mit 2600 Mann Infanterie, mit 1480 Mann Reiterey eroberte Herr de Bouille, in so kurzer Zeit, eine Stadt, welche sechs Bataillon Infanterie, und mehr als 3000 bewaffnete und entschlossene Bürger zu ihrer Vertheidigung hatte. Dieses ist ein lehrreiches Beyspiel, welches zeigt, daß man sich, zu Vertheidigung eines Landes, nicht auf eine Bürgermiliz verlassen darf.

Herr de Boulle hatte sich, zu Anfange der Revolution, lange Zeit geweigert den Bürgereid zu leisten;

und da er auch in der Folge sich als ein Feind der Revolution zeigte, so haben Französische Patrioten gezweifelt, ob wohl die Beweggründe, welche das Betragen des Generals bey der Einnahme von Nancy leiteten, rein gewesen wären. Allein die Gerechtigkeit fordert, daß man sage: wie auch die strengste Untersuchung der zu Nancy vorgefallenen Thatsachen nicht die geringste Spur eines Uebelwollens gegen die Revolution, oder gegen die Anhänger derselben, an den Tag gebracht hat. Herr de Bouille begieng zwar einige Fehler: allein diese waren Folgen seines aufbrausenden, hartnäckigen und unerschrockenen Karakters, welcher ihn zu mancherley Unbesonnenheiten von jeher verleitet hat. Herr de Bouille zeigte sich vor Nancy gerade so, wie er sich in dem amerikanischen Kriege, zu St. Eustache, zu St. Christoph, und in Nordamerika gezeigt hatte: er handelte zwar dreist und unüberlegt, aber das Glück begünstigte seine Plane. Dreist und unüberlegt war es, daß er eine so kleine Armee zu dieser Expedition anführte, da er doch leicht noch mehr Truppen würde haben zusammen ziehen können. Wären die drey Regimenter, welche die Besatzung von Nancy ausmachten, unter sich selbst einig gewesen; hätten sie sich durch Spione nach der Stärke der Armee, welche der General gegen sie anführte, genau erkundigt; hätten sie über die Mittel zum Angriffe und zur Gegenwehr, die in ihrer Gewalt standen, reiflicher nachgedacht; dann wäre der verdiente und wohl erworbene Ruhm des Herrn de Bouille von einem Haufen Rebellen befleckt worden; Frankreich hätte einem bürgerlichen Kriege nicht länger ausweichen können; und der militairische Despotismus übermüthiger Soldaten, würde dieses Reich, so

wie vormals das Reich der Römer unfehlbar verschlungen haben.

Von der Armee des Herrn de Bouille wurden sehr viele, Offiziere sowohl als Soldaten, getödtet und verwundet. Der Verlust der Rebellen war gering; aber 400 von ihnen wurden mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen. Die Bürgermiliz von Metz und von Toul focht sehr tapfer. Da dieselbe den Ehrenposten, an der Spitze der Armee, hatte, so wurden viele getödtet und noch mehrere verwundet. Auch die beyden Kommandanten dieser Bürgermiliz fielen.

Der folgende Tag, der erste September, war für Nancy ein trauriger Tag. Die Bürger beweinten ihre todtgeschossenen Brüder, Freunde und Bekannte. Die Stadt schien einsam und verlassen. Alle Häuser und Buden waren zugeschlossen, und die Fenster der Häuser waren von den durchgeschossenen Kugeln zersplittert. Hin und wieder sah man in den Straßen lange Streifen von Menschenblut; und aus den Häusern ertönte das Heulen der Weiber und das klägliche Wimmern der Kinder, welche um ihre getödteten Anverwandten trauerten; oder das Aechzen und Jammern, welches der Schmerz den Verwundeten auspreßte. Ich war in Nancy am ersten September; und leider! sah und hörte ich selbst was ich hier beschreibe. Als ich, am Nachmittage, von Toul nach Nancy fuhr, begegneten mir, auf der großen Ebene zwischen diesen beyden Städten, kleine Detaschementer des Dragonerregiments Mestre de Camp. Es war ein schrecklicher Anblick! Offiziere und Soldaten ritten, mit gesenktem Haupte und in der grösten Stille daher. Da sah man

gesattelte Pferde ohne Reiter; Reiter mit verbundenem Kopfe, denen das Blut zwischen dem Verbande durchlief, und auf die Kleider tröpfelte; andere, die sich kaum vor Mattigkeit zu Pferde halten konnten, und von den, neben ihnen reitenden Waffenbrüdern unterstützt werden mußten. Einzelne Montirungsstücke lagen auf den Pferden, von den Kugeln durchlöchert, und von dem Blute ihrer vormaligen Besitzer befleckt. Wahrlich! es giebt kein schrecklicheres Schauspiel in der Natur als einen bürgerlichen Krieg! Es giebt keine entsetzlichere Lage für den Menschen, als wenn er seine Mörder unter seinen eigenen Landsleuten, unter seinen nächsten Verwandten, und in seinem eigenen Hause findet! Und es giebt keinen rührendern Anblick, als den Anblick einer Gegend, welche durch einen bürgerlichen Krieg verheert worden ist! — Ein solcher Krieg ist aber, wie die Geschichte lehrt, allemal die unausbleibliche Folge einer plötzlichen Veränderung in der Regierungsform. Unvergeßlich wird mir, so lange ich lebe, der traurige Anblick der Stadt Nancy am ersten September 1790 seyn!

Herr de Bouille nahm Besuche und Gesandtschaften von allen Klassen der Bürger an. Er behandelte sie mit einer ihm eigenen Güte und Mäßigung; er war selbst traurig darüber, daß sie, durch ihren Ungehorsam und ihre Verrätherey, ihn gezwungen hatten, sie so empfindlich zu bestrafen. Sie baten ihn um schnelle und strenge Justitz: und er gewährte ihre Bitte. Der ganzen Bürgermiliz wurden die Waffen weggenommen, und in den Häusern wurde Haussuchung gehalten, und die versteckten Waffen hervor geholt. Das Haus, in welchem der Jakobinerklub seine Versamm-

lungen hielt, ward mit Truppen umgeben, und die Papiere wurden weggenommen und versiegelt. Dieser sträfliche Klub war die einzige Ursache des Unglücks der Stadt. Die Korrespondenz mit den Pariser Jakobinern fand man nicht. Diese war schon vor der Ankunft des Generals, verbrannt worden: sonst würde man abscheuliche Geheimnisse entdeckt haben.

Gegen zehn Uhr in der Nacht fuhr ich von Nancy nach Lüneville, und traf auf dem Wege einen Theil des Regiments der Karabiniers an, welche sieben und zwanzig von ihren aufrührischen Waffenbrüdern, an Händen und Füßen geschlossen, auf einem Wagen, dem Generale zur Bestrafung nach Nancy brachten. Abermals ein Anblick, der traurige Gefühle erweckte!

Am zweyten September wurden die beyden getödteten Kommandanten der Bürgermiliz von Metz und von Toul feyerlich begraben: und alle rechtschaffnen Bürger von Nancy trauerten bey ihren Gräbern. Der Bürgerrath und sehr viele Bürger trugen Trauerkleider um sie, bis zum zwanzigsten September.

Da, zufolge der Kapitulation der helvetischen Staaten mit Frankreich, die Schweitzer in Frankreich, ob sie gleich im königlichen Solde standen, dennoch nicht anders als von ihren Landesleuten gerichtet werden konnten: so konnte auch Herr de Bouille über die aufrührischen Soldaten des Regiments Chateauvieux kein Kriegsgericht halten, sondern er überließ die Bestrafung derselben ihren eigenen Landsleuten. Schon hatten vorher alle helvetischen Staaten die Soldaten des Regiments Chateauvieux für infam erklärt und sie auf ewig

aus der Schweitz verbannt. Am 3. Sept. versammelten sich die Offiziere der Schweitzerregimenter Vigier und Castella, um über die 137 Schweitzersoldaten, welche, zu Nancy, mit den Waffen in der Hand waren gefangen worden, das Urtheil zu sprechen.

Am 4. September versammelten sich alle, in Nancy vorhandenen Truppen, auf dem Paradeplatze, um sechs Uhr des Morgens, und stellten sich daselbst in Schlachtordnung. Die beyden Regimenter Vigier und Castella formirten das Bataillon karre', und hielten Kriegsrath über diese Aufrührer von ihrer Nation. Die 137 Gefangenen erschienen vor den Richtern, und betrugen sich mit einer unerhörten Frechheit. Sie betrachteten die sechs, vor ihren Augen aufgerichteten Galgen nebst dem Schafote, mit der grösten Gleichgültigkeit.

Nach geendigtem Kriegsrathe, sprach Herr Tschudy von Glarus, in Namen der Offiziere, folgendes Urtheil aus:

„Alle diese Männer sind strafbar vor dem Gesetze, und folglich ist ihre Bestrafung gerecht. Ich verdamme sie zur Strafe, wegen des Blutes, das sie haben vergießen machen, und welches um Rache schreyt. Ich verdamme sie zur Strafe, um Frankreich wegen der gerechten Besorgniß zu rächen, die es hatte, als es erfuhr, in welcher Gefahr sich der Held befinde, der uns anführte. Ich verdamme sie zur Strafe, um zweyen Generalen Genugthuung zu verschaffen, die deßwegen, weil sie ihrer Pflicht getreu geblieben sind, auf eine unwürdige Weise behandelt wurden. Eben diese Genugthuung bin ich auch ihren Befehlshabern und Offi-

zieren schuldig; ich bin dieselbe den Befehlshabern unserer beyden Regimenter schuldig, welche wir lieben, und für deren Leben wir zittern. Ich bin diese Genugthuung der ganzen französischen Armee schuldig, mit welcher wir jederzeit glorreich gefochten; welcher nachzueifern wir uns jederzeit bestrebt haben; und welche jetzt ihre Augen auf uns richtet, und unser Urtheil erwartet, um aus demselben den Grad des Unwillens zu ersehen, mit dem ein solcher Aufruhr uns erfüllt hat. Um aller dieser Gründe willen opfere ich sie auf; ich opfere sie den abgeschiedenen Geistern unserer tapferen Voreltern, welche, wenn sie wieder kommen könnten, vor Schrecken zurückbeben würden, zu erfahren, daß sich Verräther unter ihren Nachkommen befinden. Ich verurtheile alle Gefangene des Schweizerregiments Chateauvieux aufgehangen zu werden, wegen des Antheils, den sie an der Rebellion dieses Regiments genommen, und wegen der Schandthaten, deren sie sich schuldig gemacht haben. Ausgenommen den Soldaten Soret, welcher Soret eines der fünf Mitglieder des Ausschusses der Rebellen war; dieses Ausschusses, von welchem alle die aufrührischen Beschlüsse herkamen, denen wir unser Unglück zu verdanken haben, den Soret verurtheile ich, lebendig gerädert zu werden."

Die Schweitzerischen Staabsoffiziere milderten dieses Urtheil auf folgende Weise: „Zwey und zwanzig Gefangene des Regiments Chateauvieux sollen, zufolge des gegen sie ausgesprochenen Urtheils, sogleich hingerichtet werden. Folgende ein und vierzig Gefangene des Regiments Chateauvieux.... sollen dreyßig Jahre lang auf die Galeeren kommen. Die übrigen sollen im

Gefängnisse bleiben, und nachher den Offizieren ihres Regiments zur Bestrafung übergeben werden. Der Soldat Soret soll lebendig gerädert werden, aber doch den Gnadenstoß erhalten."

Zufolge dieses Urtheilsspruches, wurden die zwey und zwanzig Aufrührer auf der Stelle gehängt, und Soret gerädert. Sie blieben frech und gefühllos bis an ihr Ende.

Der junge Held Desilles war an den erhaltenen Wunden gestorben.

Am 2. September kam die Nachricht, von demjenigen, was zu Nancy am 31. August vorgefallen war, nach Paris. Es entstand darüber unter den sogenannten Patrioten und den demokratischen Schwärmern eine große Gährung, und die Orleansche Parthey, welche nur einen Vorwand suchte, um die gegen sie angefangene Prozedur des Chatelet aufzuhalten oder zu vernichten, bediente sich dieser Stimmung der Gemüther, und erregte Aufruhr. Es wurde Geld in großer Menge unter den Pöbel ausgetheilt; aufrührische Reden wurden im Palais Royal und in den Thuillerien gehalten; Herr de Bouille ward ein Aristokrate, ein Mörder genannt; die Ermordung aller Minister wurde beschlossen, und die Unruhen nahmen auf einen schrecklichen Grad zu.

Die Sitzung der Nationalversammlung, am Abende des 2. Septembers, fieng mit Ablesung verschiedener Zuschriften an. Hierauf erschien vor den Schranken, eine Gesandtschaft der in Paris wohnenden, sogenannten patriotischen Schweitzer. Sie gaben vor, sie kämen im Namen ihrer Landsleute, im Namen der

helvetischen Staaten. Sie wären, sagten sie, sehr betrübt über den Ungehorsam des Regiments Chateauvieux. Nachher erfrechten sie sich, auf die unverschämteste Weise, die Offiziere dieses Regiments zu lästern, so wie auch die Regierungsform der Schweitz überhaupt und der militairischen Kapitulationen der Schweitz mit Frankreich, deren Aufhebung und gänzliche Abänderung sie verlangten. Sie würden, setzten sie hinzu, einen Vermahnungsbrief an alle Schweitzerregimenter in französischen Diensten schreiben, um den Soldaten Gehorsam zu empfehlen.

Diesen vorgeblichen Abgesandten antwortete der Präsident der Versammlung, Herr de Jesse, in einer zierlichen Rede; eben so als wenn er seine Anrede an wirkliche Abgesandte der helvetischen Nation gehalten hätte. Er sagte:

„Die Nationalversammlung wundert sich nicht darüber, daß die Abgesandten einer Gesellschaft, welche aus Schweitzern von allen Kantonen und von allen Ständen besteht, hieher kommen, und derselben ihre Mißbilligung der Aufführung des Regiments Chateauvieux und des Aufruhrs desselben zu bezeigen. Nothwendig müssen dieses die Gesinnungen jenes stolzen und großmüthigen Volks seyn, welches Unerschrockenheit in der Schlacht, Liebe zur Freyheit, und die vollkommenste Unterwürfigkeit unter das Gesetz, miteinander zu vereinigen weiß, und welches, schon seit so vielen Jahrhunderten, der getreueste Verbündete der französischen Nation gewesen ist. Ein solches Volk muß bey seinen Freunden die Freyheit schätzen, welche zu erwerben ihm selbst soviel gekostet hat, und welche, durch den Ungehorsam der Soldaten, in ihrer Wiege er-

stickt werden würde. Die Nationalversammlung ist sehr betrübt darüber, daß das Regiment Chateauvieux sich die gerechte Strenge des Gesetzes zugezogen hat: aber dieses vorübergehenden Fehlers einiger Ihrer Landsleute wird sich die Geschichte weit weniger erinnern, als der Gesinnungen, welche sie jetzt dargelegt haben. Der Name des schweitzerischen Volks ist, in den Jahrbüchern der Welt, mit dem Andenken der allermännlichsten und der allerrührendsten Tugenden unzertrennlich verknüpft."

Der Präsident sprach noch, als sich in den Thuillerien, vor dem Hause der Versammlung, ein fürchterliches Geschrey hören ließ. Ein ungeheurer Haufe rasender Menschen, und solcher die sich stellten, als wären sie rasend, hatte sich vor dem Hause versammelt. „Minister weg! Minister weg!" riefen sie alle mit Einer Stimme. „Weg mit den Mördern zu Nancy! Weg mit den Mördern! Knüpft den Bouille auf! La Fayette an die Laterne! Weg mit den Aristokraten! Weg mit den Mördern unserer Brüder und Freunde! zum T....l die Nationalversammlung! Wir kommen! wir kommen, um Euere Köpfe zu holen!" Mit diesen Worten drängte sich ein Haufe des Pöbels auf den Eingang des Saals wüthend zu. Die Bürgermiliz, welche die Wache hatte, ward niedergeworfen, die Schranken vor dem Saale wurden eingestossen; und eben waren diese rasenden Bösewichter im Begriffe in den Saal selbst zu dringen und das Blut der Stellvertreter der Nation zu vergiessen, als la Fayette mit 600 Bürgersoldaten und mit einigen Kanonen ankam, und, in wenigen Minuten, den wüthenden Pöbel zerstreute.

In dem Saale selbst herrschte, während dieser Zeit, eine feyerliche Stille. Die Mitglieder der Versammlung sassen da, in banger Erwartung des traurigen Schicksals welches ihnen drohte. Mit grosser Verwunderung bemerkte man, daß Mirabeau fehlte: und noch grösser war die Verwunderung, als derselbe, sobald der Tumult gestillt, und alles wiederum ruhig war, in den Saal hinein trat. Man schloß hieraus — daß er vorher ausser dem Saale beschäftigt gewesen seyn müsse.

Am dritten September wurden, in der Nationalversammlung, die Berichte des Herrn de Bouille und des Bürgerraths von Nancy vorgelesen. Nachher stand Herr Prugnon auf, und verlangte: die Versammlung solle der Bürgermiliz von Metz und Toul, dem Bürgerrathe der Stadt Nancy und dem Herrn de Bouille Danksagungsschreiben zusenden. Hierauf entstand ein heftiger Lärm in der Versammlung. Eine Menge Stimmen riefen: „Nein! Nein!“ Aber der größte Theil der Versammlung schrie: „Ja! Ja! Ja!“ Die Herren de Beauharnois und de Praslin billigten den Vorschlag des Herrn Prugnon, und vertheidigten Herrn de Bouille, wegen der Beschuldigungen, durch die man den unvergeßlichen Dienst, welchen derselbe der Nation geleistet hatte, herab zu setzen suchte. Niemand wagte es, diesen Herren gerade zu widersprechen. Aber Herr Alexander de Lameth verlangte: die Versammlung sollte Kommissarien nach Nancy schicken, um den ganzen Verlauf des Aufruhrs, von seinem ersten Ursprunge an, zu untersuchen, damit die Schuldigen, von welchem Range oder Stande dieselben auch seyn möchten, bestraft werden könnten.

Mirabeau, welcher, jezt mehr als jemals, den Demagogen spielte, suchte die Versammlung durch eine Sophisterey zu verführen. „Die Versammlung," sagte er, „muß der Bürgermiliz von Metz und von Toul danken; denn diese hat sich für das Vaterland aufgeopfert, und folglich eine tugendhafte That gethan. Hingegen Herr de Bouille mit seiner Armee weiter nichts als seine Pflicht erfüllt: diese verdienen also blossen Beyfall, aber keinen Dank." Die Versammlung beschloß:

„Daß das Direktorium der Abtheilung de la Meurthe, sowohl als die Bürgerräthe zu Nancy und Lüneville, wegen ihres Eifers Dank verdienten. Daß die Bürgermiliz, welche, unter dem Befehle des Herrn de Bouille, nach Nancy marschirt ist, wegen ihres Patriotismus, und wegen ihrer bürgerlichen Tapferkeit, die sie zu Nancy gezeigt haben, bedankt seyn sollen. Daß Herr Desilles, wegen seiner heroischen Aufopferung, Dank verdiene. a) Daß die Nation für die Weiber und Kinder der zu Nancy getödteten Bürgersoldaten sorgen solle. Daß der General und die regelmässigen Truppen, weil sie so ehrenvoll ihre Pflicht erfüllt haben, Beyfall verdienen. Daß die Kommissarien der Versammlung sich, ohne Verzug, nach Nancy verfügen sollen, um die zu Erhaltung der Ruhe nöthigen Maßregeln zu nehmen, und eine genaue Untersuchung des ganzen Vorfalls anzustellen, damit die Schuldigen, von welchem Grade, Rang

---

a) Man wußte damals zu Paris noch nicht, daß dieser tapfere Offizier schon todt wäre.

und Stande, dieselben auch seyn mögen, bestraft werden können."

Hierauf schrieb Herr de Bouille, am 11. September folgenden Brief an die Nationalversammlung:

„Meine Herren!"

„So schmeichelhaft für mich der Auftrag war, den Sie mir haben geben wollen: so kann ich mich doch nicht enthalten, Ihnen zu sagen, daß ich, in einer so äusserst schwierigen Unternehmung, alle die Liebe zu meinen Pflichten, alle die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit unter die Beschlüsse der Nationalversammlung, und die gänzliche Ergebenheit für den Dienst des Königs und für die Ausübung seiner Befehle vonnöthen hatte, von denen ich mich wirklich durchdrungen fühle. Die Erzählung der Begebenheiten des 31. August, welche der Versammlung ist vorgelegt worden, und welche die traurigen Umstände des Todes der, in der Ausübung der Gesetze umgekommenen Schlachtopfer enthält, hat den Beschluß des 3. Septembers veranlaßt, in welchem ich, eben so gerührt als dankbar, gesehen habe, daß die Nationalversammlung meine Aufführung billigt. Ich habe der Nation, dem Gesetze und dem Könige, geschworen: aus allen meinen Kräften die, von der Nationalversammlung beschlossene Konstitution, zu vertheidigen; und ich werde diesem Eide getreu bleiben. Ich darf nicht befürchten, daß man mit Recht Zweifel über die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen hegen könne; und es ist für mich hinlänglich, innig von dem Bewußtseyn durchdrungen mich zu fühlen, daß alles was ich gethan habe, und künftig thun werde, jederzeit aus

Anhänglichkeit und Gehorsam gegen die Gesetze entspringt.“

„Bouille.“

Dieser Brief wurde von der Versammlung mit grossem Beyfalle aufgenommen.

Am 21. September ward zu Paris eine Messe für die Seelen der zu Nancy umgekommenen Bürgersoldaten gehalten. Das ungeheure Amphitheater auf dem Märzfelde war mit schwarzem Tuche ganz überzogen, und gegen 200,000 Zuschauer sassen auf den Bänken. Das kleinere Amphitheater, welches an die Militärschule angebaut ist, war ebenfalls schwarz überzogen, und mit schwarzen und weissen Bändern geziert. Es sassen auf demselben 24 Abgesandte der Nationalversammlung, der Bürgerrath von Paris, und die Wahlherren des Jahres 1789.

In der Mitte des Märzfeldes waren, auf dem Altar des Vaterlandes, vermittelst in einandergestellten Flinten und Schwerter, kriegerische Trophäen aufgestellt. Der ganze Altar war schwarz überzogen, mit weissen Bändern verbrämt, und rund herum wurden Pappelbäume und Zipressen gepflanzt. Sechzig Priester standen, rund herum, auf den Stufen des Altars. Den Fuß des Altars umgaben hundert Fahnen, alle mit langem schwarzem Flor geziert.

Auf der einen Seite des Altars las man folgende Inschrift:

„Den abgestorbenen Seelen der tapfern Krieger, welche am 31. August zu Nancy gestorben sind, indem sie das Vaterland und das Gesetz vertheidigten.“

Auf der zweyten Seite stand:

„Zittert ihr Feinde des Vaterlandes, sie hinterlassen Euch ihr Beyspiel.“

Auf der dritten Seite:

„Marmor und Erz sind vergänglich: aber ihr Ruhm bleibt ewig, so wie das Reich der Freyheit.“

Auf der vierten Seite las man:

„Hier kamen sie her, um zu schwören, daß sie der Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu seyn wollten.“

Auf den vier Ecken des Altars brannten Trauerfackeln. Rund um den Altar standen Chorknaben, in leinene Kittel gekleidet.

Die Pariser Bürgermiliz und die Bürgermiliz der benachbarten Gegenden nahm den ihr angewiesenen Platz ein, und alle Fahnen derselben umgaben den Altar. Hierauf kündigten vier Kanonenschüsse allen vier Gegenden der Welt an, daß die Feyerlichkeit ihren Anfang nehme. Eine sehr zahlreiche kriegerische Musik spielte Trauergesänge. Nun hielten die Priester eine feyerliche Seelmesse für die Seelen der Abgestorbenen. Hierauf kam Herr la Fayette, zu Fuß, mit den Priestern, von dem Altare nach dem kleinern Amphitheater, auf welchem die Abgesandten der Nationalversammlung sich befanden, und ersuchte diese,

sich mit ihm nach dem Altare zu begeben, und den Gestorbenen die letzte Pflicht zu leisten. Die Abgesandten stiegen die Stufen des Altars hinauf, und sprengten Weihwasser auf das errichtete Denkmal. Dann wurden sie, in feyerlicher Stille, wiederum an ihre Plätze zurück begleitet, und nachher begaben sie sich traurend und betrübt nach Hause.

Zwölftes Buch.

Geschichte der französischen Staatsveränderung von dem bürgerlichen Kriege zu Nancy bis zu den ersten Beschwerden des deutschen Reichs über die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung.

Berathschlagung wegen der Assignate. Schändliche Mittel, deren sich die Demagogen bedienten um den Assignatenplan durchzusetzen. Necker soll ermordet werden, und rettet sich nach St. Ouen. Neckers Abschied. Seine Abreise von Paris. Er wird angehalten. Freude des Volkes über seine Abreise. Berathschlagung wegen Avignon. Veränderung die Wahlherren betreffend. Bürgerrath von Marseille. Die Staats-Inquisition bemächtigt sich der Madame de Persau. Aufruhr zu Angers. Räuber zu Versailles. Versuch die Schweitzergarde zu verführen. Aufruhr zu Soissons; zu Niort. Abgesandte der Lütticher. Aufruhr zu Brest. Unruhen zu St. Domingue. Berathschlagungen über den Bericht des Chatelet, wegen der Greuelthaten des sechsten Oktobers 1789. Gegenrevolution zu Rouen. Einschränkung der Postfreyheit. Aufhebung der Parlamenter. Theaterkrieg. Mißlungene Versuche der Pariser Propaganda in der Schweitz. Berathschlagungen über die Minister. Veränderung der französischen Flagge. Briefwechsel der Minister mit dem Könige. Die Pariser verlangen die Absetzung der Minister. Die Minister legen ihre Stellen nieder und der König wählt andere. Anekdote Herrn Duport betreffend.

Herrn Merlins Rede über die Rechte der deutschen Fürsten im Elsaße. Ausgaben für das Jahr 1791. Berathschlagungen wegen Avignon. Priestereid. Was die Revolution kostet. Zweykampf der Herren de Lameth und de Castries. Debatten in der Versammlung über diesen Vorfall. Anekdote von dem Herzoge von Chartres. Unruhen zu Befort, zu Vareze, zu Perpignan, zu Versailles, in der Pikardie, in Quercy, zu Auxon. Krieg zu Avignon. Grausamkeit an der Gräfin de la Mire ausgeübt. Unruhen zu Uzes, zu Chandilly, zu Aix, auf der Insel Martinique, in Korsika. Rousseaus Wittwe. Traurige Lage der Stadt Paris. Zunehmende Spielsucht. Die königlichen Prinzessinnen wollen abreisen. Herr Bailly widersetzt sich. Antwort des Königs. Mirabeau's undeutliche Rede. Rede des Abbe Mülot. Abreise der Prinzessinnen. Brief des Königs. Herrn Barnaves Vorschlag. Die Prinzessinnen werden gefangen genommen. Herrn Chapeliers Vortrag über die Rechte der königlichen Familie. Briefe der Minister dü Portail und de Lessart an die Versammlung. Brief der königlichen Prinzessinnen. Falsche Gerüchte. Der Pöbel dringt in den Pallast des Grafen von Provenze. Der Pöbel will das königliche Schloß bestürmen. Aufruhr zu Vincennes. Bewaffnete Edelleute in dem königlichen Schlosse. La Fayettes Brief an die Bürgermiliz. Briefe der Herren de Villequier und de Düras an la Fayette. Endliche Abreise der Prinzessinnen aus Frankreich. Krankheit des Königs. Aufhebung der Innungen. Schuldforderung des Herzogs von Orleans. Dem Prinzen Conde wird die Provinz Clermontois abgenommen, und den Polignacs die Baronie Fenestranges. Berathschlagungen über die Pflichten der königlichen Familie; über ein Gesetz gegen die Auswanderungen. Mirabeau in dem Jakobinerklub.

Ce que vous m'apprenez qui s'est passé dernièrement dans votre ville me fâche encore, mais ne me surprend plus. Comment! votre Conseil

souverain se met à rendre des jugements criminels? Les Rois, plus sages que lui, n'en rendent point. Voilà ces pauvres gens prenant à grands pas le train des Athéniens, et courant chercher la même destinée, qu'ils trouveront, hélas! assez tôt, sans tant courir. Mais: Quos vult perdere Jupiter, dementat.

I. J. Rousseau.

Der wichtigste Gegenstand, welcher, nach dem glücklich geendigten bürgerlichen Kriege zu Nancy, die Nationalversammlung beschäftigte, war die Einrichtung der Finanzen. Die 400 Millionen Assignate, welche die Nationalversammlung hatte verfertigen lassen, waren, in dieser kurzen Zeit, schon alle ausgegeben. Es kam also darauf an, neues Geld anzuschaffen, um den dringendsten Bedürfnissen des Staates abzuhelfen. Die Auflagen wurden nicht bezahlt: denn, seit der in Frankreich eingeführten, sogenannten Freyheit, behauptete das Volk: die Freyheit des Staatsbürgers bestünde darinn, daß er gar nichts bezahlen dürfe; und mit Gewalt die Auflagen einzutreiben, dieß hielt die Versammlung nicht für gut.

Am 27. August legte Herr Montesquiou der Versammlung einen Plan zu Bezahlung der ungeheuren Nationalschuld vor. Er gab, im Namen des Finanzausschusses, den Werth der Nationalgüter zu zwey bis drey tausend Millionen an, und verlangte: daß diese Güter verkauft, und mit dem Werthe derselben die Schulden bezahlt werden soll.

ten a). In dieser Rechnung blieb also eine Ungewißheit von tausend Millionen Livres!

Hierauf stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl. Als er aber eben anfangen wollte zu sprechen, da kündigte Herr Dupont, der Präsident, an: daß er so eben einen Brief von Herrn Necker über diesen Gegenstand erhalten hätte, und denselben der Versammlung vorlesen wollte. „Ey!" rief Mirabeau, „seit wann ist ein Mitglied der Versammlung, auf dem Rednerstuhle, durch den Brief eines Ministers unterbrochen worden!" Man klatschte Beyfall. Und nunmehr las Mirabeau eine lange Rede vor, um zu beweisen, daß es nöthig sey, für zweytausend Millionen Livres Assignate zu verfertigen. Seine Rede war weiter nichts als ein Auszug aus einer Schrift, welche der Genfer, Herr Claviere, vor kurzer Zeit hatte drucken lassen.

Die Schrift des Herrn Necker wurde vorgelesen. Der Finanzminister zeigte, ausführlich und deutlich, daß der Plan des Herrn Mirabeau und seiner Freunde, Frankreich gerade zu dem Verderben zuführen würde.

Ungeachtet der vortreflichen Bemerkungen des Herrn Necker vertheidigten die Herren Gouy, Abbe Gouttes, Reubel und Chabroud den Plan des Herrn Mirabeau. Hierauf sagte Herr Brillat de Savarin: „Die 400 Millionen Assignate, welche schon

a) Les domaines nationaux sont estimés, y compris les domaines de la couronne & le rachat des droits féodaux, de deux à trois milliards. Discours de M. de Montesquiou.

vorhanden sind, verhalten sich zu dem zirkulirenden Gelde wie eins zu fünf, und sie verlieren fünf bis sechs pro Zent. Verfertigt Ihr nun Assignate für 2000 Millionen, so wird die Menge des Papiergeldes eben so groß seyn, als die Menge des zirkulirenden wirklichen Geldes, und die Assignate werden dreyßig pro Zent verlieren. Diejenigen, welche keine Gläubiger des Staates sind, werden grossen Verlust leiden, und die Gläubiger werden zu Grunde gerichtet seyn."

Herr le Brun. Sehr ungerne habe ich gesehen, daß man Euch den Plan zur Berathschlagung vorgelegt hat, welcher Euch jetzt beschäftigt. Man sagt Euch: es sey ein grosser, gerechter, heilsamer Plan; es sey das einzige Mittel, gegen die Uebel welche uns drücken. Man ruft Euch zu: Eilt! Eilt! seht ihr nicht den Winter, der da ankömmt! seht ihr nicht die langen Nächte, und alle die Plagen, welche dieselben mitbringen! So erfüllt man Euch mit Schrecken und mit Hoffnung, um Euch hinzureissen. Aber mit solchen Hebeln kann man nicht eine gesetzgebende Versammlung bewegen. Gestern hielt man Lobreden auf diesen Plan; heute debattirt man darüber. Gestern war dieser Plan eine wunderbare Universalmedizin, welche Frankreich retten und seine Wunden heilen sollte. Heute ist derselbe ein gefährliches Gift, welches die Nationalversammlung und die Konstitution tödten wird. Ihr habt eine Schuld von drey bis vier tausend Millionen. Unstreitig würde es rathsam seyn, dieselbe zu bezahlen. Wenn das Mittel, welches man Euch vorschlägt, gerecht ist; wenn es nicht schädliche Folgen hat, so muß man es heute noch ergreifen. Laßt uns sehen! Ihr werft Euern Gläubi-

gern 2000 Millionen Papiergeld hin. Sie haben weder Brod noch Geld: folglich muß Euer Papier sich in Geld und in Brod verwandeln. Wollt Ihr Euere Beamten mit Papier bezahlen? Soll man die Armee mit Papier bezahlen? Soll man mit Papier Linienschiffe ausrüsten und in die See schicken? Ich will nicht einmal von dem Verluste sprechen, welcher dadurch dem Wechsel, den Manufakturen und dem Handel, zuwachsen wird.

Herr Pethion sprach, in einer langen Rede, zu Gunsten der Assignate; eine Rede, welche keine neuen Ideen enthielt, und keine grosse Kenntniß von Finanzsachen verrieth. Er berief sich auf das Beyspiel Englands, da doch die engländischen Banknoten ein Papiergeld von ganz anderer Art sind, als die französischen Assignate: denn sie haben ihren Werth nicht in Gütern, sondern in Geld; und Niemand ist gezwungen dieselben zu nehmen, welches bey den Assignaten der Fall ist. Herr Pethion endigte seine Rede mit einem heftigen, und höchst unanständigen Ausfalle auf den Herrn Necker.

Herr de Landine. Wird der Plan angenommen, so werden alle Schulden in Assignaten bezahlt werden. Jeder Schuldner wird seine Schuld abtragen, jeder Gläubiger wird, in Papier, den Ertrag der Sparsamkeit seiner Voreltern und seiner eigenen Betriebsamkeit erhalten. Folglich wird dieses Papier sich in den Händen der Güterbesitzer, in den Händen der eigentlichen Kinder des Staats, anhäufen. Diese, die schon mit Gütern und mit Auflagen überladen sind, werden nun noch ihre Geldeinkünfte verlieren; die einzigen Einkünfte, durch welche sie die Güter frucht-

bar machen, und die Abgaben bezahlen könnten. Sie werden sich genöthigt sehen, neue Güter zu kaufen, und die Anzahl ihrer nichts einbringenden Felder mit neuen, unfruchtbaren Feldern, zu vermehren. Aus Furcht zu verlieren, werden sie ihre Besitzungen vergrössern, und sich zugleich aller Mittel beraubt sehen, um dieselben einträglich zu machen. Mitten im Besitze vieler Güter werden sie dürftig seyn. Sie werden Ländereyen besitzen, aber keine Arme, um dieselben anzubauen. Sie werden wenig einerndten, und der Staat wird viel von ihnen verlangen. Aber, wenn sie zu Grunde gerichtet sind, so wird der Staat ihren Verlust tragen. Denn der Staat ist nur alsdann reich, wenn seine Mitglieder reich sind; er ist nur blühend, wenn die Glücksgüter gehörig vertheilt sind, wenn der Ackerbau viel einbringt, wenn die Abgaben nicht zu groß sind; mit Einem Worte, nur dann ist der Staat glücklich, wenn er gut verwaltet wird. Werden für 2000 Millionen Assignate verfertigt, so wird die Zirkulation des Geldes im Staate plötzlich verdoppelt. Folglich werden alle Lebensmittel um die Hälfte theurer werden, der Preis der Handarbeit wird doppelt so groß werden, die Manufakturen werden darunter leiden, und der Staat wird zu Grunde gehen. Das Geld wird verschwinden und zu unsern Nachbarn übergehen. Den wahren Reichthum werden wir verlieren, den eingebildeten Reichthum werden wir behalten. Gold wird uns fehlen, aber Papier wird im Ueberflusse vorhanden seyn. Unfruchtbare Güter werden in Menge zu verkaufen seyn, aber kein Thaler wird da seyn, um dieselben fruchtbar zu machen.

Herr de la Blache. Wenn es wahr ist, wie es mir zu seyn scheint, daß die plötzliche Verfertigung von 2000 Millionen Assignaten den Werth aller Lebensmittel erhöhen würde; was wird alsdann aus Eurem Finanzsystem, wenn alle Grundlagen desselben erschüttert sind? Wer kann behaupten, daß alsdann nicht die Armee, welche jetzt 88 Millionen zu unterhalten kostet, 150 Millionen kosten werde? Daß das Seewesen 80 Millionen statt 40 kosten werde? Und was soll aus Euren Beamten, aus Euren Offizieren, aus den Landpriestern, aus der ganzen besoldeten Geistlichkeit werden, wenn alle diese Leute gezwungen sind, Assignate statt Geld für ihren Gehalt anzunehmen, während die Assignate gegen Geld einen Viertheil, einen Drittheil, und vielleicht gar die Hälfte verlieren? Entweder muß man ihren Gehalt erhöhen, oder sie werden Hungers sterben!

Herr de Boislandry. Ich wundre mich sehr darüber, daß Herr Mirabeau jetzt ein so großer Vertheidiger des Papiergeldes ist; Er, der, zu Versailles, so heftig dagegen gesprochen hat. Nicht nur wird die Nation durch die Verfertigung der Assignate nichts gewinnen, sondern dieselbe wird verlieren: denn die nothwendige Folge dieser Assignate wird eine Vermehrung der Auflagen seyn. Wenn die Assignate zehen, funfzehn, zwanzig pro Zent verlieren, so werden die Lieferanten der Regierung diesen Verlust nicht tragen wollen. Sie werden der Regierung um zehen, funfzehn, zwanzig pro Zent theurer verkaufen. Eine solche Erhöhung des Preises, macht, auf die Summe von zwey bis drey hundert Millionen, eine Zunahme der Ausgabe von zwanzig bis dreyßig Millionen; und dieses Defizit muß durch neue Auflagen gedeckt werden. Man hat uns das Bey-

spiel Englands angeführt. Aber England hat kein anderes Papiergeld, als Banknoten, welche auf Sicht zahlbar, folglich eben so gut sind als Geld; und Niemand kann gezwungen werden, diese Noten an Geldesstatt zu nehmen. Der Amerikanische Kongreß schuf auch eine große Menge Papiergeld, dessen Hypothek Ländereyen waren. Aber dieses Papier fiel so tief, daß es jetzt, und schon seit langer Zeit, 95 pro Zent verliert. Eben dieß geschah in Schweden mit dem Papiergelde, dessen Hypothek Ländereyen waren. (Die Bank zu Air in Schottland wurde in kurzer Zeit bankerott, ungeachtet die Güter aller Theilnehmer dieser Bank den Noten derselben zum Pfande dienten.)

Herr Decretot (einer der reichsten Tuchfabrikanten zu Louviers). Wenn eine große Menge Assignate verfertigt wird, so müssen dieselben nothwendig von ihrem ursprünglichen Werthe verlieren. Schon jetzt, da man sich vor dieser Verfertigung fürchtet, ist das Geld seltener geworden, weil es zurückbehalten wird; und die schon vorhandenen Assignate sind, seit einigen Tagen, im Preise gefallen. Schon jetzt wird, wegen dieser Furcht, das Pariserpapier im Auslande mit Verlust verkauft, und der Wechsel steht zu unserem Nachtheile. Schon jetzt sind alle Materialien, welche wir, für unsere Fabriken, aus dem Auslande ziehen, im Preise gestiegen. Die Piaster kosten 5 Livres 7 Sous gegen Geld, und 5 Livres 18 Sous gegen Assignate. Der Bordeaux Wein kostet 200 Livres gegen Geld, und 220 Livres gegen Assignate. Dieses sind Thatsachen, und solche Thatsachen beweisen mehr als die Vernunftschlüsse.

Herr Dupont. Aus der Schrift des Herrn Arnaud

erhellt, daß im Jahr 1720, mitten im Ueberflusse, das Korn im Preise stieg, und daß es nachher plötzlich fiel, als die Illusion von Law's System aufgehört hatte. Auf diese Thatsache stütze ich mich. Mein Gegner, Herr de Montesquiou, hat behauptet, daß dasjenige, was im Jahr 1720 geschehen ist, jetzt nicht geschehen werde, und daß man das damalige Papiergeld mit dem jetzigen nicht vergleichen könne. Aber er irrt sich: denn gerade zu der Zeit, als jenes Papiergeld einen reellen Geldeswerth hatte, stieg das Korn im Preise. Die Erfahrung hat Euch gelehrt, daß Eure Assignate sechs pro Zent verlohren haben, und die allerrichtigste Arithmetik zeigt, daß sie neun bis zehnmal so viel verlieren werden, wenn ihre Masse verzehnfacht wird. Wenn einst der Verlust, den sie leiden werden, alle Rechnungen der Landwirthschaft und der Handlung in Unordnung gebracht haben wird; dann wird der Diskredit, in welchem sie stehen werden, schrecklich seyn. Ihr habt vor Euren Augen ein auffallendes Beyspiel. Vor zehen Jahren gab es in den Amerikanischen Staaten ein Papiergeld, welches, eben so wie dasjenige das man Euch vorschlägt, die Ehre und Rechtschaffenheit der ganzen Republik, nebst ungeheuren Gütern, zur Hypothek hatte; welches, eben so, durch vortreffliche Reden vertheidigt und angepriesen, durch Beschlüsse gestempelt, und auf das Wohl des Staates gegründet war. Was geschah! Ungeachtet dessen, was der Kongreß that; ungeachtet dessen was Franklin und Washington thaten; kostete dennoch ein paar Stiefeln 36,000 Livres in Papiergeld, und ein Nachtessen für vier Personen, dessen Werth 30 Livres war, kostete 150,000 Livres in Papiergelde. Man sagt Euch: Die-

jenigen, welche Assignate haben, werden Nationalgüter kaufen. Niemand kauft. Es giebt nur wenige Bürger des Staats, die im Stande sind Kapitale anzuhäufen. Der Handwerksmann, welcher am Ende der Woche, ein Assignat von sechs Livres erhält, braucht dasselbe, um in der künftigen Woche davon zu leben. Die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauren, die Kaufleute und die Künstler, werden ihre Assignate gegen Silber verkaufen, und dieses erwarten die spekulirenden Kapitalisten. Der Verkauf wird mit 50, vielleicht mit 75 pro Zent, Verlust geschehen. Laßt micht Alles sagen! Der Assignatenplan ist weiter Nichts, als eine Erfindung, um einige kluge Leute in den Besitz der Nationalgüter zu setzen, ohne daß es ihnen einen Heller kostet. Sie verfahren dabey auf folgende Weise. Sie kaufen für eine Million, auf Termin, königliche Papiere, oder Aktien der alten Ostindischen Kompagnie, welche 25 pro Zent verlieren. Diese Effekten tragen sie nach der Nationalkasse, und erhalten dafür eine Million in Assignaten. Nach dem Verfalle des Termins zahlen sie 750,000 Livres, und gewinnen also 250,000 Livres, welche sie in Assignaten behalten. Macht man diese Operationen noch drey mal, so hat man eine Million in Assignaten. Nun kauft man Nationalgüter für eine Million. Und dieses sind alsdann die guten Bürger des Staats, die sich rühmen, für eine ganze Million Nationalgüter gekauft zu haben; da ihnen doch diese Güter keinen Heller kosten. Der Assignatenplan ist nicht in dieser Versammlung entstanden. Es ist ein Plan den Ausländer (der Genfer Claviere) gemacht haben, die gewohnt sind in unseren Fonds zu spielen, die Alles angewandt ha-

ben, um diejenigen von unseren Kollegen irre zu führen, deren Bescheidenheit ihnen nicht erlaubt, eine Meynung für sich zu haben.

Die Rede des Herrn Dupont dauerte drey volle Stunden. Sie enthielt das Beste und das Richtigste, was über die Assignate gesagt worden ist. Er entdeckte das eigentliche Geheimniß Mirabeaus und seiner Freunde, welche sich gerne, ohne Kosten, in den Besitz der geistlichen Güter setzen wollten.

Um den großen Eindruck, welchen diese Rede, eines in Finanzsachen so sehr erfahrnen Mannes, gemacht hatte, zu widerlegen, stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl. Seine Rede war mit vieler Mühe und mit großer Kunst ausgearbeitet. Sie enthielt sehr viele Uebertreibungen, viele leere Deklamationen, und viele demagogische Schmeicheleyen. Er sagte: die Konstitution, die Revolution, die Freyheit sogar, wären verloren, wenn dieselben nicht durch die, von ihm vorgeschlagene, ungeheure Papiermasse, unterstützt würden. Er widerlegte alle, gegen die Assignate vorgebrachten, schwachen Einwürfe, weitläuftig; und der starken Einwürfe erwähnte er nicht. Seine eigenen Widersprüche rechtfertigte er durch neue Widersprüche. Um seine Rede interessant zu machen, brachte er, hin und wieder, lange Tiraden und bittere Sarkasmen gegen die Herren Necker, Dupont, Condorcet, und gegen Andere an, welche dem Assignatenplan entgegen waren. Er sprach drey volle Stunden.

Herr Bergasse Laziroule nannte die Assignate: Wechselbriefe, auf eine unbestimmte Zeit ausgestellt, und in unbeweglichen Gütern zahlbar.

Der Abbe Maury sprach gegen die Assignate, und wiederholte was Herr Dupont schon gesagt hatte.

Herr Barnave sprach lange; zu Gunsten des Assignatenplans.

Eine große Menge Zuschriften, welche, aus verschiedenen Handelsstädten des Königreichs, an die Versammlung gekommen waren, von denen die meisten dringend baten, eine so verderbliche Maßregel, welche Handlung und Manufakturen unfehlbar zu Grunde richten würde, nicht anzunehmen, sollte vorgelesen werden. Aber Mirabeau widersetzte sich heftig; und die Zuschriften und Bittschriften wurden nicht gelesen.

Mirabeau hatte sich, seit der Zeit da er Mitglied der Nationalversammlung war, niemals so viele Mühe gegeben, um einen Plan durchzusetzen, als er sich um den Assignatenplan gab; um diesen Plan, welcher ihm und seinen Freunden, auf Kosten der betrogenen Nation, ungeheure Reichthümer verschaffen sollte. Er ließ Geld, in großer Menge, unter den Pariser Pöbel austheilen, um diesen aufzuwiegeln. Man bediente sich aller der Mittel, deren man sich schon vormals bedient hatte, als von dem Veto die Rede gewesen war. Proskriptionslisten wurden ausgetheilt; die rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung, welche gegen die Assignate votirten, wurden als Aristokraten verschrien und ihnen wurde mit Ermordung gedroht. An dem Tage, als Herr Dupont seine vortreffliche Rede gegen den Assignatenplan, in der Versammlung gehalten, und die Ränke der Demagogen aufgedeckt hatte, wurde er als er die Versammlung verließ, von dem Pöbel angefallen. Man rief ihm zu: „Habt Ihr gegen die Assig-

nate gesprochen?“ — „Allerdings!“ gab er zur Antwort, „Ihr wißt nicht was Ihr verlangt. Wenn man Assignate verfertigte, so müßtet Ihr das Brod um doppelten Preis bezahlen.“ Sogleich fielen einige bestellte Kerle über ihn her, und wollten ihn in das große Bassin der Thuillerien werfen, um ihn, wie sie sich ausdrückten, kalt baden zu lassen. Die Bürgermiliz kam dazu, und befreyte ihn aus den Händen seiner Mörder.

Herr Dupont ließ sich, durch diesen Vorfall, nicht, wie Mirabeau gehoft hatte, in Schrecken bringen. Sondern er trat, am 7. September, in der Versammlung auf, und entdeckte den ganzen schändlichen Plan. „Ich habe Euch,“ sagte er, „Thatsachen zu erzählen, denen Ihr, aus Liebe für die Konstitution, und aus Eifer dieselbe bald zu endigen, Eure ganze Aufmerksamkeit schenken müßt. Ich hätte diese Thatsachen Eurer Klugheit und Eurer Gerechtigkeit schon lange angezeigt, wenn ich es nicht für Pflicht gehalten hätte, ihre Verbindung zu untersuchen, damit ich desto zuverlässiger von den Mitteln sprechen könnte, durch welche sie hervor gebracht werden. Ihr wißt, wie viele Mühe sich die Feinde der, von Euch beschlossenen, und von dem Könige genehmigten Konstitution, geben, um derselben zu schaden. Diese Feinde sind: theils solche, die den vorigen Zustand des Reichs zurückwünschen; theils solche, welche, bey der jetzt herrschenden Anarchie, sich eine sträfliche Gewalt angemaßt haben; oder es sind auch, zum Theil, Agenten auswärtiger Mächte, welche, bey dem gegenwärtigen politischen Zustande von Europa, Eure Augen auf einen andern Gegenstand zu lenken, und Eure Kräfte, durch innerliche Unruhen, zu verringern suchen. Voller Verzweiflung über die

schnelle Herstellung der Ruhe zu Nancy, bleibt ihnen nichts mehr übrig, als Unruhen in Paris selbst zu erregen. Sie haben eine Armee von Räubern und Mördern, welche unter ihrem Befehle steht; welche sie von einem Theile des Königreiches nach dem andern schicken; von welcher sie ein Detaschement zu Nancy hielten; und von welcher ein anderes Detaschement zu Paris befindlich ist. Diese Armeen geben sie, mit unerhörter Frechheit, für das Französische Volk aus, ungeachtet sich unter derselben nur sehr wenige Frankreicher befinden, und ungeachtet dieselbe nur ein zusammengerafftes Gesindel, von Menschen ohne Heimath und ohne Vaterland ist, von denen die meisten dem Arme der Gerechtigkeit entlaufen sind. Mit diesen Leuten haben sie sich unterstanden, in Gegenwart des wirklichen, und mit Recht darüber aufgebrachten Französischen Volkes, am vorigen Donnerstag (am 2. September) durch ein schreckliches Mordgeschrey Eure Berathschlagungen zu stören; durch ein Mordgeschrey, welches, mit großem Geheule, unter Euren eigenen Fenstern, und mit einer Kriegserklärung gegen Euch selbst, vorgebracht worden ist. Man hat, durch ein Modell der Bastille, welches in der Stadt herumgetragen, und alsdann hieher gebracht wurde, eine große Menge Volks versammelt; man hat unter dieses Volk ungefähr vierzig, theils wirkliche, theils vorgebliche Enthusiasten, die das Schreyen recht verstehen, vertheilt; und außer diesen noch vier bis fünf hundert besoldete Kerle. Man hat ihnen die Parole gegeben: „Bist Du sicher?“ und die Antwort „Ein sicherer Mann.“ Man hat Geld in Menge ausgetheilt, um durch Geld noch Andere in Verbindung zu ziehen. Viele Zeugen haben, bey der Bürger-

miliz, und auf dem Rathhause, ausgesagt: daß man ihnen zwölf Livres angeboten hätte, wenn sie mit schreyen wollten, und daß man Ihnen diese zwölf Livres in der Hand gelassen hätte. Man hat öffentlich angekündigt: dieser Lärm soll noch eine Zeit lang fortdauern; es würde alle Tage Etwas vorfallen: und in der That hat man auch jeden Tag das Mordgeschrey gehört. Man hat öffentlich angekündigt: am 10. September, an demjenigen Tage, an welchem Ihr über die Assignate zu beschließen Euch vorgenommen habt, solle der Hauptsturm ausbrechen. Diese Ankündigungen, welche unbesonnen scheinen möchten, sind die feinste Kriegslist, in diesem schändlichen Kriege. Zufolge solcher Ankündigungen, die man weit umher verbreitet: daß nemlich, an einem gewissen, bestimmten Tage, große Unordnungen vorfallen würden; daß Mordthaten geschehen würden; daß es viel zu plündern geben werde; und daß vorher, unter die subalternen Anführer, unter die sicheren Männer, Geld werde ausgetheilt werden: zufolge solcher Ankündigungen, kommen die Räuber auf dreyßig bis vierzig Stunden weit her; und eine kleine Anzahl von Menschen verschafft sich, auf diese Weise, eine zahlreiche und fürchterliche Armee von Verbrechern, ohne daß es ihnen so viel Geld kostet, als wenn sie dieselben beständig in Solde halten müßten. Und diese Kerle kommen an dem bestimmten Tage an, ohne eine andere Bezahlung, als die Hoffnung einen guten Fang zu thun. Die klugen Leute, welche solche Plane anlegen, haben, gerade so wie die Nation selbst, eine kleine regelmäßige Armee, welche bezahlt wird und nicht viel kostet, und zahlreiche Hülfstruppen, über das ganze Königreich zerstreut, welche kein Geld kosten, und

welche,

welche, im Falle der Noth, sogleich bey der Hand sind. Trommelschläger und Trompeter, um diese Armee zu versammeln, sind: theils ausgestreute Proskriptionslisten; theils die Ankündigung, daß, an einem bestimmten Tage, ein großer Aufruhr seyn werde. Ihr werdet Euch selbst erinnern, meine Herren, daß keine einzige große Volksbewegung vorgefallen ist, welche nicht einige Tage wäre vorher gesagt worden: und ohne die Vorhersagung würde dieselbe niemals erfolgt seyn."

Solcher Mittel bediente sich Mirabeau, um seinen Assignatenplan, welcher ihn, der voller Schulden war, auf einmal zum reichen Manne machen sollte, durchzusetzen. Die Versammlung nahm indessen den Plan nicht in seinem ganzen Umfange an, sondern sie beschloß: statt der vorgeschlagenen 2000 Millionen Assignate, nur 800 Millionen verfertigen zu lassen.

Sollte der Assignatenplan gelingen, so mußte nothwendig Herr Necker entfernt werden: denn dieser kannte das Geheimniß, und er würde alle Plane vereitelt haben. Mirabeau beschloß daher, den Herrn Necker ermorden zu lassen. Die Meuchelmörder waren schon bestellt, und die Gassenhauer waren schon verfertigt, welche gesungen werden sollten, wenn der Kopf des Herrn Necker in den Straßen von Paris würde herum getragen werden. Die Nacht zwischen dem zweyten und dem dritten September war zu der Ausführung bestimmt. Aber Herr la Fayette erhielt Nachricht von diesem schrecklichen Vorhaben Mirabeaus. Am zweyten September sandte Herr la Fayette einen seiner Adjutanten an den Herrn Necker, um demselben wissen zu lassen, in welcher Gefahr er sich befinde, und um ihn dringend

zu bitten, daß er sein Haus sogleich verlassen möge. Herr Necker ließ anspannen, und fuhr nach seinem Landhause zu St. Ouen, in der Nähe von Paris. Als er ankam war es Nacht, und alle Einwohner des Dorfes schliefen schon. Sie erwachten, als sie das Gerassel einer Kutsche hörten, und kamen aus ihren Häusern heraus. Herr Necker erschrack, er fürchtete das Schicksal eines Foulon, und hielt es für nöthig, sich zu verstecken. Er verließ, in der Finsterniß, allein und zu Fuße, sein Landhaus, und irrte, bis am Morgen, in dem kleinen Thale zu Montmorency herum a). Dann kam er nach Paris zurück, und schrieb an die Versammlung folgenden Brief:

„Meine Herren."

„Durch ununterbrochene Geschäfte, durch Kummer und durch Unruhe, ist meine Gesundheit, schon seit einiger Zeit, sehr geschwächt worden. Indessen habe ich es doch von einem Tage zum andern aufgeschoben, nach dem Brunnen zu reisen, welches man mir dringend angerathen hatte. Ich that was mein Eifer und meine Ergebenheit von mir verlangten, und fieng an, mich mit einer außerordentlichen Arbeit zu beschäftigen, welche mir von der Nationalversammlung aufgetragen worden war. Aber ein neuer Anfall derjenigen Krankheit, die mich diesen Winter schon in so große Gefahr gesetzt hat, und die qualvolle Unruhe einer eben so tugendhaften als geliebten Frau, haben

---

a) Une insurrection m'obligea de sortir de ma maison, & fut la dernière goutte du calice amèr, dont on m'abbreuvoit depuis si long-tems. Necker sur son administration. p. 450.

in mir den Entschluß erregt, es nicht länger anstehen zu lassen, meiner Bestimmung zu folgen. Ich darf Ihnen nicht vorenthalten, daß es meine Absicht ist, indem ich mich von den Geschäften zurückziehe, den Zufluchtsort wiederum zu suchen, welchen ich verlassen habe, um Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich biete Ihnen an, meine Herren, und ich lasse Ihnen, als Kaution meiner Verwaltung: mein Haus zu Paris, mein Landhaus, und meine, in dem königlichen Schatze liegenden, Kapitalien. Diese bestehen schon seit langer Zeit, aus 2,400,000 Livres. Ich verlange davon nicht mehr als 400,000 Livres mitzunehmen, welche ich, bey meiner Abreise von Paris, nothwendig brauche, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Das Uebrige lasse ich, ohne Furcht, unter dem Schutze der Nation. Es liegt mir sogar daran, auf diese Weise ein Depositum zurückzulassen, welches mir für mich sehr ehrenvoll zu seyn scheint, weil ich es zu Anfange des letzten Krieges übergab, und weil ich, aus Achtung für das beständige Bedürfniß des königlichen Schatzes, dasselbe, auch mitten unter den allerbeunruhigsten Umständen, und in der langen Zwischenzeit, in welcher andere die Verwaltung der Geschäfte hatten, nicht habe zurücknehmen wollen. Die Feindschaft und die Ungerechtigkeit, welche ich erfahren mußte, haben mich auf den Gedanken gebracht, diese Kaution anzubieten. Aber, wenn ich diesen Gedanken mit meiner Aufführung in der Verwaltung der Finanzen zusammenhalte, so ist es mir wohl erlaubt, denselben unter die übrigen Sonderbarkeiten meines Lebens zu rechnen. Ich bin u. s. w.

„Necker.“

„N. S.“

„Das was ich jetzt leide, erlaubt mir nicht, in diesem, in Eile geschriebenen Briefe, die verschiedenen Empfindungen auszudrücken, welche ich die Absicht hatte demselben beyzufügen.“

Welch ein Brief! Herr Necker, der die Stellvertretter der französischen Nation mit den Besorgnissen seiner lieben Frau unterhält! Der Finanzminister Frankreichs, der die ungeheuren Einkünfte dieses großen Reichs verwaltet hat, und nun zwey Millionen als Kaution zurück läßt, während Tausende von Millionen durch seine Hände gegangen sind! Der Finanzminister, der sich stellt, als ob Er, mit seinen zwey Millionen, den Staat vom Verderben und vom Umsturze gerettet habe! In der That man muß die ungeheure Eitelkeit dieses Mannes bedauren, der da vom Bankier zum Minister befördert wurde, und als Minister noch immerdar Bankier blieb!

Während der Ablesung dieses Briefes brach ein großer Theil der Versammlung in ein lautes Gelächter aus. Die rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung wurden über diesen unanständigen Ausbruch einer unzeitigen Freude höchst unwillig. „Man wisse nicht,“ sagten sie, „ob man mehr über die unanständige Einfalt des Herrn Necker aufgebracht seyn solle, welcher, in seinem Abschiedsbriefe an die Nationalversammlung, von seiner Frau und von seiner häuslichen Unruhe spreche, oder über das empörende und grausame Gelächter, mit welchem eben diese Versammlung die letzten Klagelieder eines weinenden und jammernden Ministers jetzt aufnehme.“

Die Ursache dieser großen Freude der Demagogen

blieb indessen nicht lange verborgen. Der Brief des Herrn Necker war kaum vorgelesen, als schon Herr de Biauzat aufstand, und vorschlug: die Versammlung solle die Verwaltung des königlichen Schatzes selbst übernehmen. Niemand widersetzte sich: und so hatte dann endlich die Versammlung, was dieselbe schon lange gewünscht hatte, das Geld der Nation in ihren Händen!

Herr Necker blieb noch acht Tage zu Paris, in der Hoffnung, daß ihn die Versammlung nicht werde reisen lassen a). Endlich reiste er am 8. September, heimlich von Paris ab. Ruhig sollte er nicht reisen. Mirabeau ließ, durch den Jakobinerklub, an die verbrüderten Klubs schreiben, daß sie Herrn Necker aufhalten möchten. Dieß geschah zu Arcy sur Aube. Herr Necker wurde daselbst von dem Bürgerrathe der Stadt angehalten, und von der Bürgermiliz bewacht b). Er schrieb an den Präsidenten der Nationalversammlung wie folgt:

„Mein Herr."

„Ich habe die Ehre, Ihnen, in einem Gasthofe zu Arcy sur Aube, zu schreiben, wo die Bürgermiliz mich und die Madame Necker anhält, bis die Nationalversammlung befehlen wird, daß man mich meine

---

a) Je reste oncore huit jours à Paris ..... Je ne sais si j'eus un moment la foiblesse d'attendre, de quelque part, un sentiment de justice ou de bonté. Necker sur son administration. p. 451.

b) On nous contuit, Mde. Necker et moi, au milieu d'une haie du fusiliers, à une auberge, qu'on nous assigne, & où .... l'on nous interdit toute communication avec personne. Necker ibid. p. 452.

Reise fortsetzen lasse. Die Versammlung mag, ohne daß ich dieselbe darauf aufmerksam mache, sich vorstellen, was ich hiebey empfinden muß. Ich habe, ohne alle Belohnung, und mit der völligsten Ergebenheit, dem Staate gedient; und ich darf versichern, daß, während meines Ministeriums, jeder Augenblick dazu angewandt worden ist, nach meinen Kräften, und nach meinen Einsichten, Gutes zu thun. Ich ersuche die Versammlung, nicht zu erlauben, daß, am Ende aller meiner Bemühungen, ich nicht einmal derjenigen Freyheit genießen könne, welche die Gesetze allen Bürgern des Staates zusichern. Ich habe die Ehre, u. s. w.

Necker."

Die Versammlung beschloß: daß der Präsident dem Herrn Necker einen äußerst trocknen Brief schreiben und ihm erlauben solle, seine Reise fortzusetzen a).

Herr Necker reiste weiter. Aber zu Vesoul, wo ihn die Einwohner, ein Jahr vorher, bey seiner Rückreise aus der Schweiz nach Frankreich, beynahe vergöttert hatten, rottete sich der Pöbel zusammen, und es wurde

a) On a peur cependant, que le Président, homme de bien, n'adopte dans sa réponse un style qui ressemble à celui de la reconnoissance. Et comme un ou deux députés, dans un moment de hardiesse, ont prononcé le mot de rémerciment de mes services, on exige du Président, qu'il communique sa lettre avant de la faire partir, et il est obligé, peut-être contre son sentiment particulier, de se tenir dans les termes de rigueur, qui lui sont imposés. Neker sur son administration. p. 453.

vorgeschlagen, ihn aufzuhängen. Der Bürgerrath der Stadt rettete ihn, und sorgte dafür, daß er, ohne weitere Schwierigkeiten, seine Reise fortsetzen konnte.

Zu Paris war über diese Abreise des Herrn Necker eine allgemeine Freude. Ein unbegreiflicher Haß und eine ungerechte Verachtung gegen diesen Exminister zeigte sich unter allen Ständen. Auf dem Rathhause wurde, unter das Brustbild, welches ihm die Stadt Paris, ein Jahr vorher, aus Dankbarkeit, auf dem Rathhause hatte setzen lassen a), folgende Unterschrift, nach seiner Abreise, befestigt: Populus me sibilat, sed ipse mihi plaudo domi, dum video nummos in arca.

Diejenigen Männer, welche, von einem unbesonnenen Ehrgeize angetrieben, ohne die Welt zu kennen, es für das höchste Glück halten, in derselben eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, mögen aus dem Beyspiele des Herrn Necker lernen, wie verächtlich, wie unwürdig eines Weisen, der Beyfall des Pöbels ist. Noch waren nicht funfzehn Monate verflossen, als Herr Necker, mit schwärmerischer Abgötterey, angebetet wurde; als der Tag seiner Abreise ein Tag der Trauer und des Schreckens war; als man sein Brustbild, wie das Palladium der Freyheit, in den Straßen herum trug; als er in die Stadt Paris einen Triumpheinzug hielt; als der Pöbel die Pferde von seinem Wagen spannte, und ihn selbst zog; als Straßen, Plätze, und öffentliche Gebäude, um seinetwillen erleuchtet waren; als die Luft vom Jubelgeschrey und vom Vivatrufen ertönte; als es ein Verbrechen war, ihn nicht anzubeten; als Jeder-

a) Man sehe Band. 2. S. 170.

mann sagte: Er allein sey der Retter Frankreichs; als jeder Zweifel an Herrn Neckers Rechtschaffenheit und an Herrn Neckers Allwissenheit, den Mann, welcher solche Zweifel hegte, des Aristokratismus verdächtig, und folglich des Todes schuldig machte; als ganz Paris vor Neckern auf die Knice fiel: als der König seine Krone verlor, weil er kein Zutrauen mehr in Herrn Necker hatte; als ihn die Stellvertreter der Nation mit Schmeicheleyen und mit Lobeserhebungen überhäuften; als man Ludwig dem Sechzehnten sagte: sein Volk habe ihn erobert; und Herrn Necker: Er habe das französische Volk und den König erobert. Zu der Zeit, als alles dieses geschah, war Necker auf dem Gipfel seines Glückes. — Aber welch ein Fall! — und dieser Fall fieng noch an demselben Tage an, an welchem sein Glück am größten war. — Im Monate September 1790, ein Jahr nachher, wurde Necker, von denselben Menschen, die ihn angebetet hatten, verspottet und verlacht; man plagte ihn; man quälte ihn; man widersprach ihm; jeden Tag war er neuen Anfällen ausgesetzt; auf die bitterste Weise warf man ihm seine Fehler vor, und gedachte nicht mit Einem Worte des Guten, das er gethan hatte; in den schändlichsten Pasquillen ward er, vor der ganzen Nation, gelästert, und an den Pranger gestellt; alle seine Freunde verließen ihn, und seine Vertrauten wurden seine ärgsten und bittersten Feinde; er ward gezwungen sich, mit Lebensgefahr, aus derjenigen Stadt zu entfernen, deren Abgott er gewesen war a); eben das Volk, welches ihn einen Retter des

a) A son retour à Paris on avoit mis au-dessus de la porte de son hôtel cette inscription: Au

Staats genannt hatte, verlangte, schäumend und tobend, seinen Kopf; auf seiner Rückreise ward er, von denselben Menschen, die ihn, auf seiner Herreise, vergöttert hatten, als ein Verbrecher angehalten und bewacht; und die Nationalversammlung, welche ihn mit entzückender Freude aufgenommen hatte, spottete und lachte nunmehr, wenn er klagte, daß er, in ihrem Dienste, seine Gesundheit aufgeopfert, und sein Leben verkürzt habe. Wahrlich! die Gunst des Volkes, der Beyfall des grossen Publikums, ist ein leerer Hauch; nicht werth, daß sich der Weise, der nur den Beyfall seines eigenen Herzens und einiger Edlen sucht, und, wenn er diesen erhält, der ganzen Welt trotzt, darum bewerbe! Der wahre Ruhm, derjenige Ruhm welcher des Weisen würdig ist, ist ein Ruhm von einer ganz andern Art. Es ist der Beyfall einiger wenigen Auserwählten. Nach diesem strebt er; und wenn er ihn erhält, dann läßt er gerne dem grossen Haufen, dem Pöbel, seine selbstgemachten Götter; überzeugt, aus Erfahrung, daß das Reich derselben nur kurze Zeit dauren werde. Als der Pabst Alexander der Sechste Krieg führte, nahm er eine kleine Stadt ein. Er hielt an dem Einen Thore seinen siegreichen Einzug, und durch das andere, entgegengesetzte Thor,

---

Ministre adoré. Avant son départ une multitude furieuse vint l'enlever à ses yeux; et ce Ministre, qui un an auparavant jouissoit dans tout le royaume d'une puissance, que les Rois même auroient enviée, fut obligé d'appeller la force publique pour garantir sa personne des violences dont on le menaçoit. Histoire de la révolution. T. 6. p. 1778.

zog die Armee seiner Feinde, der Ursini, heraus. Als er auf dem Marktplatze ankam, fand er die Einwohner beschäftigt, einen Strohmann mit der dreyfachen Krone, welcher Ihn selbst vorstellen sollte, von einem aufgerichteten Galgen abzunehmen, und, nahe dabey, sah er, daß Andere die Bildsäule eines Ursini umwarfen, um seine eigene auf das Fußgestelle derselben zu setzen. Alexander lachte, und sagte zu Cäsar Borgia, seinem Sohne: „Da siehst du, lieber Sohn, wie gering der Unterschied zwischen dem Galgen und einer Ehrensäule ist!" (Vides, mi fili, quam leve discrimen patibulum inter et statuam). Eine wichtige Lehre, für Alle Diejenigen, welche die Gunst des Pöbels suchen!

Am 27. August berathschlagte sich die Versammlung über die Frage: ob die Bitte der Einwohner von Avignon, welche sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und mit Frankreich zu vereinigen wünschten, angenommen werden solle, oder nicht? Herr Tronchet las, über diesen Gegenstand, einen langen und vortreflich abgefaßten Bericht vor, in welchem er die Versammlung zu den wahren Grundsätzen, nach denen sie urtheilen müsse, zurückzuführen suchte. „Man hat behauptet," sagte er, „daß alle Gewalt von der Nation herkomme; daß das Volk zu Avignon sich seines natürlichen Rechts bedient habe, als es sich für frey, für souverain, und für unabhängig erklärte. Nachher habe es sich, sagt man, mit Frankreich vereinigen wollen, und diese Vereinigung sey der allgemeine Wille des Volks gewesen; folglich

habe Avignon ein Recht zu erwarten, daß Frankreich diese Vereinigung annehme. Dieser Vernunftschluß läßt einige, sehr gegründete, Zweifel zu. Die Abgesandten von Avignon geben vor: sie seyen die Ueberbringer des allgemeinen Willens der Einwohner. Aber auf welche Weise hat sich dieser allgemeine Wille zu erkennen gegeben? — Durch die einstimmige Berathschlagung aller Distrikte der Stadt. — Aber die Berathschlagungen der Distrikte sind fehlerhaft in der Form; denn ausserdem, daß sie nicht sagen, alle Stimmen seyen für die Vereinigung gewesen, so erwähnen sie nicht einmal der Anzahl der Stimmenden. Und bey welcher Gelegenheit sind diese Stimmen eingesammelt worden? Die Bürgermiliz war unter sich selbst im Kriege, und in allen Strassen standen aufgerichtete Galgen. Mitten im Lärm, als Ströme von Blut flossen, unter den Galgen, und über den Leichnamen, der, ihrer Wuth aufgeopferten Schlachtopfer, versammeln sich die Distrikte, wählen unter sich Abgesandte, und senden Euch dieselben her. Unstreitig ist es weder der Würde, noch der Rechtschaffenheit der französischen Nation gemäß, eine Bitte zu gewähren, welche durch solche Greuelthaten erzwungen worden ist. Ungeachtet des Grundsatzes, den Ihr angenommen habt, daß nemlich die Oberherrschaft in dem Volke ruhe, könnet ihr dennoch die Vereinigung Avignons mit Frankreich nicht annehmen: denn diese Vereinigung ist nicht der bekannte und deutliche Wille des grössern Theils des Volkes. Und wäre es auch der deutliche Wille des grössern Theils, so ist doch dieser Wille, durch entsetzliche Greuel und Mordthaten, erzwungen worden, und es ist demzufolge kein

freyer Wille. Ferner macht der Bischof zu Rom doch wenigstens einen Theil der Regierung zu Avignon aus, und folglich kann Avignon sich nicht mit Frankreich vereinigen, wenn Er nicht einwilligt. Ihr habt beschlossen, daß Ihr allen Eroberungen entsagtet. Ihr habt versprochen, fremde Besitzungen nicht anzugreifen, und auch die Euerigen nicht angreifen zu lassen. Würdet Ihr nun nicht diesem Beschlusse offenbar entgegen handeln, wenn Ihr die Bitte der Avignoner annähmet? Wollt Ihr etwa sagen: in Euerm Beschlusse hättet Ihr nur solche Eroberungen verstanden, welche durch Gewalt der Waffen gemacht werden; auf diese hättet Ihr Verzicht gethan: aber hier sey keine Rede von Gewalt der Waffen, oder von Krieg. Nein! meine Herren, auf diese Weise wollen wir nicht sprechen! Dieses System, welches eine Eroberung durch Waffen, von einer Eroberung durch Ueberredung unterscheiden wollte, würde ein sehr gefährliches System seyn. Es würde uns selbst gefährlich werden. Denn, unter dem Vorwande der Oberherrschaft des Volkes, könnten sich auch unsere Provinzen losreissen, und sich an andere Mächte übergeben. Mit Einem Worte, meine Herren, Ihr habt ganz und gar kein Recht, Euch in den Streit zwischen dem Volke zu Avignon und der Regierung zu mischen."

Herr Malouet hielt eine lange Rede. Er wiederholte alle die Gründe, welche Herr Tronchet schon vorgebracht hatte, und behauptete: daß sich Frankreich, ohne die schreyendste Ungerechtigkeit, der Grafschaft Avignon nicht bemächtigen könne.

Ganz anderer Meynung war Herr Bouche, einer der vorzüglichsten Urheber der Unruhen zu Avignon.

Wenn Avignon mit Frankreich nicht vereinigt würde, meynte er, so würde es immer ein Gegenrevolutionsnest bleiben; und die vielen Mönche daselbst, und die grosse Menge von Aristokraten wären gefährlich. Aus diesen Gründen hielt Herr Bouche dafür: daß Frankreich wohl thun werde, wenn es sich der Grafschaft Avignon ohne Aufschub bemächtige.

Herr de Clermont Tonnerre. Wenn man Herrn Bouche raisonniren hört, so glaubt man, man befinde sich in dem Staatsrathe Ludwigs des Vierzehnten. Er ist ungehalten darüber, daß ein, dem Pabste zugehöriges Ländchen, mitten in Frankreich liegen solle. Aber, meine Herren, dieses Ländchen wird in Frankreich das seyn, was die Strohhütte des Armen in dem Parke eines grossen Königs ist: ein Denkmal der Gerechtigkeit, durch welche dieselbe beschützt wird.

Die Versammlung entschied Nichts, sondern schob die fernere Berathschlagung, bis zu einer unbestimmten Zeit, auf.

Anfänglich war die neue französische Konstitution eine ganz uneingeschränkte Demokratie. Alle Wahlen wurden dem versammelten Volke überlassen; alle öffentlichen Stellen sollte das Volk, durch freye Wahl, besetzen. Man gab vor, solche Volksversammlungen wären Versammlungen von freyen und unbestechlichen Patrioten, die nicht irren könnten, und jederzeit den Würdigsten wählen würden. Aber die Erfahrung lehrte bald die Gesetzgeber Frankreichs, was dieselben aus der Geschichte schon lange hätten wissen können:

daß der Pöbel jederzeit aus Leidenschaft, und niemals aus Vernunft handelt. Die Nationalversammlung nahm daher, am 7. September, den schönklingenden aber unwahren Grundsatz, auf welchen sie ihre ersten Gesetze gegründet hatte, zurück, und beschloß: daß die, von dem Volke einmal gewählten Wahlherren, ihre Stellen zwey Jahre lang behalten, und, während dieser Zeit, alle öffentlichen Aemter, ohne Mitwirkung des Volkes, zu besetzen die Macht haben sollten. Also erhielten nunmehr die Wahlherren die ungeheure Gewalt: Gesetzgeber, Stellvertreter der Nation, Verwalter öffentlicher Einkünfte, Richter, Geistliche und Bürgerräthe, nach Gutdünken zu wählen; und das Volk war, so wie es unter der vorigen Regierung war, von aller Mitwirkung zu diesen Wahlen ausgeschlossen.

Am 9. September machte der Kriegsminister der Versammlung bekannt, daß er dem Regimente Vexin Befehl gegeben habe, seine Besatzung zu verändern, und nach Antibes zu marschiren; daß aber der Bürgerrath von Marseille, zufolge seiner selbst angemaßten Oberherrschaft, für gut befunden habe, zu befehlen, daß das Regiment nicht marschiren solle. Die Versammlung befahl dem Bürgerrathe zu Marseille: er solle der Ausübung der Befehle des Kriegsministers keine Hindernisse entgegensetzen.

Kaum war diese Sache abgethan, als, im Namen der Staatsinquisition, Herr Voidel auf den Redner-

stuhl trat, und (mit dem Tone des Cicero, als derselbe die Verschwörung des Katilina entdeckte) folgendermassen sprach: „Der Untersuchungsausschuß, immer seiner Pflicht getreu, und schuldig dem Vaterlande von der Anwendung seiner Zeit Rechenschaft abzulegen, hat die ganze Nacht schlaflos zugebracht, und sich mit einer äusserst wichtigen Sache beschäftigt." Die tiefste Stille herrschte in der Versammlung, in Erwartung der Dinge die da kommen würden — und da erfuhr man folgendes:

Eine Wäscherin, Namens Cus, holt unreine Wäsche bey der Madame de Persan ab. In einer Tasche findet sie einen Brief. Sie zeigt den gefundenen Brief ihrem Manne. Dieser kann nicht lesen. Er bringt den Brief nicht der Eigenthümerin zurück, sondern er behält denselben drey Wochen lang bey sich. Dann zeigt er ihn einer Gewürzkrämerin, Namens Houde. Diese Frau läßt sich den Brief geben, und zeigt denselben einer ihrer Freundinnen, Namens Arnoult. Diese bringt den Brief nach ihrem Distrikte; und der Präsident des Distrikts übersendet denselben der Staatsinquisition. Dieser wichtige Brief lautet wie folgt: „Es ist mir unmöglich, Frau Gräfin, Ihnen Alles zu schreiben, was ich Ihnen zu sagen habe; aber was ich Ihnen geschrieben habe, ist verständlich genug, um keiner weitern Erklärung zu bedürfen. Je weiter wir kommen, um desto mehr rücken wir der Entwicklung näher. Die Mine wird täglich mehr geladen, und ich bin im Stande Ihnen Nachricht zu geben, wenn dieselbe angesteckt wird. Die Folgen des Zerplatzens derselben werden sich weit umher verbreiten. Sorgen Sie dafür, daß Sie von den herumspringenden Stücken nicht getrof-

sen werden. Sie haben die Güte gehabt, mich als Ihren Freund anzusehen, und jetzt erfülle ich meine Pflicht, indem ich Sie warne, auf Ihrer Huth zu seyn. Ihr Papa wird Ihnen mehr sagen. Ich bin."

„Der Graf Heinrich."

Sobald die Staatsinquisition diesen Brief erhielt, wollte dieselbe vor allen Dingen wissen, wer dieser Graf Heinrich sey. Sie sandte daher einen ihrer Spione zu dem Bedienten der Madame de Persan, um denselben zu fragen: wo der Graf Heinrich wohne? Der Bediente gab zur Antwort: er wisse es nicht. Hierauf wurde der Spion zu der Madame de Persan selbst gesandt, um ihr dieselbe Frage vorzulegen. Sie sagte: der Graf befinde sich nicht zu Paris. Nun sendet die Inquisition zwey ihrer Mitglieder, mit einer zahlreichen Wache von Bürgersoldaten, in der Nacht um zwey Uhr, nach dem Hause der Madame de Persan. Man dringt in ihr Zimmer; man reißt sie aus dem Bette; man schleppt sie nach dem Rathhause und verhört sie. Zugleich bemächtigt man sich aller ihrer Papiere. In den Papieren wird nichts verdächtiges gefunden, und sie erklärt: der Brief komme von dem Grafen Heinrich de Cordon, einem Savoyarden, welcher sich aber jetzt zu Lyon aufhalte. Wahrscheinlich habe er geglaubt, daß Truppen aus Savoyen nach Frankreich marschiren würden, um eine Gegenrevolution zu bewirken, und er habe ihr davon Nachricht geben wollen, damit sie sich in Sicherheit setze.

Ueber diese Erzählung entstanden in der Versammlung lange und heftige Debatten. Die Vorsicht der Staatsinquisition wurde sehr gelobt, und das ganze Verfahren ward gebilligt. Herr Despremenil zeigte, mit grosser Beredtsamkeit, den fürchterlichen Mißbrauch,

welchen

welchen die Staatsinquisition von der ihr anvertrauten Gewalt zu machen anfange, da sie sich erlaube, ohne Rücksicht auf Rang oder Geschlecht, Bürger des Staates, die nicht einmal angeklagt wären, des Nachts aus ihren Betten zu reissen, und vor Gericht zu schleppen. „Worin," sagte er, „besteht das Verbrechen der Madame de Persan? Sie hat einen Brief bekommen. — Aber konnte sie verhindern, daß dieser Brief, an sie geschrieben wurde? Ist sie strafbar weil Jemand an sie schreibt? und zwar einen Brief, an welchem ihr so wenig gelegen ist, daß sie denselben in der Tasche liegen läßt, wenn sie ihre Kleider zu waschen giebt!"

Die Versammlung beschloß: daß das Gericht des Chatelet eine Kriminaluntersuchung gegen den Grafen Heinrich de Cordon anstellen solle, weil derselbe einer Verschwörung gegen die öffentliche Freyheit sich verdächtig gemacht habe; und daß Madame de Persan zu Paris in dem Gefängnisse bleiben solle. — Von solcher Art waren die ersten Früchte der damals so hochgepriesenen französischen Freyheit!

Madame de Persan schrieb, am folgenden Tage, an den Präsidenten der Nationalversammlung:

„Mein Herr Präsident."

„Eine unterdrückte Bürgerin des Staates, welche, während der Nacht, aus ihrem Hause ist herausgerissen, und vor ein, von den Gesetzen nicht anerkanntes, Tribunal ist gebracht worden, darf wohl mit Recht ihre Klagen an die erhabene Versammlung bringen, welcher es aufgetragen ist, Frankreich glücklich zu machen. Ich erhalte einen Brief von einem meiner Freunde, in welchem er mir seine freundschaftlichen Besorgnisse wegen der gegenwärtigen Lage der Sache

entdeckt. Ein Verräther findet diesen Brief; ein besoldeter Spion dringt in mein Haus; ich verstehe nicht was er haben will; ich sage ihm, daß ich die Person nicht kenne, deren Namen er mir nennt; man fällt über meine Papiere her, und man untersucht dieselben; man findet nichts verdächtiges darunter; man holt mich hierauf, während der Nacht, aus meinem Bette; man bringt mich vor den Untersuchungsausschuß; man fragt mich vier Stunden lang aus. Ich sage Alles was ich weiß, und werde dennoch nicht freygelassen. Darum flehe ich die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit der Versammlung an, daß mir die Freyheit wiedergegeben werde. Die Versammlung welche ganz Frankreich frey machen will, wird doch nicht zugeben, daß ein unschuldiges Weib, gegen alle Gesetze und gegen alle natürlichen Rechte, derselben beraubt bleibe."

Madame de Persan erhielt hierauf ihre Freyheit wieder; und hiermit war diese wichtige, und so gefährlich gemachte Sache, glücklich zu Ende gebracht.

Am 14. September hob die Versammlung alle Ordenskleidungen der Mönche auf, und erlaubte jedem Priester, sich zu kleiden wie er es selbst für gut halte.

An eben diesem Tage wurde der Versammlung, von einem großen, in der Stadt Angers ausgebrochenen, Aufruhr Bericht abgestattet. Der Aufruhr fieng am 4. September an, und dauerte vier Tage lang. Der Pöbel zu Angers vereinigte sich mit den Hand-

werksgesellen. Dieses zusammengelaufene Gesindel widersetzte sich der Bürgermiliz, und dem, zu Angers in Besatzung liegenden, Regimente Pikardie. Die rothe Fahne wurde am Rathhause aufgesteckt, das Kriegsgesetz wurde vorgelesen, und alsdann ward unter den Pöbel geschossen. Acht bis zehen fielen, und die übrigen liefen auseinander. Ohne das Regiment Pikardie wäre die ganze Stadt geplündert, und in einen Aschenhaufen verwandelt worden.

Zu Versailles zog eine bewaffnete Räuberbande umher, die gegen 3000 Mann stark war. Diese Bande erfüllte die Einwohner mit Furcht und Schrecken. Schon waren sie in den königlichen Park eingedrungen, sie hatten alles Gewild niedergeschossen, was ihnen vorkam, und man war besorgt, daß sie auch das königliche Schloß plündern möchten. Nicht ohne große Mühe wurden sie auseinander gejagt.

Am 19. September kündigte Herr de Noailles an: daß ein Versuch gemacht worden sey, die königliche Schweitzergarde zu verführen. Einige Mitglieder des sogenannten patriotischen Schweitzerklubs zu Paris hatten, unter die Soldaten, Pasquille, und aufrührische Schriften, gegen den König und gegen die Helvetischen Obrigkeiten, ausgetheilt, und dabey den Soldaten verboten, ihren Offizieren Etwas davon zu sagen. Aber diese, ihrer Pflicht getreu, zeigten diese sträflichen Machinationen dem Bürgerrathe an, worauf die Sache genauer untersucht, und dem Klub verboten wurde sich dergleichen ferner zu unterfangen.

Am 23. September erhielt die Versammlung Nachricht von einem großen Aufruhr zu Soissons. Die Stadt Metz war ohne Korn, und in Gefahr einer Hungersnoth. Sie sandte einen Agenten nach Soissons, um daselbst Korn einzukaufen. Er kaufte Korn, ließ dasselbe auf 21 Wagen laden, und wollte es nach Metz führen. Aber da verbreitete sich ein Gerücht in der Stadt: das Korn sey für die Oesterreicher bestimmt. Der Bürgerrath gab dem Pöbel nach, behielt das Korn zurück, und berichtete es an den Untersuchungsausschuß nach Paris. Einige Tage nachher nahm der Aufruhr zu, und der Pöbel hielt den Bürgerrath sowohl, als den Agenten von Metz, gefangen. Endlich wurde die rothe Fahne herumgetragen, das Kriegsgesetz vorgelesen, und unter die Aufrührer geschossen: da liefen sie auseinander.

Auch zu Niort war, am 5. September, ein großer Aufruhr. Der Pöbel schlug die Bürgermiliz in die Flucht, entwaffnete dieselbe, verfolgte die Rathsherren mit Steinwürfen, und zwang den Bürgerrath, den Preis des Brods herunter zu setzen.

Am 18. September hielt die Versammlung eine äußerst stürmische und lärmende Sitzung. Vorgebliche Abgesandte des Lüttichischen Volks erschienen vor den Schranken der Versammlung. Ihr Anführer fieng an eine pompöse, hochtrabende Rede abzulesen. Herr Merlin unterbrach diesen Lüttichischen Demosthenes, und bemerkte: daß die Abgesandten eines auswärtigen

Volkes nicht vor den Schranken, sondern in dem Saale selbst, gehört werden müßten.

Herr Durget. Die ehrenvolle Aufnahme, welche Ihr den sogenannten Abgesandten der Schweitzer erzeigt habt, deren Anführer ein aus seinem Vaterlande verbannter Mann war, hat die Helvetischen Staaten mit Unwillen gegen Euch erfüllt. Ich habe schriftliche Beweise in Händen, aus denen erhellt, daß dieser Unwille auf einen so hohen Grad gestiegen ist, daß die Schweitz vielleicht ihre Regimenter aus unserm Dienste zurückrufen, und ihrem Bündnisse mit uns entsagen wird. Wollt Ihr nun, auf das Neue, eine ähnliche Unvorsichtigkeit begehen! Wenigstens laßt Euch erst die Vollmacht dieser vorgeblichen Deputirten zeigen!

(Die ganze rechte Seite der Versammlung stimmt Herrn Durget bey.)

Herr Mirabeau. Ey was Vollmacht! wozu Vollmacht? wahrscheinlich hat der Herr Präsident ihre Vollmacht vorher schon gesehen und untersucht.

Herr la Cheze. Wir wollen wissen ob diese Leute als Partikularen, oder als Abgesandte hier erscheinen. Und Sie, Herr Präsident, erkundigen Sie sich darnach.

Auf der linken Seite entsteht ein schrecklicher Lärm. Der Lüttichische Redner fängt eine Rede an; aber von der rechten Seite wird derselbe, durch ein lautes und wiederholtes Geschrey! „Eure Vollmacht! Eure Vollmacht!“ unterbrochen.

Herr de Foucault. Die Leute kommen hieher, um, im Namen des Lüttichischen Volks, eine große Summe Geldes von uns zu fordern. Da ist es dann wohl billig, erst zu untersuchen, ob sie dazu bevollmächtigt sind, oder nicht.

Herr Alexander de Lameth. Der Wille des größern Theils dieser Versammlung ist der Wille der Nation. Wenn der kleinere Theil der Versammlung fortfährt unsere Gedult auf das äußerste zu treiben, so zittere er; denn das Volk wird dieser Widersetzlichkeit endlich müde werden.

(Die Zuhörer, auf den Gallerien, klatschen lauten und wiederholten Beyfall.)

Herr de Murinais. Welch eine schändliche Rede! Sie hören es selbst, meine Herren, man droht uns zu ermorden. Sie hören wie die Gallerien rasen. Sie sehen das Schicksal, welches sie erwartet. Laßt uns demselben ruhig entgegen sehen! Aber bemerken Sie, mit mir, von was für einer besonderen Art die Freyheit ist, die uns nicht erlaubt, unsere Meynung zu sagen, wenn wir nicht erwarten wollen der Wuth des Volkes Preis gegeben zu werden.

Mirabeau vertheidigte Herrn Lameth. Die rechte Seite schwieg stille; und der Lüttichische Demosthenes las seine schwülstige Rede, ohne ferner unterbrochen zu werden, ab. Er machte eine sehr einseitige und sehr übertriebene Beschreibung der Lüttichischen Unruhen; er gab allen Fürsten derbe Lektionen; er überhäufte die Nationalversammlung mit faden und lächerlichen Schmeicheleyen; und machte, im Namen des Landes Lüttich, an die Nationalversammlung eine Schuldforderung von anderthalb Millionen Livres.

Der Präsident der Versammlung dankte diesen Lüttichischen Abgesandten, in einem nicht weniger schwülstigen Styl. Er sagte: „Wir haben über Frankreich die Sonne der Freyheit glänzen lassen, und Ihr, die alten Anhänger derselben, seyd niedergefallen, um

dieselbe anzubeten. a)" Die Gallerien klatschten diesem pompösen Unsinne lauten und wiederholten Beyfall zu, und Herr Merlin verlangte, daß die Rede des Lüttichischen Demosthenes nebst der Antwort des französischen Cicero gedruckt werden möchte, welches beschlossen wurde. Allein in der gedruckten Rede fand der Präsident für gut die angeführte Periode wegzulassen.

Kaum war der Aufruhr der Besatzung zu Nancy gestillt, als ein anderer, eben so schrecklicher Aufruhr unter den Matrosen, auf der, im Hafen zu Brest liegenden, Flotte ausbrach. An diesem Aufruhr hatte der Jakobinerklub zu Paris ganz allein Schuld. Zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, hatte der König Befehl gegeben, daß zu Brest einige Schiffe sollten ausgerüstet werden, um bereit zu seyn, im Falle Spanien die, vermöge des Familientraktats, festgesetzte Hülfe gegen England, von Frankreich verlangen sollte. Die Ausrüstung dieser kleinen Flotte wollte der Jakobinerklub zu Paris keinesweges zugeben. Noch weniger war der Klub damit zufrieden, daß Herr Albert de Rioms das Kommando über diese Flotte erhalten hatte. Man schrieb daher an den Jakobinerklub zu Brest, und trug demselben auf, daß er einen Aufruhr unter den Matrosen erregen möchte, damit Herr de Rioms gezwungen würde das Kommando niederzulegen.

---

a) Nous avons fait resplendir sur la France le soleil de la liberté, et Vous, ses antiques sectateurs, vous vous êtes levé pour l'adorer.

Am 31. August fand man, in dem Arsenale zu Brest, vier Galeerensklaven, welche, vermittelst falscher Schlüssel, das große Magazin geöffnet hatten, und im Begriffe waren Feuer anzulegen. Wäre dieser schreckliche Plan gelungen; und wäre das Arsenal zu Brest verbrannt; so würde die französische Marine einen unersetzlichen Verlust erlitten haben.

Bald nachher wurden die neuen Gesetze der Nationalversammlung, welche die Matrosen betrafen, in den Hafen zu Brest zur Bekanntmachung gesandt. Am 6. September las Herr Albert de Rioms dem Schiffsvolke dieselben vor. Auf allen Schiffen wurden diese Gesetze ruhig angenommen; außer auf dem Schiffe Amerika, dessen Matrosen schlechterdings sich weigerten, sich den bekanntgemachten Gesetzen zu unterwerfen. Herr de Rioms erhielt Nachricht davon, und wollte nach diesem Schiffe hinfahren, als er, auf einem andern Schiffe, auf dem Majestueux, die Matrosen in ein lautes Geschrey ausbrechen, und von den Gesetzen der Nationalversammlung mit Verachtung sprechen hörte. Die Matrosen dieses Schiffes sprangen in die Schaluppe, und nur mit vieler Mühe konnten die Offiziere des Schiffes sie bewegen wieder an Bord zu kommen. Herr de Rioms befahl den Seesoldaten ins Gewehr zu treten, um die Matrosen zu zwingen. Aber er fand bald, an der Art, wie sie ihm begegneten, daß aller Gehorsam aufgehört hätte und daß es unnütz seyn würde Strenge anzuwenden. Er beschloß die Güte zu versuchen. Er fragte die Matrosen: was sie verlangten? „Eine Abänderung des neuen Gesetzes," war ihre Antwort. Herr de Rioms sagte: die Natio-

nalversammlung allein könne diese Gesetze abändern, oder zurücknehmen, und er würde derselben Bericht abstatten. Auf dem Schiffe Amerika war nun alles ruhig. Herr de Rioms fuhr, in der Schaluppe, nach dem Schiffe Eolus, dessen Matrosen sich indessen auch empört hatten. Er versuchte es, auch dieses Schiff zu besänftigen. Aber, während er sprach, sprangen, aus einem der benachbarten Schiffe, die Matrosen in die Schaluppe, gaben den Matrosen der übrigen Schiffe ein Signal; und sogleich verließen auch diese ihre Schiffe, sprangen in die Schaluppen, und fuhren nach dem Lande zu. Das einzige Schiff Patriot konnte seine Schaluppe noch zurückhalten.

Indessen würde es leicht gewesen seyn, diesen Unordnungen Einhalt zu thun, wenn nicht der Bürgerrath zu Brest, sowohl als der Jakobinerklub daselbst, diese weggelaufenen Matrosen aufgenommen, und das Verfahren derselben gebilligt hätten. Am folgenden Tage kamen die Matrosen wiederum nach ihren Schiffen zurück. Man gab ihnen in allem nach, was sie verlangten, und da schienen sie auf einige Tage ruhig zu seyn. Diese Ruhe war aber von kurzer Dauer. Wenige Tage nachher, am 14. September, kam das Kriegsschiff, von 74 Kanonen, der Leopard, aus den Kolonien, zu Brest an. Das Schiff la Ferme, welches zu Brest vor Anker lag, erhielt Befehl vom Könige, schleunig abzusegeln; aber der Bürgerrath zu Brest befahl: daß dieses Schiff, ohne einen besondern Befehl der Nationalversammlung, nicht segeln solle. Die Nationalversammlung beschloß: daß der Bürgerrath zu Brest dem Befehle des Königs keine Hindernisse entgegen zu setzen befugt sey.

Die, mit dem Schiffe Leopard, von der aufrührischen Insel St. Domingue, zu Brest angekommenen Matrosen, verbreiteten sich unter die Matrosen der übrigen Schiffe der Flotte. Am 16. September wagte es einer dieser Matrosen, der betrunken war, den Major des Schiffes Patriot, auf seinem Schiffe zu beleidigen. Herr de Rioms, welchem dieser Vorfall berichtet wurde, befahl, den Matrosen in Verhaft zu nehmen. Dieses geschah. Darüber wurden alle Matrosen des Schiffes Patriot aufrührisch. Denjenigen, der am meisten Lärm machte, ließ Herr de Rioms zu sich kommen, und stellte ihm seinen Ungehorsam vor. Der Kerl antwortete: der Matrose, welchen man gefangen genommen habe, wäre unschuldig. Herr de Rioms befahl dem Kerl: sogleich an den Bord seines Schiffes zurück zu kehren. Er gieng, indem er sagte: „Der Stärkste schreibt Gesetze vor. Ich habe mehr Gewalt als Sie, und ich versichere Ihnen, daß der gefangen genommene Matrose nicht gestraft werden soll.“ Als der Kerl an Bord des Schiffes Patriot zurück kam, wiegelte er alle Matrosen auf. Der Befehlshaber dieses Schiffes, Herr Dentrecasteaux, befahl den Matrosen ruhig zu seyn; ausserdem, setzte er hinzu, würde er sein Kommando niederlegen. „Desto besser,“ riefen die Matrosen, mit einer Stimme, „desto besser! Hoch lebe die Nation! An die Laterne mit den Aristokraten!“ Herr Dentrecasteaux verließ das Schiff. Herr de Rioms begab sich nach demselben, um die Ruhe herzustellen. Aber vergeblich. Die Matrosen gehorchten nicht, und begegneten dem Admiral mit der frechsten Unverschämtheit. Die Unordnung nahm auf einen

so hohen Grad zu, daß Herr de Rioms von dem Könige seinen Abschied forderte, und daß man sich genöthigt sah, die Flotte zu entwaffnen, und das Schiffsvolk abzudanken. — Und so hatte dann der Jakobinerklub seinen Zweck erreicht.

Ein Gegenstand von der allergrößten Wichtigkeit beschäftigte nunmehr die Versammlung, nemlich die Empörung der Kolonien, vorzüglich der Kolonie St. Domingue. Ich will es versuchen, durch Vergleichung sehr vieler, größtentheils offizieller und folglich glaubwürdiger, obgleich sich zum Theil widersprechender Nachrichten, welche ich vor mir liegen habe, die Geschichte dieser Empörung, von ihrem ersten Ursprunge an, zu erzählen.

Die Insel St. Domingue, vormals Hispaniola, ist, wie bekannt, zwischen Spanien und Frankreich getheilt. Der französische Antheil dieser Insel besteht aus drey Abtheilungen, aus der nördlichen, der südlichen und westlichen Abtheilung. Als die Reichsstände von dem Könige, in Frankreich zusammenberufen wurden, wählte man in jeder Abtheilung der Insel, Wahlherren, welche in den verschiedenen Kirchspielen ihrer Abtheilung, die Stimmen einsammelten, um die, nach Frankreich zu schickenden, Abgesandten der Kolonie an die Reichsstände zu wählen. Hieraus entstanden drey Versammlungen. Diese wählten, unter sich, eine allgemeine Kolonialversammlung, hielten aber, dessen ungeachtet, ihre Sitzungen fort. Die allgemeine Versammlung nahm den Beschluß der Nationalversammlung

vom 8. März 1790 a) sehr gut auf. Aber diese allgemeine Versammlung fieng bald an, alle Gewalt an sich zu reissen, und in allen Stücken, der französischen Nationalversammlung nachzuahmen. Sie hielt ihre Sitzungen in der Stadt St. Marc, und eröffnete dieselben mit ausserordentlicher Feyerlichkeit. Es wurde ein Te Deum gesungen, und, statt daß die drey Versammlungen geschworen hatten der Nation, dem Gesetze und dem Könige, getreu zu verbleiben, las man über dem Hause, in welchem die allgemeine Versammlung ihre Sitzungen hielt, die Aufschrift: St. Domingue, das Gesetz und der König. Weiter unten stand: Unsere Einigkeit macht unsere Stärke. Hierauf erklärte diese allgemeine Versammlung alle ihre Mitglieder für unverletzlich; sie beschloß, daß ihr Präsident das Recht habe, alle ministeriellen Briefe, welche aus Frankreich kommen würden, zu erbrechen; sie setzte einige Offiziere eigenmächtig ab, und andere an die Stelle derselben; sie beschied den königlichen Gouverneur der Insel, Herrn Peynier vor sich, damit er Rechenschaft von seinen Gesinnungen ablege; und es machte die Versammlung diesem Stellvertreter des Königs bekannt, daß ihn die allgemeine Versammlung eben so behandeln werde, wie die Nationalversammlung die Minister des Königs behandle. Der Gouverneur erscheint vor der Versammlung. Man liest ihm Briefe vor, welche aus Frankreich an ihn geschrieben und bey ihrer Ankunft erbrochen worden sind b). Der Gouverneur hält eine An-

a) Man sehe Band 3. S. 236.

b) C'étoit une victoire pour l'assemblée générale

rede an die Versammlung, und versucht es, die Mitglieder derselben zu ihrer Pflicht zurück zu rufen; aber vergeblich. Die Versammlung erklärt sich selbst für beständig fortdaurend; sie hebt den hohen königlichen Rath in der Stadt Cap auf; und maßt sich alle civile, militärische und kirchliche Gewalt, auf der Insel allein an. Sie bestellt Aufseher über die Einkünfte der Insel; und erklärt, daß sie die Nationalversammlung in Frankreich nicht anerkenne, und daß sie von dem Könige allein abhängen wolle. Ein Mitglied der allgemeinen Versammlung drückte sich folgendermassen aus: „Die Kolonie befindet sich jetzt zwischen der Freyheit und der Knechtschaft. Ist sie es werth frey zu seyn, so wird sie unsere Beschlüsse annehmen, und die Vollendung dieses Werks uns überlassen. Nimmt aber die Kolonie die Beschlüsse der Nationalversammlung an, so vertauscht dieselbe ein Joch mit einem andern, und dann lohnt sichs der Mühe nicht, daß wir uns unter einander ermorden, um nichts und wieder nichts." Der Gouverneur, Herr de Peynier, machte Vorstellungen: aber die Versammlung antwortete ihm in sehr stolzen Ausdrücken.

Indessen erklärten die Wahlherren der nördlichen und südlichen Abtheilung der Insel, daß sie der Nationalversammlung unveränderlich ergeben bleiben, und die angemaßte Gewalt der allgemeinen Versammlung nicht anerkennen würden. Hierauf hob die allgemeine Versammlung die Versammlungen der Abtheilungen auf, und erklärte die Beschlüsse derselben für null und nichtig. Die

de la patrie françoise de St. Domingue, d'imaginer, qu'elle avoit forcé le Gouverneur-général à se rendre auprès d'elle.

allgemeine Versammlung beschloß ferner: daß Niemand der Kolonie St. Domingue solle Gesetze vorschreiben können, als die Kolonie selbst; zufolge des, von den Gesetzgebern Frankreichs selbst anerkannten und festgesetzten Grundsatzes: daß bloß allein diejenigen, welche das Gesetz angeht, das Gesetz machen können. Ferner: daß die Beschlüsse der allgemeinen Kolonialversammlung keiner andern Genehmigung vonnöthen haben sollen, als der Genehmigung des Königs, weil das Recht der Genehmigung ein Recht wäre, welches Niemand anders als dem Könige zukommen könnte. Hierauf bemühete sich die allgemeine Versammlung, die Soldaten, vorzüglich die Besatzung zu Port au Prince, zu verführen und auf ihre Seite zu ziehen. Aber dem Obristen des Regiments, Herrn de Mauduit, gelang es, die Soldaten zu überreden, daß sie ihrer Pflicht getreu blieben. Herr de Mauduit hat damals die Kolonie gerettet. Dieser tapfere Offizier diente schon im amerikanischen Kriege mit ausgezeichnetem Ruhme, und einst sagte Washington, als er von ihm sprach: „Was ich an diesem jungen und tapfern französischen Offizier am meisten bewundere, das ist seine ausserordentliche Bescheidenheit.“

Als dieser Plan, die Soldaten zu verführen, mißlungen war, versuchte die Versammlung, die Besatzung des, im Hafen zu Port au Prince vor Anker liegenden, Kriegsschiffes von 74 Kanonen, Leopard, zu verführen und aufzuwiegeln. Herr de la Galissonniere war der Befelshaber dieses Schiffes. Die allgemeine Versammlung zu St. Marc hatte Klubs, in allen Städten der Insel, welche mit ihr korrespondirten. Sie schrieb an den Klub zu Port au Prince, und gab demsel-

ben den Auftrag, sich des Schiffes Leopard zu bemächtigen. Herr de Peynier erhielt Nachricht davon, und befahl dem Schiffe, den Anker zu lichten, und nach der Stadt Cap zu segeln. Die Besatzung des Schiffes weigerte sich zu gehorchen; sagte: sie stände unter dem Befehle des Klubs zu Port au Prince und der allgemeinen Versammlung; und nöthigte alle Schiffsoffiziere, das Schiff zu verlassen, und sich nach dem Lande zu begeben.

So viele und so freche Handlungen der allgemeinen Versammlung (deren offenbarer Zweck es war, sich aller Gewalt zu bemächtigen, und dem Gouverneur der Insel nur noch den Schatten von Macht übrig zu lassen) erweckten in den Gemüthern solcher Einwohner der Insel, welche die Folgen derselben einzusehen im Stande waren, die traurigste Bekümmerniß, und endlich den Entschluß, sich der allgemeinen Versammlung zu widersetzen, und derselben die Gewalt, welche sie sich angemaßt hatte, wiederum aus den Händen zu reissen. Am 25. Julius versammelten sich die Einwohner mehrerer Kirchspiele der Insel. In diesen Versammlungen wurde die allgemeine Versammlung angeklagt, daß sie nach der Unabhängigkeit strebe, und daß sie eine Trennung von dem Mutterlande vorzubereiten suche. Zugleich ward der Gouverneur ersucht, daß er sich mit den guten und rechtschaffenen Einwohnern der Insel vereinigen, und dem eigenmächtigen Verfahren der allgemeinen Versammlung Einhalt thun möge.

Der Gouverneur hielt dafür, daß er es nun nicht länger dürfe anstehen lassen, alle die ihm anvertraute Gewalt und alles sein Ansehen zu gebrauchen, um die Ruhe in der Kolonie herzustellen. Er ließ daher, am 29. Julius, folgende Proklamation ergehen.

Im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs.

„Ludwig Anton Thomassin, Graf von Peynier, Chef Deskadre der Flotte, Kommandeur des St. Ludwigsordens, Gouverneur, Generallieutenant der französischen antillischen Inseln, und General-Inspektor der Truppen, der Artillerie, der Miliz, und der Festungswerke gedachter Inseln.“

„Seitdem die Kolonialversammlung, welche ihre Sitzungen zu St. Marc hält, sich versammelt hat, hat sie nicht aufgehört, nach der Unabhängigkeit zu streben. Ihre ersten Angriffe des Ansehens, welches mir von dem Könige übertragen ist; ihre Beschlüsse gegen mich, und gegen die unter meinen Befehlen stehenden Offiziere sowohl, als gegen den Verwalter der Finanzen, und gegen den hohen Staatsrath, lassen an ihrem Vorhaben keinen Zweifel mehr übrig. Ich habe aufrichtig, und ohne genau zu berechnen wieviel ich persönlich dabey vorlor, Alles gethan, um sie zufrieden zustellen, was die Gesetze mir zu thun erlaubten: in der Hoffnung, daß, von der Nationalversammlung und von dem Könige, bald der allgemeinen Versammlung und mir unsere gegenseitigen Pflichten angewiesen werden würden. Dieses geschah, durch die Beschlüsse des 8. und 28. März. Ich habe alles genau erfüllt, was diese Beschlüsse mir vorschrriben; aber die Versammlung zu St. Marc hat denselben offenbar entgegen gehandelt. Sie hat es sogar gewagt, die Unabhängigkeit vorzuschlagen, und ist immer mehr und mehr diesem Zwecke näher gekommen. Sie hat Abgesandte

gesandte in allen Kirchspielen herum gesandt; sie hat Staatsbürger gegen Staatsbürger aufgewiegelt; sie hat Kabalen gemacht; sie hat Aufruhr erregt; sie hat sich Gewaltthätigkeiten erlaubt: und durch solche, und ähnliche Mittel, hat sie sich Ansehen erworben, und sich eine grosse Parthie verschaft. Dreist gemacht, durch den guten Erfolg ihrer Bemühungen, hat sie die Maske abgenommen. Sie hat sich der Finanzen bemächtigen wollen, um die Einkünfte unter ihre Mitglieder zu vertheilen, und sich derselben zu Bestechungen zu bedienen; sie hat ihre Häfen allen fremden Mächten geöffnet; sie hat den Versuch gemacht, die Truppen aufzuwiegeln; sie hat sogar Geld unter die Soldaten austheilen lassen; sie hat den Soldaten eine Erhöhung ihres Soldes versprochen; sie hat endlich die Verrätherey so weit getrieben, daß sie die Besatzung des Schiffes Leopard bis zu einem solchen Grade aufrührisch gemacht hat, daß, in der vorigen Nacht, als der Befehlshaber des Schiffes, auf meinen Befehl, die Anker lichten wollte, um nach der Stadt Cap zu segeln, die ganze, durch Geld und Kabalen bestochene Besatzung dieses Schiffes, sich weigerte, den Befehlen des Oberhauptes zu gehorchen: ja die Versammlung hat, in ihrem Wahnsinne sogar sich des Ausdrucks bedient: der Leopard vormals ein königliches Schiff. Solche wiederholte Untreue beweist, daß die Zeit der Mäßigung und der Nachgiebigkeit nunmehr vorüber ist. Ich würde selbst strafbar werden, wenn ich noch länger zusähe, und es ist jetzt meine Pflicht, Alles anzuwenden, und mich der strengsten Maßregeln zu bedienen, um der französischen Nation ihre wichtigste Kolonie zu erhalten. Demzufolge, und in Betracht der offenbaren Gefahr, in welche die, zu St.

Marc sitzende Kolonialversammlung, Frankreich und die Kolonie setzt, erkläre ich hiermit diese genannte Versammlung nebst allen ihren Anhängern, für Verräther des Vaterlandes, und für Verbrecher gegen die Nation und gegen den König. Ich erkläre: daß ich, von dem gegenwärtigen Augenblicke an, alle Macht, die mir anvertraut ist, anwenden werde, um diese Versammlung auseinandergehen zu machen; um dieselbe zu zerstreuen; und um sowohl sie selbst, als ihre Mitwisser, an der Ausubung ihrer schrecklichen Plane zu verhindern. Ich ersuche alle Bürger des Staates, welche der Nation, dem Gesetze und dem Könige, getreu geblieben sind, sich mit mir zu vereinigen, und mir zu helfen das Vaterland zu retten. Frankreicher werden keinen Augenblick anstehen, sich unter einander zu verbinden, um die Komplotte jener verkehrten Menschen zu zerstören. Ich werde es thun können; gewiß ich werde diese Komplotte, mit Hülfe der tapfern Soldaten, welche sich der Vertheidigung der Nation, des Gesetzes und des Königs gewidmet haben, zerstören. Ich befehle allen Offizieren des Königs, mit aller Macht, welche ihnen anvertraut ist, meine Bemühungen für das öffentliche Wohl zu unterstützen. Ich werde die gegenwärtige Proklamation der Nationalversammlung und dem Könige zusenden, und ich werde denselben Nachricht von dem Erfolg geben, welcher, in einer so gerechten Sache, nicht anders als gut seyn kann. Gegeben zu Port au Prince, am 29. Julius 1790."

„Der Graf Peynier."

An demselben Tage, an welchem diese Proklamation bekannt gemacht wurde, versammelte der Gouverneur zu Port au Prince die Offiziere in seinem Hause, und

beschloß, sogleich ein Detaschement Soldaten nach dem versammelten Klub zu senden, den Klub aufheben zu lassen, und die Anführer gefangen zu nehmen, um dieselben als Geiseln gegen die Aufrührer zu behalten. Der Gouverneur gab den Auftrag zu der Ausführung dieses Befehls, dem Herrn de Mauduit. Es sollte in der Nacht geschehen, weil sich der Klub in der Nacht zu versammeln pflegte. Der Befehl wurde geheim gehalten und die Mitglieder des Klubs erfuhren nichts davon. Aber ihre Frechheit war so groß, daß sie, noch an demselben Abend, einen Soldaten auf seinem Posten entwaffneten, und einen Versuch machten, sich der Magazine zu bemächtigen.

Bey anbrechender Nacht marschirte Herr de Mauduit mit 108 Mann Soldaten, und mit zwey Kanonen, um den Klub anzugreifen. Als er vor dem Hause ankommt, in welchem der Klub versammelt ist, findet er, zu seinem nicht geringen Erstaunen, das Haus mit 400 bewaffneten Männern besetzt. Er befiehlt seinen Soldaten, Halt zu machen, und nähert sich ganz allein diesen Männern. Er ruft ihnen zu, und macht ihnen bekannt, in welcher Absicht, und auf wessen Befehl er hier erscheine, und befiehlt ihnen, im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs, sogleich auseinander zu gehen. Statt aller Antwort rufen die Rebellen: „Nein! Nein! Nein! und schiessen auf ihn. Die Schüsse treffen nicht. Einige seiner Soldaten rücken vor. Er wiederholt seine Aufforderung. Die Rebellen schiessen abermals; es fallen neben ihm, zwey Soldaten, und einige andere hinter ihm. Nun befiehlt er zu schiessen. Einige von den Rebellen werden getödtet, und die Uebrigen rufen: „Pardon! Pardon! Pardon!“ Er befiehlt mit dem Schies-

sen aufzuhören; hält, mit grosser Mühe, seine Soldaten von fernerem Blutvergiessen ab; läßt die Rebellen entfliehen; umringt das Haus; bemächtigt sich der, von den Flüchtlingen zurückgelassenen Waffen; und macht fünf und dreyßig Mitglieder des Klubs zu Gefangenen.

Am folgenden Tage nahmen die Rädelsführer des Aufruhrs die Flucht, und die Stadt war vollkommen ruhig.

Sobald die Versammlung zu St. Marc von diesem Vorfalle Nachricht erhielt, erklärte dieselbe den Herrn de Mauduit für einen Verräther des Vaterlandes, und machte bekannt: Er habe zuerst geschossen, und mehr als dreyßig Patrioten getödtet. Zugleich gab die Versammlung allen Einwohnern der Kolonie den Befehl, sich dem Herrn de Mauduit, und den Truppen welche derselbe anführte, mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Sie erklärte ferner die Herren de Mauduit und Herrn de Peynier für infam, und für treulose Verräther des Vaterlandes, welche von nun an proskribirt seyn sollten, und von Jedermann, ohne Ahndung umgebracht werden könnten.

Ausserdem ließ noch die allgemeine Versammlung, am 31. Julius, die folgende Proklamation ergehen:

„Im Namen der Nation, des Gesetzes, des Königs, und des französischen Antheils der Insel St. Domingue, welche in Gefahr ist. Die Einwohner aller Kirchspiele werden dringend ersucht, sich augenblicklich zu vereinigen, um die Mordthaten zu rächen, welche zu Port au Prince geschehen sind. Die gräuliche Verschwörung ist endlich ausgebrochen. Die abscheulichen Peynier, Mauduit, Coustard, de la Jaille, und An-

dere, haben sich im Blute gebadet. Liebe Mitbürger ins Gewehr."

„Einigkeit, Schnelligkeit und Muth."

„Die Versammlungsplätze sind:"

„Saint Marc, für die nördliche Abtheilung."

„Cul de Sac, für die westliche Abtheilung."

„Leogane, für die südliche Abtheilung."

„Thomas Millet, Präsident."

Ferner erklärte die Versammlung Herrn de Peynier seiner Stelle verlustig, und ernannte einen andern Gouverneur. Auch erlaubte sie den Mulatten, und den freygegebenen Negern, sich zu bewaffnen, unter der Fahne des Vaterlandes zu dienen, und mit der patriotischen Armee gegen die königlichen Truppen zu fechten.

Um einem bürgerlichen Kriege zuvor zu kommen, versammelten sich die Wahlherren des nördlichen Antheils, welche dem Könige und der Nation treu geblieben waren, in der Stadt Cap. Daselbst schrieben sie an den Herrn Grafen von Peynier, am 31. Julius, den folgenden Brief:

„Herr General-Gouverneur!"

„Die sträflichen Unternehmungen der Gesellschaft, welche zu Saint Marc ihre Sitzungen hält, lassen nicht länger an der Treulosigkeit derselben zweifeln. Die nördliche Abtheilung, welche entschlossen ist, das Joch nicht zu tragen, das man ihr auflegen will, und welche höchst unwillig über den Aufenthalt ist, den so unsinnige Anmassungen der Konstitution entgegen setzen, die sie zu erhalten, schon seit so langer Zeit, vergeblich verlangt, hat sich endlich entschlossen diesem Unfuge ein Ziel zu setzen, und zu diesem Zwecke alle

nur möglichen Mittel anzuwenden. Sie werden also ersucht, Herr General-Gouverneur; Sie werden aufgefordert; Sie werden dringend gebeten; bey ihrem Eide, welchen sie der Nation, dem Gesetze und dem Könige geschworen haben; bey der öffentlichen Ruhe, welche in Gefahr ist; und im Namen aller rechtschaffenen und getreuen Frankreicher dieser Kolonie; ohne Verzug der Kolonialversammlung bekannt zu machen: daß, in Betracht ihrer förmlichen Widersetzung gegen die Beschlüsse der Nation, welche allein ihren Verhandlungen zur Grundlage dienen sollten, dieselbe, von dem gegenwärtigen Augenblicke an, keinen Bestand und kein öffentliches Ansehen mehr habe, und daß sie gänzlich aufgehoben seyn und bleiben solle. Und, im Falle dieselbe nicht gehorchen sollte, so fordert die nördliche Versammlung Sie auf: gegen die Kolonialversammlung alle militärischen und patriotischen Truppen, die Sie unter Ihren Befehlen haben, zu gebrauchen, und diese Truppen mit denjenigen Truppen, welche die nördliche Abtheilung aufbietet, um Sie zu unterstützen, zu verbinden. Diesen ernsthaften Zurüstungen lassen Sie einen schnellen, deutlichen und feyerlichen Befehl an die Kolonialversammlung, vorangehen: ohne Aufschub auseinander zu gehen und sich zu trennen; wo nicht, so solle sie für aufrührisch, für des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig erklärt, und auch so behandelt werden."

Dieser dringenden Aufforderung zufolge versammelte der Gouverneur seine Truppen zu Port au Prince. Herr de Mauduit wurde ernannt um diese Truppen anzuführen.

Indessen verließ das Schiff Leopard, nachdem

dasselbe seine Offiziere ans Land gesetzt und den Herrn de Santo Domingo zum Befehlshaber ernannt hatte, den Hafen zu Port au Prince. Man glaubte es segele nach Frankreich: aber es legte zu St. Marc auf der Rhede an; und zwar so, daß es, mit seinen Kanonen, alle Truppen über den Haufen schiessen konnte, welche sich, von Port au Prince, zu Wasser oder zu Lande, der Stadt Saint Marc würden nähern wollen. Dieses geschah am 5. August. Nichts desto weniger marschirte Herr de Vincent mit seinen Truppen, durch einen Umweg, nach Saint Marc. Er ließ die allgemeine Versammlung auffordern, sich sogleich zu zerstreuen und auseinander zu gehen, oder er würde sie mit Gewalt dazu zwingen. Nach langer Berathschlagung, entschlossen sich die Mitglieder dieser Versammlung, sich an Bord des Schiffes Leopard zu begeben, und nach Frankreich zu segeln. Sie gaben dem Schiffe den Namen: der Retter der Frankreicher, und schrieben, noch vor ihrer Abreise, einen Zirkularbrief an alle Einwohner der Kolonie. Die Abreise geschah am 8. August.

Während dieser Zeit hatte die oben angeführte Proklamation der Kolonialversammlung einen allgemeinen Aufstand in der Kolonie verursacht. Zu Leogane bemächtigten sich die Einwohner der königlichen Pulvermagazine, und setzten geladene Kanonen auf die Heerstrasse. Zu Cayes war der Aufstand noch grösser. Die Einwohner beschlossen, ihren Brüdern zu Port au Prince zu Hülfe zu eilen. In der Stadt Cayes befand sich ein Klub, welcher mit der Kolonialversammlung in Verbindung und in Korrespondenz war. Dieser Klub regierte die Stadt, und fieng alle

Briefe auf. Unter den aufgefangenen Briefen befand sich einer an Herrn de Cauders, einen rechtschaffenen alten Offizier, welcher, von der Stadt entfernt, auf dem Lande lebte. Zufolge dieses Briefes wurde er für verdächtig gehalten, mit dem Gouverneur in Verbindung zu stehen. Zweyhundert Mann begeben sich zu ihm, mit zwey Kanonen. Sie plündern sein Haus, zerstören alle seine Mobilien, ergreifen ihn, und schleppen ihn, wie einen Verbrecher, nach Cayes. Der Pöbel ruft: „an die Laterne! an die Laterne!“ Einige andere, welche gemäßigter sind, halten die Wuth des Pöbels zurück, und verlangen, daß er nach dem Gefängnisse geführt, und nach den Gesetzen verurtheilt werde. Aber bald liegt er da, von vielen Schüssen zugleich getroffen. Sein Kopf wird abgehackt, und, auf einer Stange, durch alle Strassen getragen. Am folgenden Tage schrieb der Klub folgenden Zirkularbrief an die Einwohner der Kolonie:

„Cayes am 5. August 1790.“

„Liebe Mitbürger!“

„Wir machen Euch bekannt, daß wir, gestern Abend um acht und ein Viertel Uhr, auf dem Paradeplatze, dem Herrn Cauders die Belohnungen für die guten Gesinnungen gegeben haben, welche er gegen uns zeigte. Seine Korrespondenz, welche wir erbeutet haben, ist ein deutlicher Beweis, wie sehr er uns zugethan war. Wir wünschen, theure Mitbürger, daß einige gutherzige Seelen, uns drey bis vier Köpfe wegschaffen möchten, denen wir all unser Unglück zu verdanken haben. Spart keine Kosten: denn wir haben hier hundert tausend Livres zu Euerer Disposition.“

Das Schiff Leopard kam, mit den Mitgliedern der Kolonialversammlung am Bord, und von dem Herrn de Santo Domingo kommandirt, am 14. September zu Brest an. Wenige Tage nachher kamen auch Abgesandte von der nördlichen und westlichen Abtheilung der Kolonie an. Beyde wurden von der Nationalversammlung verhört, und die Versammlung beschloß: daß der König ersucht werden solle, zwey Linienschiffe nach St. Domingue zu senden, um die Ruhe daselbst herzustellen.

Der wichtigste Gegenstand, welcher um diese Zeit die Nationalversammlung beschäftigte, war, die Untersuchung der Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers. Das Zeugenverhör, welches vor dem Kriminalgerichte des Chatelet war gehalten worden, erschien, auf Befehl der Nationalversammlung, in zwey Bänden gedruckt. Man findet darin die eidlichen Aussagen von 393 Augenzeugen. Unter diesen sind aber 200 Zeugnisse unbedeutend, unbestimmt, oder nichtig. Ungefähr 50 sind von Zeugen, welche aus Furchtsamkeit, aus Klugheit, oder aus andern Gründen, dasjenige, was sie wußten, nicht haben sagen wollen; und drey bis vier sind offenbar falsch. Man findet aber, dessen ungeachtet, wenigstens hundert wahre, ausführliche und lehrreiche Zeugnisse, von den glaubwürdigsten und rechtschaffensten Männern abgelegt in diesem merkwürdigen, und in seiner Art einzigen Buche. Unter den Zeugen finden sich Menschen von jedem Range, von beyden Geschlechtern, und von allen Partheien. Fisch-Weiber und Hofdamen, Generale und Trommelschläger, Schuhputzer und Ordensritter, Aristokraten und Demo-

kraten: alle erscheinen hier und huldigen der Wahrheit. Die wahren Patrioten und die rechtschaffensten Mitglieder der Versammlung haben alle ihr Zeugniß abgelegt; und man findet hier die Aussagen eines Mounier, Bergasse, Malouet, Henri de Longueve, Redon, Deschamps, Taillardat, Faydel, Dufraisse, und Anderer. Aber welch eine Lektüre! Wo ist der Mann, der dieses Buch lese und nicht schaudere! der bey dem Anblicke einer so ungeheuren Barbarey und Sittenlosigkeit nicht zurückbebe! der nicht eine Thräne über das Schicksal der Menschheit auf das Buch fallen lasse, und alsdann, mit Unmuth, dasselbe wegwerfe!

Die Pariser lasen dieses Buch, in welchem sie so treffend nach der Natur geschildert sind, mit großem Unwillen. Sie versuchten es darüber zu spotten: aber dieses wollte ihnen nicht gelingen: der Gegenstand war zu ernsthaft dazu.

Wenn man dieses Buch liest; so darf man nicht vergessen, daß dasselbe kein Kriminalprozeß, sondern ein bloßes Zeugenverhör ist, welches vor dem Prozesse hergehen muß. Wenn man hier nicht genug Data findet, um die Angeklagten schuldig zu finden, so muß man sich erinnern, daß dieses Verhör bloß allein angestellt wurde, um die Frage zu entscheiden: ob Data genug vorhanden wären, um gegen irgend jemand einen Kriminalprozeß anzufangen? Der Prozeß hätte nun erst seinen Anfang nehmen müssen. Derselbe ist aber, von den Angeklagten, aus Furcht, daß alle ihre Verbrechen an den Tag kommen möchten, unterdrückt worden.

Herr Chabroud hatte es übernommen, der Na-

tionalversammlung über diese Greuel und Schandthaten zu referiren. Und sein Bericht ist ein Beweis dessen, was ein Mann ohne Rechtschaffenheit und ohne Gewissen zu wagen im Stande ist, wenn er überzeugt zu seyn glaubt, daß er ungeahndet handeln könne. Verdrehungen und Unwahrheiten kosten ihm nichts, und am Ende dreht er die Sache so, daß er nicht nur Alles was geschehen ist entschuldigt, sondern sogar Alles schön und lobenswürdig findet. Man muß weit verdorbener seyn, um solche Greuel kaltblütig zu entschuldigen, als um dieselben von der Leidenschaft fortgerissen, selbst begehen zu können!

Herr Chabroud endigte seinen Bericht mit einer Nutzanwendung; Er hat seiner Fabel eine Moral angehängt. Und diese Moral lautet folgendermaßen: „Was aber das Unglück des sechsten Oktobers betrifft (denn weiter war es nichts, als schreckliches Unglück, was an jenem traurigen Tage vorfiel), so wollen wir dasselbe der aufgeklärten Geschichte, zum Unterrichte für die künftigen Geschlechter, übergeben. Das getreue Gemälde, welches dieselbe davon aufbewahren wird, mag den Königen, den Höflingen und den Nationen, zu einem lehrreichen Beyspiele dienen!“

In seinem Berichte hatte Herr Chabroud den Gardes du Korps Schuld gegeben, daß sie die erste Ursache alles dessen wären, was zu Versailles vorgefallen sey. Er hatte sich nicht gescheut, das ungegründete Gerücht zu wiederholen, daß sie, bey ihrem Gastmahle, die Nationalkokarde unter die Füße getreten hätten, ungeachtet, unter den 393 verhörten Zeugen, auch nicht ein einziger diese Thatsache anführt. Da er einmal dafür bezahlt war, die Wahrheit nicht zu

sagen, so kam es auf einige Unwahrheiten mehr oder weniger nicht an. Aber kaum hatte er zu sprechen aufgehört, als Herr de Bonnay aufstand um die Gardes du Korps gegen so ungegründete Beschuldigungen zu vertheidigen; Herr de Bonnay, dem sogar seine Feinde das Zeugniß geben, daß seine Rechtschaffenheit und seine Wahrheitsliebe nicht nur unbefleckt, sondern sogar über allen Verdacht erhaben gewesen sey. Er sagte:

„Wenn die Verläumdung die Tugend angreift, so erhält sie immer nur einen unvollkommenen Ruhm, einen vorübergehenden Sieg. Umsonst haben die Bösewichter, welche ihren Vortheil dabey fanden, das Volk irre zu führen und dasselbe zu betrügen; sie, denen so viel daran gelegen war, sich zu dem unverletzlichen Pallaste unserer Könige einen leichten Zugang zu bahnen, es unternommen die Gardes du Korps zu lästern. Die Stimme des Publikums selbst hat dieselben gerächt. In jenem vorgeblichen Bacchanal, welches der unglückliche Vorwand so vieler Verbrechen geworden ist, hat jeder Vernünftige weiter nichts gesehen, als eine brüderliche Mahlzeit, zufolge eines unter dem Militair angenommenen Gebrauchs gegeben, und aus einer eben so unschuldigen als reinen Absicht. Jetzt hat man zum erstenmale, auf diesem Rednerstuhle, und in einem Berichte, welcher mir, ich muß es gestehen, eine musterhafte Vertheidigung aller großer Verbrecher zu seyn scheint, es gewagt zu behaupten: daß, an den schrecklichen Tagen des 5. und 6. Oktobers die Gardes du Korps der angreifende Theil gewesen wären. Man hat noch mehr gewagt; man hat den außerordentlichen Muth

gehabt — soll ich sagen sich darüber zu wundern? — soll ich sagen sich darüber zu freuen, **daß nicht mehr als zwey** Köpfe abgehackt worden sind. Man hat sich unterstanden, den Garden, welche mit wahrer stoischer Gelassenheit, sich, ohne Widerstand, haben morden lassen, und den vorgeblichen, von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten, die Schandthaten zuzuschreiben, mit denen am Morgen des 6. Oktobers der Pallast unserer Könige befleckt, und unsere Geschichte auf immer besudelt worden ist. Eitle Bemühung! Vergebliche Bosheit! Sie alle, meine Herren, sind ja Zeugen jener Thatsachen gewesen. Sie alle haben ja die Akten des Prozesses und das gerichtliche Zeugenverhör gelesen. Die Wahrheit liegt am Tage. Frankreich weiß, ganz Europa weiß, daß die Gardes du Korps, jederzeit der Ehre getreu, jederzeit getreu der Nation, dem Gesetze und dem Könige; daß die Gardes du Korps, welche so oft für das Vaterland gefochten haben, und welche dasselbe vielleicht mehr als einmal in Gefahr gerettet haben, niemals größer sich zeigten, als damals, da sie, aus überschwenglicher Liebe und Gehorsam gegen den König, ihren Muth haben fesseln lassen. Erhabener Heldenmuth ohne Beyspiel und ohne Gleichen! Ja, meine Herren, niemals haben die Garden sich mehr Dank und mehr Ehrfurcht erworben, als an jenem Tage, an welchem sie, schäumend vor Wuth und vor Verzweiflung, sich auf den Stufen des Throns haben niedermetzeln lassen; auf den Stufen des Throns, welche zu vertheidigen ihnen der König verboten hatte. Sie sind gefallen, die unschuldigen Schlachtopfer; unter dem Schwerte ihrer Mörder sind sie gefallen. Und nun wagt man es, ihre Asche

zu beschimpfen! Aber, meine Herren, indem sie sich aufopferten, haben sie die Königin gerettet; sie haben vielleicht den König gerettet: darum sind sie freudig gestorben! Ich, meine Herren, der ich ein Mitglied jenes ehrwürdigen Korps bin, welchem anzugehören ich mir von jeher zum Ruhme gerechnet habe; und welches mir niemals theurer war, als seitdem es unglücklich ist; jenes Korps, welches jederzeit aus Ehre und aus Anhänglichkeit an den Monarchen handelte! ich würde befürchten, von demselben gemißbilligt zu werden, wenn ich mich erniedrigen wollte, so grobe Verläumdungen zurückzustoßen, welche zu tief herkommen, um dasselbe erreichen zu können. Ungeachtet ihrer feigherzigen Verläumder, werden die Gardes du Korps des Königs, meine tapfern Waffenbrüder, jederzeit bleiben was sie gewesen sind; jederzeit werden sie bleiben, so wie Bayard, ohne Furcht und ohne Flecken."

Ueber diese Rede äußerst aufgebracht, stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl, und verlangte: Herr de Bonnay sollte seine Anklage gegen die großen Verbrecher vorbringen.

Herr de Bonnay gab zur Antwort: es wäre seine Absicht nicht, einen solchen Prozeß einzuleiten, und er hätte durch jenen, von Mirabeau gerügten Ausdruck, blos allein seinen Unwillen über den Bericht des Herrn Chabroud zu erkennen geben wollen; einen Unwillen, den jeder Rechtschaffene mit ihm theile.

Hierauf hielt der Abbe Maury eine Rede, welche ein Meisterstück von derjenigen hinreißenden Beredsamkeit war, mit welcher derselbe allen Zuhörern unbe-

dingten Beyfall ablockte, so oft er von einer Sache redete die er verstand; und welche hingegen in spitzfindige Sophisterey ausartete, wenn er sich anmaßte von Dingen zu sprechen, von denen er nur unvollkommene Kenntnisse besaß a). Er sagte und bewies: daß die Versammlung kein Recht haben könnte, den Prozeß an und für sich auszumachen; daß dieselbe, wenn sie nicht den abscheulichsten Despotismus ausüben; wenn sie nicht die, von allen polizirten Völkern angenommenen Grundsätze aus den Augen setzen; wenn sie nicht alle Gewalt in sich vereinigen wolle, keinesweges, vermöge eines Beschlusses des gesetzgebenden Körpers, die Stellvertreter der Nation den Anklagen der Kriminalgerichte zu entziehen, und sich, auf diese Weise, selbst eine Ausnahme, ein Vorrecht in Kriminalsachen anzumaßen, befugt seyn könnte. Er zeigte, daß der Prozeß noch nicht angefangen, sondern erst eingeleitet sey, weil die Zeugen bloß verhört, und nicht unter einander verglichen, oder mit einander konfrontirt worden wären. Er wisse wohl, fuhr er fort, daß man vorgebe: dieser Prozeß sey ein Prozeß gegen die Revolutin, und er selbst hätte gehört, daß die Zuschauer auf den Galle-

a) Der Abbe Maury wurde zu Valreas, einer kleinen Stadt, in der, dem Pabste zugehörigen, Grafschaft Venaissin von armen Eltern gebohren. Er kam nach Paris und zeichnete sich bald, durch seine außerordentliche Beredsamkeit, daselbst aus. Am 25. August 1772 las er, vor der Königlichen Französischen Akademie eine Lobrede auf den heiligen Ludwig ab, die seinen Ruhm vermehrte. Er kam nach Hofe, und predigte vor dem Könige. Zu Peronne ward er zum Abgesandten an die Reichsstände gewählt.

rien, bey diesem Ausdrucke, ihren vollen Beyfall bezeugt hätten. „Aber," rief er aus, „Ich, der ich keinen Anspruch auf die Ehre mache, den Gedungenen, welche hieher kommen um Ruhm auszutheilen, ein Händklatschen abzulocken: ich verlange endlich einmal zu erfahren, was man denn unter dem Ausdrucke Revolution versteht. Ich verlange zu wissen: ob es zu der Revolution gehört, daß der Pallast unserer Könige durch kannibalische Mordscenen befleckt; daß die geheiligte Person des Monarchen ermordet; daß seine erhabene Gemahlin zerfleischt; und daß eine Legion blutdürstiger Tyger gegen diese Fürstin bewaffnet werde. Ich verlange zu wissen: ob unter dem Vorwande der Revolution, die größten Verbrechen ungestraft ausgeübt; und ob, unter diesem Vorwande, ein verächtliches Gesindel von Räubern und Mördern, berechtigt seyn könne, die schwärzesten Greuelthaten zwischen der Nationalversammlung und dem Throne zu begehen? Ich frage: ob alle diejenigen als Feinde der Revolution anzusehen seyen, welche, durch die zu Versailles geschehene Greuelthaten, in dem Innersten ihrer Seele empört worden sind? Wenn dem so ist; so gehöre ich mit unter diese Anzahl. Aber, meine Herren, hier ist nicht die Rede von einer Revolution, sondern von einem Aufruhr; von einem Aufruhr gegen die Konstitution selbst; von einem Königsmorde. Ihr würdet die Kette Eurer Beschlüsse entehren, wenn ihr den ersten Ring derselben, auf eine schändliche Weise, an den Dolch der Meuchelmörder befestigen wolltet. — Ich spreche bloß im Allgemeinen, weil ich Eure gegenwärtige Berathschlagungen nicht als ein Urtheil über den Prozeß selbst, sondern bloß allein

als

als die Entscheidung einer Frage aus dem Jure publico ansehe. Euer Referent hat die Sache berichtet, als wenn er dieselbe Euch zum Urtheilen vorzutragen hätte, da doch Euer Recht und Eure Pflicht sich darauf einschränken, es dahin zu bringen, daß über dieselbe geurtheilt werde. Der Herr Referent sagt uns: Er finde in den Schandthaten des 6. Oktobers, keine Verschwörung, sondern weiter nichts, als ein grausames Spiel des Schicksals; eine Macht des Zufalls, gegen welchen alle menschliche Klugheit nichts vermöge. Ich habe die Akten aufmerksam durchgelesen, und ich gestehe, daß es, in meinen Augen, bewiesen ist, so wie in den Augen aller Unbefangenen, daß die Greuelthaten zu Versailles das Resultat einer wahren Verschwörung gewesen sind. Ich will nur einen einzigen Umstand anführen, welcher die Wahrheit meiner Behauptung auf die allerunwidersprechlichste Weise darthut. Durch die einstimmige Aussage einer Menge von Zeugen ist bewiesen, daß unter jenem Haufen von Räubern, deren bloße Erinnerung einen Schauder des Schreckens erweckt, eine sehr große Menge in Weiber verkleideter Männer sich befanden. Wenn aber das Volk bloß kommt, um von seinem Könige Brod zu verlangen; wenn dasselbe nicht im Aufruhr begriffen ist: dann verkleidet es sich nicht, um sich unkenntlich zu machen. Jede Verkleidung setzt einen Plan voraus; sie setzt das Bedürfniß voraus, sich zu verbergen: folglich haben wir hier alle Anzeigen einer Verschwörung, deren Zweck es war: ungestraft die größten Verbrechen ausüben zu können. Ich könnte es bey dieser einzigen Bemerkung bewenden lassen, um jeden Unbefangenen zu überzeugen. Aber, wo ist der

jenige, der sich, in vollem Ernste überreden lassen würde, daß die Abreise Aller zu derselben Stunde; die Vereinigung von zehen tausend Menschen, welche alle nach Einem Orte hinziehen; welche einerley Reden führen; welche dieselben Waffen tragen; welche, auf ihrer Reise, an dem Abende vor jenem beklagenswürdigen Tage, ankündigen: sie hätten keine Eile nach Versailles zu kommen, weil das Rendezvous erst am andern Morgen um sechs Uhr bestimmt sey; welche, bey ihrer Ankunft, dieselben Drohungen hören lassen; welche sich unter die, an demselben Tage verführten, Soldaten mischen; welche geduldig eine ganze Nacht auf das Zeichen zum Angriffe warteten; welche, zu der vorher bestimmten Stunde, auf Einer Stelle sich versammlen, und mit Gewalt in den Pallast des Königs eindringen: welche Verwünschungen gegen die königliche Majestät ausstoßen: welche die getreue Wache des Königs ermorden; welche bis in das Schlafzimmer der Königin eindringen; welche dieses Zimmer durch Blutvergießen entheiligen, und unzufrieden weggehen, weil sie, wie sie sagen, den Streich nicht vollführt haben: wo ist Derjenige, den man überreden könnte, eine solche Uebereinstimmung sey nicht die Folge einer Verschwörung? Nein! der Zufall häuft nicht so abscheuliche, nicht so methodische Verbrechen! Man muß die Augen vor dem hellen Lichte der Sonne verschließen, wenn man nicht, in diesen gehäuften, vorbereiteten, vorher angekündigten, unter einander verbundenen Schandthaten, alle Merkmale der niederträchtigsten Verschwörung sehen will! Und wir, die wir damals Augenzeugen dieser greulichen Auftritte waren, haben wir, hat Einer von uns daran gezwei-

felt, daß ein Plan, daß Anführer, daß Werkzeuge unter diesem Haufen vorhanden wären und daß derselbe, ohne es zu wissen fremdem Einflusse gehorchte? Offenbar war eine Verschwörung gegen den König vorhanden. Man wollte ihn schrecken, man wollte ihn entfernen, man wollte einen Statthalter an seine Stelle setzen, vielleicht wollte man ihn sogar ermorden. Und da dieses nicht gelang, so führte man das Oberhaupt des Reichs gefangen nach der Hauptstadt. Die Verschwörung gegen die Königin ist noch deutlicher bewiesen. In ihrem Schlafzimmer ist Blut geflossen; an der Thüre desselben sind ihre Gardes du Korps niedergemetzelt worden. Die erhabene Tochter so vieler Kaiser, die würdige Tochter der Maria Theresia; diese Fürstin, welche ganz Europa bewundert, und welche ihrem Unglücke einen so großen Ruhm zu verdanken hat, konnte den Dolchen ihrer Mörder nur dadurch entgehen, daß sie, um sechs Uhr des Morgens, im bloßen Hemde, floh, um an der Seite des Königs den Todesstreich zu erwarten."

Die beyden Angeklagten, Mirabeau und Orleans, verantworteten sich. Da ich die Geschichte des 5. und 6. Oktobers ausführlich erzählt, und die Anklagen gegen diese beyden Männer vorgebracht habe, so erfordert die Pflicht eines unpartheyischen Geschichtschreibers, auch die Verantwortung der Angeklagten, nicht im Auszuge, sondern vollständig herzusetzen. Mirabeaus Rede hat außerdem noch sehr viel merkwürdiges. Er spricht hier in seiner eigenen Angelegenheit, welches er vorher in der Nationalversammlung niemals gethan hatte. Es findet sich aber für den Menschenkenner keine bessere Gelegenheit, einen Mann kennen

zu lernen, als wenn man ihn von sich selbst sprechen hört. Mirabeau sagte:

„Obgleich, in diesem durchaus ungereimten Prozesse, nichts vorhanden ist, das mich anklagte: so befinde ich mich dennoch in einiger Verlegenheit. Nicht etwa deswegen, daß es mir Mühe kosten sollte, den gerechten Unwillen zurückzuhalten, welcher seit einem Jahre meine Brust beklemmt, und welchen man endlich auszubrechen zwingt. Nein! In dieser Sache gränzen Haß und Verachtung an einander. Die Verachtung dämpft den Haß, und erstickt denselben. Und wo giebt es wohl ein Gemüth, welches so verworfen wäre, daß die Gelegenheit vergeben zu können ihm nicht den reinsten Genuß verschaffen sollte? Auch ist es nicht die Verlegenheit, von den Stürmen einer gerechten Revolution sprechen zu müssen, und doch nicht in Erinnerung bringen zu dürfen, daß, wenn der Thron Unrecht zu entschuldigen hat, die Langmuth der Nation Verschwörungen zu vergessen habe. Nein! nein, meine Herren, die eigentliche Verlegenheit, in welche dieser Gegenstand mich versetzt, besteht ganz und gar in dem Prozesse selbst. Der ganze Prozeß ist ein höchstschändlicher Prozeß. Selbst die Jahrbücher des Lasters enthalten wenige Beyspiele einer so schamlosen, und zugleich so ungeschickten Bosheit. Mit der Zeit wird man Alles erfahren. Aber dieses verabscheuungswürdige Geheimniß kann jetzt noch nicht entdeckt werden, wenn nicht große Unordnungen daraus entstehen sollen. Diejenigen, welche den Prozeß des Chatelet verursachten, haben die schreckliche Spekulation gemacht, daß, im Falle sie ihren Plan nicht zur Ausführung sollten bringen können, der Patriotismus Desjenigen,

den sie aufopfern wollten, ihnen Ungestraftheit verbürge. Sie haben vorausgesehen, daß die Vaterlandsliebe des Beleidigten ihn entweder zu Grunde richten, oder den Beleidiger retten werde. a) Man klagt mich an: daß ich zwischen den Reihen des Regiments Flandern, mit einem bloßen Degen in der Hand, hin und her gegangen sey; daß heißt: man klagt mich an, etwas höchst Lächerliches gethan zu haben. Die aussagenden Zeugen haben diese Geschichte um so viel besser aufstutzen können, weil ich, da ich unter den Patriziern geboren, und dennoch von dem vormals sogenannten dritten Stande an die Versammlung abgesandt worden bin, es mir von jeher zur heiligen Pflicht gemacht habe, diejenige Kleidung zu tragen, welche mich an eine so ehrenvolle Wahl erinnern konnte. Nun verdient aber allerdings das Gemälde eines Mitgliedes der Versammlung, welches, im schwarzen Rocke, mit dem runden Hute, und im schwarzen Mantel, um fünf Uhr des Abends, mit dem bloßen Degen in der Hand, zwischen den Reihen eines Regiments hin und her geht, unter den übrigen Karrikaturen eines solchen Prozesses seine Stelle. Inzwischen bemerke ich, daß man leicht lächerlich scheinen, aber dennoch unschuldig seyn kann. Ich bemerke, daß einen bloßen Degen in der Hand zu tragen, weder ein Verbrechen der beleidigten Majestät, noch ein Verbrechen der beleidigten Nation seyn würde. Folglich finde ich,

---

a) Man bemerke, wie hämisch hier Mirabeau auf die königliche Familie anspielt, und wie unverschämt er sich selbst lobt. Aber solche grobe Prahlereyen, und so unverschämte Anspielungen, machten in Frankreich den größten Eindruck. Mirabeau kannte auf das Allergenaueste den Karakter des Volkes zu welchem er sprach.

wenn ich Alles überlege, wenn ich Alles untersuche, daß die Aussage des Herrn Valfond a) eigentlich nur für den Herrn de Gamache unangenehm seyn kann, denn er ist in den gefährlichen Verdacht gekommen, äußerst häßlich zu seyn, weil er mir ähnlich sieht. b) Ich habe in dieser Versammlung einen Freund, den ich sehr liebe, und dessen Zeugniß ich jetzt anrufe; ich meyne Herrn de la Mark. Am fünften Oktober habe ich den ganzen Nachmittag bey ihm, und mit ihm zugebracht. Wir waren ganz allein, wir hatten keine andere Gesellschaft als Landkarten, auf denen er mir gewisse Verbindungen der Belgischen Provinzen zeigte, welche ihm sehr am Herzen lagen. Eine Thatsache von anderer Art verdient noch mehr Eure Aufmersamkeit, nemlich: wir waren in unseren geographischen Untersuchungen so sehr vertieft, daß wir höchstens zwey bis drey Minuten lang von den fürchterlichen Amazonen sprachen, welche damals zu Versailles ankamen. Während unserer kurzen Unterredung über diesen Gegenstand sagte ich zu ihm: „Wahrscheinlich werden verkehrte Rathgeber den König zu überreden suchen, daß er diese Nacht verreise. Nimmt alsdann Monsieur nicht die Statthalterstelle über sich, so ist die Thronfolge für die jetzige Linie verloren. Verreist der König: so gehe ich sogleich zu Monsieur, und verlange Audienz." Man wirft mir vor, daß ich zu Herrn Mounier gesagt haben soll: „Ey! wer behauptet denn,

a) Man sehe Band 2. S. 411.

b) Welch ein Mensch, der es wagen darf zu spotten, wann er sich über die Mordthaten, wegen welcher er angeklagt ist, vertheidigen soll!

daß wir keinen König haben wollen? Wir wollen einen König; aber gleichviel ob Ludwig den Sechszehnten, oder Ludwig den Siebenzehnten!" Denken Sie sich, meine Herren einen übertriebenen Royalisten, so wie Herrn Mounier, welcher mit einem gemäßigten Royalisten spricht, und welcher es gar nicht für möglich hält, daß der Monarch einer Nation, die eine monarchische Regierungsform beynahe anbetend verehrt, irgend einer Gefahr sollte ausgesetzt seyn. Würden Sie es, in diesem Falle, außerordentlich finden, wenn der Freund des Thrones und der Freyheit, zu einer Zeit, da er sieht daß finstere Wolken sich am Horizont zeigen; zu einer Zeit, da er, besser als der Schwärmer, beobachtet, wohin die öffentliche Meynung sich lenke; was sonderbar zusammentreffende Umstände vermögen; was ein Aufstand für Gefahren mit sich bringen könne, daß er, zu einer solchen Zeit, seinen allzusicheren Mitbürger aus seiner gefahrvollen Sicherheit aufzuwecken versuche; daß er zu demselben sage: „Ey! wer läugnet dann, daß der Frankreicher an der Monarchie hänge; wer streitet dagegen, daß Frankreich einen König nöthig habe, und einen König verlange. Aber Ludwig der Siebenzehnte wird König seyn, wie Ludwig der Sechszehnte; und wenn man es dahin bringen kann, die Nation zu überreden, daß Ludwig der Sechszehnte Urheber oder Mitschuldiger der Ausschweifungen sey, welche die Geduld der Nation endlich ermüdet haben, so wird dieselbe einen Ludwig den Siebenzehnten auf den Thron setzen." Der eifrige Vertheidiger der Freyheit wird diese Worte mit desto größerem Nachdrucke ausgesprochen haben, je besser er den Mann gekannt hat, mit welchem er sprach; je

besser er alle Nebenumstände kannte, welche seiner Rede Eingang verschaffen konnten. Könnten Sie nun in einem solchen Manne, einen Verschwornen, einen, schlechten Bürger des Staates, oder auch nur einen Mann sehen, welcher unrichtig raisonnirt? Da ich nun einmal des Herrn Mounier erwähnt habe; so will ich noch eine andere Thatsache erklären, welche er, in seiner Aussage, zu seinem eigenen Nachtheile verunstaltet hat. Er war Präsident der Nationalversammlung am 5. Oktober, als man über die bloße und unbedingte, oder bedingte Genehmigung der Erklärung der Rechte des Menschen, sich berathschlagte. Ich gieng zu ihm (sagt man) und suchte ihn zu überreden, daß er eine Unpäßlichkeit vorgeben, und, unter diesem unbedeutenden Vorwande, die Sitzung aufheben möge. Nun aber hören Sie den wahren Verlauf dieser Sache. Am Morgen des 5. Oktobers erfuhr ich, daß die Gährung in Paris zunehme. Ohne genauer von den Umständen unterrichtet zu seyn, fand ich diese Nachricht nicht unwahrscheinlich: denn eine Vorbedeutung, welche niemals trügt, die Natur der Dinge, kündigte mir es an. Ich näherte mich dem Herrn Mounier, und sagte zu ihm: „Mounier, die Pariser ziehen gegen uns aus.“ — „Meinetwegen!“ — „Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht; es ist mir sehr gleichgültig: aber ich sage daß die Pariser gegen uns ziehen. Geben Sie eine Unpäßlichkeit vor; gehen Sie nach dem Schlosse; bringen Sie ihnen die Nachricht; sagen Sie, wenn Sie wollen, Sie hätten dieselbe von mir, dagegen habe ich nichts: aber, auf alle Fälle, unterbrechen Sie die gegenwärtige Berathschlagung; denn die Zeit ist kostbar, und wir dür-

sen keine Minute verlieren." — „Also ziehen die Pariser gegen uns? (antwortete Herr Mounier). Desto besser! Desto eher werden wir eine Republik seyn!" Nun erinnere man sich an die Vorurtheile, und an die schwarze Galle des Herrn Mounier; man erinnere sich, daß er in mir den Aufwiegler von ganz Paris zu sehen glaubte: und man wird finden, daß diese Antwort, welche einen festern Karakter vermuthen läßt, als der arme Flüchtling seither gezeigt hat, ihm zur Ehre gereiche. Seit dieser Zeit habe ich ihn nicht wieder gesehen, ausser in der Nationalversammlung, aus welcher er, so wie aus dem Königreiche, wenige Tage nachher desertirte. Ich habe ihn seither nicht gesprochen, und ich begreife nicht, wie er sagen kann, daß ich ihm, am Morgen des sechsten Oktobers, einen Zettel geschrieben hätte, um ihn zu bitten daß er die Sitzung aufheben möge. Ich kann mich hierauf gar nicht besinnen. Gesetzt aber es wäre geschehen: so würde es eben so unbedeutend als gleichgültig seyn. Endlich komme ich auf die dritte Beschuldigung die man gegen mich vorgebracht hat; und hier kann ich den Schlüssel zum Räthsel geben. Ich habe, sagt man, dem Herrn Orleans gerathen, er solle nicht nach England reisen. Nun! was will man denn hieraus schliessen? Ich rechne es mir zur Ehre, ihm diesen Rath gegeben zu haben. Ich erfahre, durch ein öffentliches Gerücht, daß, nach einer Unterredung zwischen den Herren Orleans und la Fayette (einer Unterredung, welche sehr gebieterisch von der einen Seite, und sehr gelassen von der andern Seite war) Herr Orleans die Gesandtschaft nach England, oder vielmehr den Befehl dahin zu reisen, angenommen habe: und sogleich stellen sich meinem Gemüthe alle Folgen eines solchen Schrittes

lebhaft dar. Ohne mich lange zu besinnen nahm ich meine Parthie. Ich sagte zu dem Herrn de Biron, mit welchem ich niemals in einer politischen Verbindung gestanden, aber welchen ich jederzeit aufrichtig hochgeschätzt, und von welchem ich viele Freundschaftsbeweise erhalten habe: „Herr Orleans will, ohne Ursache, den Posten verlassen, welchen seine Kommittenten ihm anvertraut haben. Geht er, so widersetze ich mich seiner Abreise, und klage ihn an; bleibt er, entdeckt er die unsichtbare Hand, welche ihn entfernen will; so klage ich jene Person an, welche sich an die Stelle der Gesetze zu setzen sucht. Nun mag er wählen zwischen beyden.“ Herr de Biron antwortete auf diese Anrede durch romanhafte Gesinnungen; und das hatte ich erwartet. a) Herr Orleans, welcher meine Entschliessung erfuhr, versprach meinem Rathe zu folgen. Aber gleich am folgenden Tage erhalte ich in der Versammlung einen Zettel von dem Herrn de Biron. Dieser Zettel war schwarz verbrämt, wie ein Trauerbrief, und kündigte die Abreise des Prinzen an. — Doch, ich spreche, ohne mein Wissen, wie ein Angeklagter, während ich eigentlich Ankläger seyn sollte. Welch ein Prozeß, der ein ganzes Jahr bedurfte, um alle Zeugen abzuhören; um alle Federn, die man in Thätigkeit setzen wollte, gehörig zu spannen! Welch ein Prozeß, der, dem Scheine nach, ein Verbre-

a) M. de Biron répondit par des sentiments chévaleresques, & je m'y étois attendu. Mirabeau ist hier vorsätzlich unverständlich, wahrscheinlich meynte der Herzog von Biron daß der Herzog von Orleans den Herrn la Fayette zum Zweykampfe heraus fordern sollte.

chen der beleidigten Majestät zum Grunde hat, und sich jetzt in den Händen eines Tribunals befindet, das da bloß allein über Verbrechen der beleidigten Nation zu richten gesetzt ist! Welch ein Prozeß, der, ein ganzes Jahr lang, mehr als zwanzig Personen bedroht, der bald aufgegeben, und bald wiederum angefangen wird; je nachdem das Interesse und die Absichten, die Furcht oder die Hoffnung Derjenigen, die den Plan dazu gemacht haben, es verlangt! Ein Prozeß, welcher, seit so langer Zeit, der Intrigue zur Waffe gedient hat, und ein aufgehangenes Schwert über dem Haupte derjenigen war, die man entweder schrecken oder vernichten, trennen oder vereinigen wollte; welcher endlich dann erst zum Vorschein gekommen ist, als einer der Angeklagten die Diktatur nicht anerkennen wollte, die ihn in der Verbannung hielt, oder als er dieselbe verachtete! Welch ein Prozeß, der auf individuellen Verbrechen beruht, die man nicht untersucht, und deren entfernte Ursachen man aufsuchen will, ohne sich um die nähern Ursachen zu bekümmern! Welch ein Prozeß, dessen Begebenheiten sich alle ohne eine Verschwörung erklären lassen, und welchem man dennoch eine Verschwörung zum Grunde legen will; dessen Hauptzweck zu seyn scheint, wirkliche Fehler zu verbergen und eingebildete Verbrechen an die Stelle derselben zu setzen! Ein Prozeß, welchen die Eigenliebe zuerst anfieng, dessen sich der Partheigeist nachher bemächtigte, und welcher hierauf von den Ministern geleitet wurde; welcher, wechselsweise, bald unter diesem, bald unter jenem Einflusse stand, und endlich zuletzt die Gestalt einer hämischen Protestation gegen Euere Beschlüsse, gegen die freye Genehmigung des Königs, gegen seine Reise nach Paris, gegen die Weisheit Euerer Berathschlagungen,

und gegen die Liebe der Nation zu ihrem Monarchen angenommen hat! Welch ein Prozeß, den die bittersten Feinde der Revolution, wenn sie die einzigen Urheber desselben gewesen wären, so wie sie die einzigen Werkzeuge gewesen sind, nicht besser hätten einleiten können! Ein Prozeß, dessen Zweck es war, den schrecklichsten Partheygeist in dieser Versammlung selbst aufzuwecken; so wie auch im ganzen Königreiche, indem die Gesinnungen der Hauptstadt in den Provinzen verläumdet wurden; in jeder einzelnen Stadt, indem eine Freyheit verabscheuungswürdig scheinen müßte, welche das Leben des Monarchen in Gefahr gesetzt hätte; in ganz Europa, indem man einen gerechten und freyen König als gefangen und verfolgt darstellte; indem man diese erhabene Versammlung als eine Versammlung von Rebellen darstellte! Ja! das Geheimniß dieses höllischen Prozesses ist endlich entdeckt; es liegt da, in seinem ganzen Umfange; es liegt in dem Eigennutze Derjenigen, deren Aussagen und deren Verläumdungen dieses Gewebe geflochten haben; es liegt in den Hülfsmitteln, welche die Feinde der Revolution in demselben gefunden haben; es liegt, — es liegt in der Seele der Richter, eben so deutlich und klar, wie bald die allergerechteste und die allerunversöhnlichste Rache es in die Tafeln der Geschichte eingraben wird!"

So sprach Mirabeau! So vertheidigte sich Mirabeau, wegen der Verbrechen, deren er angeklagt war! Und die Menschheit trauert, wenn sie erfährt, daß die linke Seite der Nationalversammlung, sowohl als der Pöbel auf den Gallerien, diesem Manne, der, mit einer ehernen Stirne, statt die Anklage von sich abzulehnen, selbst ein drohender Ankläger wurde, Beyfall zuklatschte!

Eben so sprach auch der Herzog von Orleans. Er vertheidigte sich nicht; er lehnte die Beschuldigungen nicht von sich ab, sondern er las eine Rede vor, welche Mirabeau für ihn aufgesetzt hatte, und in welcher er sich an den Richtern und an den Zeugen, zu rächen, und dieselben zur Strafe zu bringen versprach.

Der Herzog von Biron hielt eine lange Rede, zu Gunsten des Herzogs von Orleans, in welcher er den Orleans mit Lobsprüchen überhäufte, und denselben als ein Muster der Mäßigung und Bescheidenheit darstellte.

Einige Mitglieder der rechten Seite wollten sprechen; sie wollten die Versammlung bitten, sich, in einer so wichtigen Berathschlagung, nicht zu übereilen: allein sie wurden verlacht, ausgezischt, und nicht angehört.

Barnave sagte: „Sobald wir diesen Prozeß gelesen hatten, hatten wir auch schon darüber entschieden. Es giebt hier keine andere Verschwörung als den Prozeß selbst. Ich verlange von Euerer Gerechtigkeit, ich verlange von Euerer Güte, daß Ihr den Prozeß, daß Ihr das Chatelet, daß Ihr die Zeugen mit der allertiefsten Verachtung behandelt. Herr von Orleans braucht sich nicht zu vertheidigen. Die ganze Nation kennt und schätzt seinen Patriotismus.“

Die Versammlung beschloß: daß Mirabeau und Orleans unschuldig wären, und daß der ganze Prozeß unterdrückt werden solle.

Herr Chabroud hatte, in seinem Berichte, die Aussagen der Zeugen und die Thatsachen, so sehr verstellt, daß einige Zeugen sich für beleidigt, ihre Ehre für angegriffen hielten, und sich öffentlich vertheidigten. Herr Chabroud hatte es sogar gewagt, zu

läugnen, daß die Mörder bis in das Zimmer der Königin eingedrungen wären. Dagegen schrieb der Graf de Luillier, Marechal des Logis der Gardes du Korps, welcher, am sechsten Oktober 1789, im Innern des Schlosses die Wache gehabt hatte, folgendes: „Ich bezeuge, daß die Mörder in das Zimmer der Königin eingedrungen sind; daß ich selbst dieselben im Vorzimmer gesehen habe; daß Herr de Barreau, der Brigadier der Schweitzer, welcher das Kommando in den Zimmern der Königin hatte, mit einigen Gardes du Korps in das Schlafzimmer der Königin getreten ist, daselbst die Mörder gesehen, und dieselben im Besitze dieses Schlafzimmers gelassen hat, in welchem sie, mit schrecklicher Wuth, und mit Verwünschungen gegen den König, gegen die Königin, und gegen die Gardes du Korps, alles zerstört und vernichtet haben. Ferner behaupte ich; strafe Herrn Chabroud öffentlich Lügen; und versichere, bey meiner Ehre, daß die Gardes du Korps nicht einen einzigen Schuß im ganzen Schlosse gethan haben. Der Mann, welcher getödtet und unter die Fenster des Königs gelegt worden ist, wurde von den Mördern selbst umgebracht, als diese auf diejenigen Gardes du Korps schossen, welche den Herren du Repaire und de Miomandre beystehen wollten. Die Bürgermiliz bezeugt selbst die Wahrheit dieser Thatsache.“

Während der Zeit, da sich die Versammlung mit dem Kriminalprozesse des Chatelet beschäftigte, bemühten sich die Demagogen, die Aufmerksamkeit der Pariser von einem so wichtigen Gegenstand abzuziehen. Zu diesem Ende verbreiteten sie das Gerücht einer bevorstehenden Gegenrevolution, welche damit anfangen

sollte, daß der König nach Rouen reisen, und daselbst sich an die Spitze einer Armee stellen sollte. Die Demagogen erreichten ihren Zweck, und die leichtgläubigen Pariser zweifelten nicht an der Wahrheit dieses Plans, der eben so ungegründet als lächerlich ersonnen war. Man behauptete, es würden zu Rouen zwey tausend eiserne Käfichte verfertigt, in welche die Herren la Fayette, Bailly, und die übrigen Patrioten eingeschlossen, und nachher, im Triumphe, durch ganz Frankreich geführt werden sollten.

Vor einiger Zeit hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß alle Briefe, welche mit dem Siegel der Versammlung gesiegelt seyn würden, auf der Post nichts bezahlen, und postfrey laufen sollten. Von diesem Beschlusse machten die Mitglieder der Versammlung für sich und für ihre Freunde, einen solchen Mißbrauch, daß am 9. Oktober angezeigt wurde: die Einnahme der Briefpost hätte, in Zeit von sieben Monaten, um 800,000 Livres abgenommen, und die Ausgabe hätte, in eben dieser Zeit, um 200,000 Livres zugenommen. Also ein Unterschied von einer Million Livres in sieben Monaten! Die Versammlung fand sich hierdurch genöthigt, die unbedingte Postfreyheit ihrer Mitglieder einigermassen einzuschränken.

Durch einen Beschluß der Nationalversammlung waren, im ganzen Königreiche, die Parlamenter aufgehoben worden; diese mächtigen Tribunale, welche den Befehlen der unumschränkten Könige des vormaligen Frankreichs so oft, und so hartnäckig, Wider-

stand geleistet hatten. Einige Parlamenter gehorchten den Befehlen der Nationalversammlung und giengen auseinander; andere giengen zwar auseinander, aber mit der Erklärung, daß sie der Gewalt nachgeben müßten; ein einziges Parlament, das Parlament zu Toulouse protestirte.

Am 15. Oktober begab sich der Bürgerrath von Paris nach dem Parlamentshause, um, zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, die Schriften zu versiegeln. Der Bürgerrath warf, in einem Augenblicke, und ohne Widerstand, den fürchterlichen Koloß um, welchen, im Jahre 1788, Brienne mit allen seinen Truppen nicht hatte umwerfen können. Die Parlamentsglieder stellten sich damals, als wollten sie sich gegen zwey Regimenter vertheidigen, und Desprémenil nicht herausgeben. a) Dießmal aber hatten alle die Flucht genommen. Kein Mensch war vorhanden; das Parlamenthaus war einsam und verlassen; die Säle waren offen; die Archive, und die übrigen Kasten und mit Schriften angefüllten Schränke, waren verschlossen. In diesem Pallaste, welcher vormals von lärmenden Streitigkeiten und von Klagen unaufhörlich ertönte, herrschte jetzt eine todte Stille. Die Parlamentsglieder, die Sekretaire und die Schreiber, waren alle so sehr von Schmerz durchdrungen, daß auch nicht Einer es über sich selbst vermochte, zu bleiben, und dem Bürgerrathe die Schlüssel zu übergeben. Alles wurde mit dem Siegel der Stadt versiegelt. Dadurch, daß das Parlament seine Papiere nicht förmlich übergab, geriethen eine Menge an-

a) Man sehe B. 1.

anhängiger Prozesse in die größte Unordnung und viele Haushaltungen, deren Glück von dem Ausgange eines Prozesses abhieng, wurden zu Grunde gerichtet. „Diejenigen," sagt Desmoulins, welche in den langen Sälen dieses Pallastes hin und her giengen, empfanden, bey der Einsamkeit und bey der Stille, welche nunmehr in diesem Tempel der lärmenden Schikane herrschte, ein Schaudern, gleich demjenigen Schaudern, welches man empfand, wenn man in der eingenommenen Bastille hin und her gieng. Es wurde Einem zu Muthe, als ob man mit den unzähligen Schatten der geplünderten Wittwen und Waisen umgeben wäre, welche jetzt hieher gekommen zu seyn schienen, um eine späte Rache auszuüben. Hier, an diesem Orte, hatte Seguier einem Mably, einem Raynal, einem Rousseau, bewiesen, daß sie Thoren wären. Hier hatten sich die krummen Nägel des Advokaten der ersten Instanz, in die Klauen des Appelirens verlängert; hier hatte der Herr, Sekretair Doppelhand von beyden Parthieen Geschenke angenommen; hier hatte der Herr Schreiber, um fünf und zwanzig Louisd'ors, künstlich ein Wort in das Urtheil eingeschoben; und der Herr Referendarius hatte, noch künstlicher, das vorzüglichste Aktenstück bey Seite geschaft. Hier fand, zwischen dem Schreiber, dem Advokaten, dem Sekretair und dem Richter, eine edle Nacheiferung statt, wer die streitenden Parthieen am besten bestehlen könne. Hier gab es liebenswürdige Solizitantinnen, welche sich für Verwandte ausgaben, und, mit dem Eifer welchen eine nahe Anverwandtschaft einflößt, dem Referenten in sein Kabinett nachfolgten, um zwischen dem Kläger

und dem Richter eine eben so enge Verwandtschaft zu stiften. Die Haufen von Papieren, welche man hier antraf, die Ueberbleibsel so vieler zu Grunde gerichteten Kläger, erinnerten an die Haufen von Knochen, welche man vormals in den Mexikanischen Gözentempeln fand, und welche die Ueberbleibsel so vieler geopferten Menschen waren."

Im Monate September 1790 brach zu Paris ein Theaterkrieg aus, welcher sehr leicht ernsthafte Folgen hätte haben können. Die Schauspieler des französischen Theaters waren, so wie die Schauspieler aller übrigen Theater, heftige Aristokraten, und Feinde der Revolution und der neuen Regierungsform. Sie verloren durch die Revolution Alles: ihren grossen Einfluß auf die ersten Personen im Staate, und ihr ausschliessendes Vorrecht. Die Schauspielerinnen verloren noch überdieß, eine andere ergiebige Quelle von grossen Einkünften, welche nunmehr versiegt war, seitdem der königliche Schatz nicht mehr ungestraft geplündert werden konnte. Nun hatte das Trauerspiel von Chenier, Karl der Neunte, unter dem Volke die heftigste Wuth gegen die Diener der Religion erweckt. So oft die Vorstellung dieses Trauerspiels geendigt war, lief der vornehme und geringe Pariser Pöbel, aus dem Schauspielhause, durch alle Strassen der Hauptstadt, und rief aus: „Weg mit den Tonsuren! An die Laterne mit den Tonsuren!" Die Minister verboten, aus dieser Ursache den Schauspielern das genannte Stück ferner zu geben, und es wurde dasselbe in langer Zeit nicht mehr aufgeführt.

Im August befand sich Mirabeau in dem Parterre, und verlangte überlaut von den Schauspielern: sie sollten das Stück Karl der Neunte wiederum ankündigen. Dieses geschah nicht. Nach einigen Tagen wiederholte Mirabeau sein Verlangen, oder vielmehr seinen Befehl. Zugleich ließ er, in alle Tagschriften, einen Brief einrücken, in welchem er sich über die Schauspieler beklagte. Hierdurch sahen diese sich genöthigt, Mirabeau's Verlangen zu entsprechen, und jenes Schauspiel aufzuführen. Das aufgeführte Trauerspiel that abermals die gewünschte Wirkung; es brachte den Pöbel gegen die Geistlichen auf. An dieser Wirkung hatte ein junger Schauspieler, Namens Talma, welcher seine Rolle vorzüglich gut spielte, den größten Antheil. Diesem Schauspieler ward der lauteste Beyfall zugeklatscht, während die übrigen, wegen ihres schlechten Spiels, ausgepfiffen wurden. Die Schauspieler, hierdurch aufgebracht, verbanden sich unter einander, mit Talma nicht mehr zu spielen, und denselben aus ihrer Gesellschaft auszustossen. Talma erschien nicht mehr auf dem Theater, und täglich verlangten die Demokraten, daß er erscheinen solle. Endlich trat Herr Fleury, der Direktor, hervor, und versprach am folgenden Freytage dem Parterre die Ursache anzuzeigen, warum die Schauspieler den Talma nicht länger unter sich dulden wollten. Nunmehr ward für beyde Parthieen geworben. Die Jakobiner beschlossen: am Freytage in so grosser Anzahl als möglich, nach dem Schauspielhause zu ziehen; und die Schauspieler theilten unter ihre Freunde, die Aristokraten, sehr viele Eingangszettel umsonst aus, damit sie auch auf ihrer Seite, eine starke Parthie haben

möchten. Der Freytag kam an, Herr Fleury erschien auf dem Theater und sagte: „Meine Gesellschaft, überzeugt, daß Herr Talma ihrem Vortheile entgegen gehandelt hat, beschließt einstimmig, daß sie künftig mit diesem Manne in gar keiner Verbindung stehen wolle.“ Bey diesen Worten entstand in dem Schauspielhause ein schrecklicher Lärm. Die beyden Parthieen schimpften, und drohten einander. Der Augenblick nahte sich, in welchem sie bereit waren einander zu ermorden, und, statt des erdichteten Trauerspiels, ein wirkliches aufzuführen. Lärm und Tumult nahmen so sehr zu, daß die Wache sich genöthigt sah den Herrn Maire zu holen, damit dieser Ordnung und Ruhe wiederum herstellen möchte. Als Herr Bailly ankam, war schon Alles wieder ruhig geworden, der Sturm hatte sich gelegt und Herr Fleury hatte erklärt: er wolle gerne Herrn Talma wieder aufnehmen, sobald ihm dieses von höherer Hand befohlen werde. „Gut,“ sprach Herr Bailly, „morgen soll es die höhere Hand befehlen!“ Am folgenden Tage ließ der Maire die Schauspieler zu sich kommen. Aber, statt zu befehlen, sprach er mit ihnen in seinem gewöhnlichen, bittenden und weinerlichen Tone. Zureden, Vermahnungen, Vorstellungen, Bitten: Alles wandte er an; aber vergeblich. Er erinnerte Fleury an seine gestrige Rede: daß er nachgeben wolle, wenn es ihm von höherer Hand befohlen werde. Nun erfuhr Herr Bailly, zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß Herr Fleury, unter dem Ausdrucke höhere Hand, den König oder die Minister, aber nicht den Herrn Bailly oder den Bürgerrath, verstanden habe. „Ehe ich wieder mit Talma spiele,“ fuhr

Fleury fort, „eher will ich mein Theater zuschliessen, und die Schlüssel dem Könige überbringen." — „So! so!" antwortete Herr Bailly, „ich sehe wohl, daß Sie nicht anders als mit gekrönten Häuptern in Unterhandlung treten wollen!" a) Die Jakobiner, über die Unverschämtheit der Schauspieler aufgebracht, versammelten sich im Jakobinerklub, und beschlossen: die Schauspieler durch Gewalt zu zwingen, dem Befehle des Bürgerrathes zu gehorchen. Sie wiegelten das Volk auf. Der Pöbel begab sich, in grosser Menge, nach dem Schauspiele, und drohte, die Schauspieler und die Schauspielerinnen auf eine Art zu züchtigen, wie sonst Kinder von ihren Schulmeistern gezüchtigt werden. Nun gaben die Schauspieler nach. Sie führten das Trauerspiel Karl der Neunte auf, und begleiteten, nach geendigter Vorstellung, den Herrn Maire nach Hause.

Vormals hatte der ganze Despotismus Ludwigs des Funfzehnten die Hartnäckigkeit der Schauspieler nicht zu überwinden vermogt. Die Schauspieler beschlossen damals: Einen aus ihrer Gesellschaft, Namens Dubois, nicht länger unter sich zu dulden; eben so, wie sie jetzt den Talma nicht dulden wollten. Dubois war von allen Herren des Hofs beschützt. Aber Befehle, Drohungen, ja sogar der Zorn des Monarchen, Alles war vergeblich: sie wollten den Dubois nicht wieder aufnehmen. Hierauf wurden die Schauspieler nach dem Gefängnisse geschickt. Von daher brachte man sie jeden Abend nach dem Schauspielhause, und, nach geendigter Vorstellung wiederum nach dem Gefängnisse zurück.

---

a) Je vois bien, que vous ne voulez traiter que de Couronne à Couronne.

Zuletzt mußte der französische Monarch dennoch nachgeben, und die Theaterkönige siegten damals über den wirklichen König.

Der erste Versuch, den die Pariser Propaganda machte, ein glückliches Land, unter dem Vorwande verkannter Menschenrechte, durch Aufruhr zu zerstören, geschah in der Schweitz. Es wurden Emissarien und Missionnairs ausgesandt, welche einen Versuch machten, das zufriedene und glückliche Volk im Pays de Vaud aufzuwiegeln, und zum Rauben und Morden anzufeuren. Die Schweitzerbauern waren aber für diese neue Lehre gar nicht empfänglich. Sie fühlten zu sehr das Glück, unter dem Schutze einer gütigen und weisen Regierung, schon seit drey Jahrhunderten, zu leben, als daß sie sich so leicht hätten sollen überreden lassen können, Laternenpfähle zu errichten, und Kopfabhauer zu besolden, wie ihre flüchtigen und leichtsinnigen Nachbarn in Frankreich gethan hatten.

Der Rath zu Bern ließ hierauf, an seine Unterthanen im Pays de Vaud, folgende vortrefliche Proklamation ergehen:

„Wir, Schultheissen, kleine und grosse Räthe der Stadt und Republik Bern, allen unsern Edeln, unsern lieben und getreuen Vasallen, den Bürgerräthen, den Gemeinheiten, den Bürgern, und unsern übrigen Unterthanen im Pays de Vaud, unsern Gruß zuvor."

„Da wir erfahren, daß einige freche Männer, treuloserweise, sich bemühen, durch heimliche Anstiftungen und durch aufrührische Schriften, Zwietracht und den Geist des Aufruhrs zu verbreiten, und alle Bande, wel-

che die Völker mit den Oberherren verbinden, von denen sie regiert werden, zu zerreissen: so finden Wir für nöthig, vermöge unserer Wachsamkeit, und noch mehr vermöge unserer getreuen Vorsorge, ihren schädlichen Planen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu setzen. Alle Mittel, welche in Unserer Gewalt sind, werden Wir anwenden, um Euch die unschätzbaren Wohlthaten des Friedens und der öffentlichen Ruhe zu erhalten. Aber das Mittel, zu welchem Wir, vor allen andern, unsere Zuflucht nehmen, ist Euer Patriotismus. Wir glauben überzeugt zu seyn, daß Ihr allen Bemühungen widerstehen werdet, die man anwenden möchte, um die Unruhen welche gegenwärtig in mehreren europäischen Staaten herrschen, auch unter Euch zu bringen. Um Euch davor zu bewahren, wird es hinreichend seyn, Euch an das Glück zu erinnern, dessen Ihr geniesset. Ihr mögt Euch an das Vergangene erinnern, oder Ihr mögt, um Euch her, auf Euer Vaterland blicken; so werdet Ihr überall Gründe finden, der Vorsehung zu danken. Beynahe sind drey Jahrhunderte verflossen, seitdem das Pays de Vaud mit der Republik vereinigt ist, und seit so vielen Jahren hat die Plage des Krieges sich Euren Wohnungen niemals genähert. Nirgendwo ist es leichter dem Mißbrauche der Gewalt zu widerstehen, und den Schutz der Gesetze zu erhalten. Nirgendwo darf der Mächtige, wenn er mit dem Schwachen kämpft, sich weniger versprechen, daß ihn die Regierung begünstigen werde; und wenn es möglich wäre, daß es Begünstigungen geben könnte, die sich mit der Pflicht vertrügen, gerecht gegen einen Jeden zu seyn: so könnte bloß allein der Arme auf dieselben Anspruch machen. Die Regierungsform der Republik ist eine väterliche Regierungs-

form, welche keine Abgaben fordert, und welche, mit zärtlicher Sorgfalt, öffentlichen Wohlstand, Achtung der persönlichen Freyheit, Schutz des Eigenthums eines Jeden, Gleichheit der Menschen vor dem Richter, und Gleichförmigkeit der Gesetze für alle Klassen von Staatsbürgern, zu den vorzüglichsten Gegenständen ihrer Bemühungen zu machen sucht. Jede Veränderung würde demzufolge unnütz seyn; gesetzt auch daß dieselbe nicht schädlich wäre. Aber schädlich müßte sie gewiß seyn! Mag man doch, in andern Ländern, die dunkeln Zeiten der Geschichte durchwühlt haben, um in denselben Rechte und Gebräuche aufzusuchen, welche auf die gegenwärtige Lage gar nicht anwendbar sind! Mag man sich unsichern Vernunftschlüssen Preis gegeben haben, um Mittel zu finden seinen Zustand zu verbessern! — Aber daß, in einem Lande welches so grosser Vorzüge genießt, man sich der Gefahr aussetzen wollte, dieselben zu verlieren, um nach einer schimärischen Vollkommenheit zu streben; daß man die Ruhe und den Wohlstand seiner Voreltern und seiner Kinder auf das Spiel setzen, und in eine Gegend, in welcher, schon seit so langer Zeit, Ruhe und Frieden herrschte, alle Unordnungen der Gesetzlosigkeit sollte bringen wollen: dieß, liebe und getreue Unterthanen, scheint uns unmöglich zu seyn. Vergeblich geben die Feinde Eurer Ruhe vor: sie wollten Euer Schicksal verbessern. Sie werden von Liebe zu Neuerungen, von noch sträflichern Beweggründen und Planen geleitet. — Auch lehrt uns die Geschichte, daß, in den grossen und wichtigen Streitigkeiten über die Regierungsformen, die vorzüglichste Triebfeder jederzeit der Ehrgeitz einiger Männer war, welche nach Macht strebten; und daß jederzeit das Volk, welches sie durch ungegrün-

dete Versprechungen verblendeten, ihren Intriguen zum Spielwerke gedient hat, und ihrem Ehrgeize aufgeopfert wurde. Die beste Regierungsform unter allen ist unstreitig diejenige, welche am meisten zu der allgemeinen Wohlfahrt beyträgt. Wir dürfen unbesorgt Euch an diesen Grundsatz erinnern, weil Uns derselbe von jeher zur Richtschnur gedient hat, und weil Wir, zufolge desselben, Eurer Zuneigung und Eurer Dankbarkeit versichert seyn können. Wenn Wir Euch vor den Fallstricken warnen, welche man Euch legen könnte, so geschicht dieses nicht sowohl aus dem Bewußseyn Unserer Rechte, als vielmehr aus der Zuneigung, welche wir von jeher gegen Euch gehabt haben, und aus der innigen Ueberzeugung von jener großen Wahrheit, welche durch die Erfahrung aller Zeitalter bestätigt wird: daß das größte Unglück, mit welchem der Himmel ein nicht unterdrücktes Volk heimsuchen kann, darin besteht, daß er in demselben das Verlangen erwecke, seinen politischen Zustand zu verändern. Wenn eine Regierungsform zu ihren Gunsten drey Jahrhunderte einer ununterbrochenen Wohlfahrt aufstellen kann, so gehört die allerunsinnigste und die allerstrafbarste Frechheit dazu, ungewisse und unbestimmte Spekulationen derselben vorziehen, und auf diese Weise aus dem Schicksale der gegenwärtigen und der künftigen Generationen ein Spielwerk machen zu wollen. Die Sorge einer so sträflichen Frechheit Einhalt zu thun, ist, für einen Oberherrn, welcher seine Unterhanen liebt, die heiligste aller Pflichten."

Die Stadt Vevay im Pays de Vaud antwortete auf diese Proklamation durch folgende Zuschrift:

„Großmächtige Herren."

„Da die Unruhen, welche im Walliserlande ausgebrochen sind, die Aufmerksamkeit Eurer Hoheiten auf sich zu zi.hen scheinen; so haben die Bürgerräthe der Stadt Vevay, als getreue Unterthanen des Staates, sich außerordentlich versammelt. Und da sie sowohl in ihrem eigenen Namen, als in dem Namen der Bürgerschaft handeln; so bedienen sie sich dieser Gelegenheit, um, in Rücksicht der väterlichen und vermahnenden Proklamation Eurer Hoheiten, eine ehrfurchtsvolle Zuschrift Denenselben zu übersenden."

„Durchdrungen von der lebhaftesten Dankbarkeit, gegen die, eben so gerechte, als weise, großmüthige und gemäßigte Regierung Eurer Hoheiten, preisen Wir die göttliche Vorsehung, dafür, daß sie Uns unter Eurer wohlthätigen Herrschaft hat gebohren werden lassen. Wir haben nicht nöthig, Uns vor jenen auswärtigen Kriegen zu fürchten, durch welche die verschiedenen Nationen Europens so oft beunruhigt, und zuweilen ganz zu Boden gedrückt werden; Wir können wegen Unserer persönlichen Sicherheit unbesorgt seyn; Wir sind in dem völligen und gänzlichen Genusse unseres Eigenthums; Wir sind geschützt vor Unterdrückung, und vor jenen Eingriffen, unter denen so viele andere Völker seufzen. Aber Wir, der Rath und die Bürgerschaft, fühlen auch recht lebhaft, welch ein großes Glück Wir genießen. Folglich kommen wir heute, eben so sehr durch Zuneigung angetrieben, als durch Pflicht, und erneueren Euren Hoheiten die Versicherung der allerunverletzlichsten Treue, sowohl als Unseres festen Entschlusses, die gegenwärtige Konstitution des Staates aufrecht zu erhalten, und das Vater-

land, selbst mit Gefahr unseres Lebens und unserer Güter, zu vertheidigen."

Glückliches Land! dreymal glückliches Land, welches so weise und so gütige Regenten, welches so zufriedene und so erleuchtete Unterthanen hat! Von diesem Bilde eines freyen und der Freyheit würdigen Volkes, das da nicht, mit metaphysischer Spitzfindigkeit, von Menschenrechten schwatzt, sondern, mit dem Instinkte des gesunden Verstandes, Menschenpflichten ausübt: von diesem Bilde, welches, um des Kontrastes willen, hier eine Stelle verdient, kehrt man ungerne zu der traurigen Geschichte eines, durch den höchsten Grad der Verfeinerung und der Sittenlosigkeit ins Verderben gerathenen Volkes, wiederum zurück.

Nachdem die Demagogen, schon seit langer Zeit, Alles angewandt hatten, um den Ministern des Königs, Macht, Ansehen und guten Namen zu rauben; nachdem sie dieselben, bald heimlich, bald öffentlich, bald in der Nationalversammlung, bald in Wochen- und Tagesschriften, der größten Verbrechen angeklagt hatten: schlug endlich Mirabeau dem diplomatischen Ausschusse vor, dieselben mit Einem Streiche zu Boden zu schlagen. Er schlug vor, die Nationalversammlung sollte erklären: die Minister des Königs hätten das Zutrauen der Nation verloren, und sie sollte den König bitten, daß er andere Minister wählen möchte. Auf diese Weise waren die Demagogen der Mühe überhoben, jeden Minister einzeln anzuklagen, und, was ihnen unmöglich würde gewesen seyn, die Anklage zu beweisen.

Herr de Menou, einer der heftigsten Jakobiner, klagte, am 19. Oktober, die Minister des Königs bey der Nationalversammlung an, und verlangte die Entlassung derselben.

Herr de Cazales trat auf den Rednerstuhl, und, ungeachtet des Lärms und des Geschreyes, welches die linke Seite der Versammlung erhub, hielt er folgende vortreffliche Rede: „Nicht um die Minister zu vertheidigen steige ich auf diesen Rednerstuhl. Ich kenne sie nicht von Person, ich schätze nicht ihre Aufführung. Wäre es mir möglich gewesen, den grossen Widerwillen zu überwinden, welchen ein rechtschaffener Mann empfindet, wenn er sich genöthigt sieht Minister anzuklagen die ohne Achtung und ohne Ansehen sind; so würde ich mich, schon seit langer Zeit, zu ihrem Ankläger aufgeworfen haben. Ich hätte sie angeklagt, weil sie das königliche Ansehen, welches ihnen anvertraut ist, nicht zu erhalten gesucht haben; denn es ist ein Verbrechen der beleidigten Nation, jenes rechtmäßige Ansehen, jenes zu dem öffentlichen Wohl und zu der Freyheit so nothwendige Ansehen, nicht aufrecht zu erhalten; jenes Ansehen, welches das Volk vor dem Despotismus der Nationalversammlung schützt, so wie es die Nationalversammlung vor dem Despotismus des Königs beschützen muß. Ich hätte Euren flüchtig gewordenen Finanzminister angeklagt, daß er beständig hinter dem Vorhange blieb, während seine Pflicht erforderte, eine ehrenvolle, aber gefährliche Rolle zu spielen. Ich hätte ihn angeklagt, daß er Euch, in diesem wichtigen Theile der öffentlichen Verwaltung, nicht geleitet hat, weil er, in dem gefährlichen Zeitpunkte, in welchem unsere Finanzen sich befanden, bloß zu

geben sich fürchtete; daß er nichts auf sich zu nehmen wagte; und daß er, mitten in der Gefahr welche der öffentlichen Sache drohte, auf eine niederträchtige Weise berechnete, was sein Ehrgeiz und seine eigene Sicherheit von ihm fordere. Ich hätte ihn angeklagt, das er die Revolution veranlaßt habe, und es dennoch nicht habe wagen dürfen dieselbe zu leiten; daß er keine von den Maßregeln ergriffen habe, welche nöthig waren, um die, von einer jeden Revolution unzertrennlichen, Unglücksfälle zu vermindern, oder denselben zuvor zu kommen. Ich hätte ihn angeklagt, daß er, in einem so gefahrvollen Zeitpunkte, beständig seine Grundsätze verborgen, und in seinen Handlungen Verstellung gezeigt habe. Ich hätte den Kriegsminister angeklagt, daß er allen Offizieren, welche von ihm den Abschied forderten, denselben gegeben habe; daß er ihnen erlaubt habe, in den stürmischen Zeiten, in denen wir uns befinden, ihre Regimenter zu verlassen; daß er hiedurch die Hauptursache des, in unserer Armee ausgebrochenen, Aufruhrs geworden sey. Ich hätte die Minister, denen die Provinzen anvertraut sind, angeklagt, weil sie zugegeben haben, daß man den Befehlen des Königs nicht gehorche; weil sie nicht die ganze öffentliche Macht angewandt haben, um die Ausübung dieser Befehle zu bewirken, in der Voraussetzung, daß sie, wie es gerecht war, für die Rechtmäßigkeit dieser Befehle ihren Kopf hätten verbürgen müssen. Ich hätte sie alle zusammen angeklagt, daß sie dem Könige die allerfeigsten Rathschläge gegeben haben; ich hätte sie wegen jener strafbaren Nichtigkeit angeklagt, in welche sie sich selbst versetzt haben; wegen jener Nichtigkeit, welche in Zeitumständen, von denen der Un-

tergang oder die Wohlfahrt des Reiches abhängt, meiner Meynung nach, das größte aller Verbrechen ist. Außer der feigherzigen Gleichgültigkeit für das öffentliche Wohl läßt alles Andere sich entschuldigen. Heftige Maßregeln, übertriebene Grundsätze können die Folge der Fehlbarkeit des menschlichen Geistes seyn; die Handlungen können abscheulich seyn, und die Gesinnungen dabey dennoch rein bleiben. Aber wer mag jene kaltblütigen und niederträchtigen Gemüther entschuldigen, welche die heilige Liebe zum Vaterlande niemals erwärmt hat; welche sich in ihr eigenes persönliches Selbst zusammenziehen; welche sich von der öffentlichen Sache absondern, weil die öffentliche Sache in Gefahr ist; welche eine schändliche Neutralität beobachten, wenn das größte Interesse sie in Thätigkeit setzen sollte; welche endlich, auf eine feigherzige Weise, sich verbergen, wenn die Bösewichter in Bewegung sind; wenn freche Verschworne sich des Staatsruders bemächtigen? Wie soll man sie entschuldigen, diese Männer, wenn sie die vorzüglichsten Stellen der Verwaltung ausfüllen; wenn sie, ihrer Feigherzigkeit und ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, hartnäckig dabey beharren, Stellen zu behalten, welche gar nicht für sie gemacht sind? Warum sind sie nicht gerecht gegen sich selbst? Warum verurtheilen sie sich nicht selbst zu derjenigen Niedrigkeit, und zu der Verachtung, welche jeden Menschen treffen muß, der durch Kabalen die wichtigste Stelle der Verwaltung erlangt hat, und sich gerade zu derjenigen Zeit in das Privatleben zurückzieht, in welcher jede Bürger guter des Staates Alles aufzuopfern schuldig ist. Während der langen Unruhen in England, unter der Regierung des unglück-

lichen Karls, kam Strafford, jener Minister, dessen Talente seinen Tugenden gleich waren, auf dem Schaffote um. Aber England weinte über seinem Grabe; ganz Europa ehrt sein Andenken; und sein Name bleibt ein Gegenstand der Verehrung für alle Einwohner Großbritanniens. Dies ist das Muster, welches Diejenigen vor Augen haben müssen, die da, in einem so gefährlichen Zeitpunkte, als Derjenige ist, worin wir uns jetzt befinden, von dem Könige, zur Verwaltung der öffentlichen Sache berufen werden; zu dieser Stelle, welche jetzt wohl verdient, daß ein braver Mann darnach strebe, weil sie schwer und gefährlich geworden ist. Strafford starb! Aber ist er nicht auch todt, jener Minister, welcher vor kurzem so feigherzig die öffentliche Sache im Stiche gelassen hat? Welcher dieselbe in derjenigen Gefahr verlassen hat, deren Urheber Er selbst war! Ist nicht sein Name aus dem Verzeichnisse der Lebendigen ausgestrichen? Empfindet er nicht die schreckliche Quaal, sich selbst zu überleben? Sieht er nicht, schon im Voraus, mit welcher Verachtung die künftigen Generationen von ihm sprechen werden? Was aber die sklavischen Gefährten seines Ministeriums betrifft; was diese Männer betrifft, welche der Gegenstand unserer gegenwärtigen Berathschlagung sind: so kann man, mit dem größten Rechte, folgenden Vers des Ariosts auf sie anwenden:

„Andava ancora ma era morto."

Nun bewies Herr de Cazales ausführlich, daß die Versammlung kein Recht habe, von dem Könige zu verlangen, daß er die Minister absetzen solle; daß aber die Versammlung das Recht habe, jeden Minister ein-

zeln anzuklagen, falls eine gegründete Ursache zu einer Anklage vorhanden seyn sollte. Er führte das Beyspiel Englands an, und bewies, aus der Engländischen Geschichte, daß, in England, niemals die Minister des Königs deßwegen seyen entlassen worden, weil sie dem Unterhause nicht mehr gefielen; sondern dann, wenn sie das Zutrauen der Nation verloren, und im Unterhause die Minorität hatten; oder nachdem sie, wegen irgend eines Verbrechens, waren angeklagt worden. „Ich behaupte," fuhr er fort, „daß, wenn die Nationalversammlung das Recht erhielte, die Minister des Königs bloß aus der Ursache zu entfernen, weil ihr dieselben nicht gefallen, alsdann die verschiedenen Arten von Gewalt nicht mehr getrennt, und die Konstitution umgeworfen seyn würde; daß wir alsdann, um mich eines Ausdruckes des Montesquieu zu bedienen, in einer nicht freyen Republik zu leben verurtheilt seyn würden."

Die Herren Mirabeau, Alexander Lameth und Karl Lameth klagten die Minister an, und verlangten daß dieselben abgesetzt werden sollten.

Herr Malouet. Wir wissen alle, daß keine Subordination mehr vorhanden ist; daß Unordnungen, von jeder Art, ungestraft begangen werden; daß unrichtige, freche, und der Freyheit nachtheilige Lehren, allgemein verbreitet werden; daß jeder Bürgerrath, in seinem Bezirke, unumschränkt regiert, sich in alles mischt, und alle Bande der Disziplin schlaff macht, oder gänzlich auflöst. Alles dieses ist die Wirkung einer unthätigen, unvermögenden, gänzlich aufgelösten Regierungsform. Wenn man Euch daher vorschreibt, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, so stimme ich dieser Meynung bey.

Wenn

Wenn man Euch vorschlägt, zu erklären: daß die Regierung vernichtet sey, und daß eine solche Regierung das Zutrauen der Nation nicht haben könne; so stimme ich mit ein in diese Erklärung. Aber ich bin nicht so ungerecht, daß ich die gegenwärtigen Minister, wegen der Uebel anklagen sollte, über welche wir uns beklagen. Sie können nicht handeln, weil sie keine Gewalt in den Händen haben. Nehmt ihnen diesen Vorwand; verschafft ihnen die Mittel thätig zu seyn, und gebt der ausübenden Gewalt alle die Kraft, welche derselben gesetzmäßig zugehört: dann wird die Anarchie aufhören, welche uns jetzt zu Grunde richtet.

Herr de Clermont Tonnerre. Wollt Ihr dem Könige befehlen; so hört die Konstitution auf, und wir sind Despoten. Wollt ihr den König bitten; so kann der König die Bitte abschlagen, und dann habt Ihr einen falschen Schritt gethan. Man stützt sich auf den Wunsch der Nation. Aber auf welche Weise hat die Nation diesen Wunsch gezeigt? Keine einzige Abtheilung hat ihren Wunsch geäußert. Herr Cazales hat sich gegen Diejenigen erklärt, die von keiner Parthie sind. Aber ich bin auch einer von diesen schwachen und veränderlichen Männern, welche keiner Parthie beständig anhängen. Die Wahrheit ist nicht auf dieser Seite, oder auf jener Seite, sie ist bald hier, und bald dort. Ich verlange: daß wir, ohne weitere Berathschlagungen, zu der Ordnung des Tages schreiten mögen.

Nach langen und heftigen Debatten, wurden endlich, auf Verlangen des Präsidenten, die Stimmen gezählt, und da ward, durch 403 Stimmen gegen 340 entschieden: daß der Vorschlag die Minister

zu entfernen, dem Könige nicht überbracht werden solle. Die Demagogen waren mit dieser Entscheidung sehr unzufrieden, und die Zuschauer auf den Gallerien murrten überlaut.

Am 21. Oktober beschloß die Versammlung, nach heftigen Debatten, und nach einer gekünstelten Rede Mirabeaus, in welcher er, mit verstelltem Zorne, das Volk aufforderte, alle Widerspänstigen zu ermorden; daß künftig, auf den französischen Schiffen, statt der bisher gewöhnlichen weißen Flagge, die dreyfarbige Nationalflagge wehen solle. Kindische Veränderung, welche ohne den geringsten Nutzen, der, durch Schulden schon so sehr zu Boden gedrückten, französischen Nation, eine Summe von vielen Millionen kostete! Aber Mirabeau wollte einen andern Triumph, weil ihm, am vorigen Tage, der Triumph gegen die Minister nicht gelungen war. Die Kosten, welche ein solcher Triumph der Nation verursachte, kamen bey ihm nicht in Anschlag.

Obgleich die Demagogen, in der Nationalversammlung, ihren Endzweck nicht erreicht hatten, so gelang es ihnen dennoch, das Volk gegen die Minister aufzuwiegeln. Daher hielten es die Minister, welche, bey ihren ohnedieß äußerst gefahrvollen Stellen, nicht noch eine neue Gefahr auf sich ziehen wollten, für das beste, der herrschenden Gewalt, daß heißt, dem Pariserpöbel nachzugeben, und freywillig ihre Stellen niederzulegen. Am 21. Oktober schrieben in dieser Absicht, alle Minister (Herrn de Montmorin aus-

genommen) gemeinschaftlich folgenden Brief an den König!

„Sire!“

„Der Wunsch der Stellvertreter der Nation bewog Sie, am 18. Julius des vorigen Jahres, zwey von uns in Ihren Staatsrath wieder aufzunehmen. Die Versammlung hatte feyerlich erklärt: daß dieselben, in ihre Verbannung, die Achtung und das Bedauern der Nation mit sich genommen hätten. Sie geruhten, noch überdieß, die anderen Minister, welche Sie den ersten beygesellten, aus der Versammlung selbst zu wählen, und die Versammlung dankte Euerer Majestät, durch den Präsidenten, welcher, im Namen der Versammlung, sagte: sie würde selbst keinen anderen gewählt haben. Dieses ehrenvollen Zutrauens bedurften wir, um einen guten Erfolg unserer Bemühungen erwarten zu dürfen. Und, ungeachtet der Schwierigkeiten der Zeitumstände, nahmen wir, aus Eifer und aus Ergebenheit, die Stelle an. Wir waren uns der Rechtschaffenheit unserer Gesinnungen bewußt. Vielleicht hatten wir Ursache zu hoffen, daß das öffentliche Zutrauen uns zu Ihnen nachfolgen würde; daß uns dasselbe nicht geraubt werden könnte, so lange wir das Recht behalten würden, Anspruch darauf zu machen. Und das Gesetz der Verantwortlichkeit, welchem wir uns schon unterworfen hatten ehe es noch gegeben war, schien uns über alle grundlosen Beschuldigungen wegzusetzen; Beschuldigungen welche sehr viel drückender sind, als jenes Gesetz. Wir haben demzufolge die Anfälle der Verläumdung, die unbestimmten Anklagen, und Alles andere, was uns, bey dem wichti-

gen Geschäfte der Verwaltung, hätte zerstreuen können, verachtet. Wir haben uns dem Hasse der Feinde aller Ordnung ausgesetzt, und der Mißbilligung Derjenigen, welche die Minister nur nach dem Erfolge beurtheilen, und welche weder die Schwierigkeiten berechnen die da zu überwinden sind, noch die wiederholte Anstrengung, die da vonnöthen ist, um dieselben aus dem Wege zu räumen. Es gereicht uns zum Troste, es ist ehrenvoll für uns, Eurer Majestät ihr eignes Zeugniß in das Gedächtniß zurück rufen zu können. Sie wissen, und Sie haben die Güte gehabt es uns zuweilen zu sagen, wieviel Muth nöthig war, um in einer mit wiederkehrenden Schwierigkeiten besäeten Laufbahn, zu beharren, und die Last unserer Stellen zu tragen. Sie wissen, daß wir unaufhörlich uns selbst haben vergessen müssen, um uns bloß allein an die Liebe Eurer Majestät für Ihr Volk, an die Wichtigkeit unserer Pflichten, und an unsere Ergebenheit für einen so wichtigen Gegenstand zu erinnern. In denselben Gesinnungen, und zufolge derselben Grundsätze, welche es uns zur heiligen Pflicht gemacht haben, Alles aufzuopfern, kommen wir jetzt, um Eure Majestät zu bitten, daß Sie zu überlegen geruhen mögen, ob es nicht Ihrem eigenen Vortheile, sowohl als der öffentlichen Sache, zuträglich sey, daß Sie andere Minister wählen. Wir sehen deutlich zufolge dessen was in der Nationalversammlung vorgefallen ist, daß wir das Zutrauen des größten Theils derjenigen Personen, welche dieselben ausmachen, nicht mehr besitzen. Obgleich die Versammlung, gerechter Weise, den ihr vorgeschlagenen Beschluß verworfen hat; obgleich keine bestimmte Anklage gegen

uns vorgebracht worden ist; obgleich die Allgemeinheit und die Bitterkeit der vorgebrachten Beschuldigungen, weiter nichts beweist, als den Wunsch, das öffentliche Unglück uns aufzubürden; und ob es uns gleich leicht seyn würde, die Rechtschaffenheit unseres Betragens, sowohl überhaupt als in jedem einzelnen Theile derselben, darzuthun: so kann dennoch, aus dem Aufsehen, welches diese Debatten gemacht haben, und aus dem Scheine von Mißtrauen, den man gegen uns zu erregen sucht, ein Ihrem Dienste schädlicher Eindruck entstehen. Geruhen Sie daher, Sire, in Ihrer Weisheit zu untersuchen, was die Umstände von Ihnen fordern. Geruhen Sie, die Ihnen eigene Güte nicht anzuhören, und bloß das Interesse Ihrer Person und Ihrer Verwaltung in Betrachtung zu ziehen. Unsere Liebe für unser Vaterland und für unsern König wird in unsern Herzen niemals auslöschen; und unser Schicksal sey welches es wolle, so werden wir dennoch jederzeit verdienen, unter die guten Staatsbürger Ihres Reiches gerechnet zu werden. Wir beharren mit der tiefsten Hochachtung, u. s. w.

(Unterzeichnet)

„Der Erzbischoff von Bordeaux.)
„La Luzerne."
„Guignard de St. Priest."
„La Tour du Pin."

Der König antwortete folgendes:

„St. Cloud am 22. Oktober 1790."

„Ich bin gerührt, durch die Gesinnungen welche Sie mir bezeugen. Niemand weiß besser als ich, wie wenig der Verdacht, den man wegen Ihrer geschöpft hat, gerecht ist. Ich habe Sie jederzeit als Freunde

des Volks, der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Gesetze, gekannt. Ich werde Ihren Brief in Ueberlegung nehmen, und ich werde jedem von Ihnen meinen Entschluß bekannt machen. Indessen erwarte ich, von Ihrem Eifer für das öffentliche Wohl, und von Ihrer Ergebenheit gegen mich, daß Sie bis dahin Ihre Stellen nicht verlassen werden."

„Ludwig."

Ungeachtet dieser Antwort Seiner Majestät legte Herr de la Luzerne seine Stelle nieder und begab sich auf das Land. Der König ernannte, statt seiner, den Herrn de Fleurieu zum Minister des Seewesens. Herr de Fleurieu war vormals Schiffskapitain gewesen, und hatte, nun schon seit siebzehn Jahren, eine Stelle in der französischen Marine bekleidet. Die drey aufeinander folgenden Minister, unter denen er gedient hatte, gaben ihm das Lob eines geschickten, thätigen und rechtschaffenen Mannes. Die übrigen Minister behielten ihre Stellen.

Indessen versammelten sich die Bürger der Stadt Paris, auf Anstiftung der Demagogen, in den 48 Bezirken, in welche Paris damals eingetheilt war. Fünf und vierzig Bezirke, unter den 48, beschlossen, von der Nationalversammlung die Absetzung der Minister zu verlangen, oder vielmehr zu fordern, ungeachtet die Versammlung schon beschlossen hatte, daß ihr das Recht, den König zu nöthigen seine Minister zu entfernen, nicht zugehöre. Die Bittschrift der Pariser Bezirke an die Nationalversammlung, war in einem höchst unschicklichen Tone abgefaßt, und die Minister des Königs wurden in derselben auf die gröbste Weise gemißhandelt. Dennoch nahm die Versammlung diese

Bittschrift an. Herr Champion, der Erzbischof von Bourdeaux, als Siegelbewahrer wurde angeklagt, daß er die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht schnell genug ausfertigte. Dagegen vertheidigte er sich sehr gründlich, indem er bewies, das die königliche Druckerey nicht vermögend wäre, die ungeheure Menge der, von der Versammlung gefaßten Beschlüsse, schnell genug zu drucken, und daß Er allein **mehr als neun hundert** Gesetze der Versammlung dem Könige zur Genehmigung vorgelegt hätte a). Der Verfasser der Bittschrift war der berüchtigte Demokrat Danton. Die Abgesandten, welche diese Bittschrift der Versammlung übergaben, wurden von dem Maire, Herrn Bailly angeführt, und er sagte: daß diese Bittschrift völlig seine Gesinnungen ausdrücke. Wenn es erlaubt wäre, bey einer so wichtigen Gelegenheit zu lachen; so würde die Pariser Bittschrift Stoff genug darbieten. Denn da hieß es: „Herr Guignard de St. Priest kennt keinen andern Patriotismus, als denjenigen, welchen er zu Konstantinopel, in dem Divan, gelernt hat, und er ist gerichtlich angeklagt worden, daß er gedroht habe, mit seinem berüchtigten Türkischen Säbel, die Köpfe der Frankreicher abzuhauen.“

Unter solchen Umständen war nichts mehr vermögend die Minister zurück zu halten. Alle, (Herrn de Montmorin ausgenommen, welcher that was die Demagogen von ihm verlangten) legten ihre Stellen nieder.

---

a) Je ferois en état de donner des éclarciſſements auſſi déciſifs ſur environ neuf cent décrets, que j'ai préſentés à la ſanction du Roi.

Statt des Herrn de la Tour du Pin ernannte der König, zum Kriegsminister, den Herrn du Portail, welcher am 16. November seine Stelle antrat. Dieser neue Minister schrieb an die Nationalversammlung in folgenden Ausdrücken: „Ich war unentschlossen, ob ich eine so schwierige Stelle annehmen solle. Aber das Verlangen, Theil an einer Revolution zu nehmen, welche Frankreich glücklich machen, und der ganzen Welt zum Beyspiele dienen wird, hat meinen Entschluß bestimmt. Uebrigens denke ich, daß die großen Schwierigkeiten Eurer Weisheit überlassen werden müssen. Mir kommt es bloß allein zu, Eure erhabene Theorie in Ausübung zu bringen. Dieß ist der einzige Ruhm nach welchem ich strebe." Herr du Portail ist, durch seine, im Amerikanischen Kriege gezeigte Tapferkeit, rühmlichst bekannt geworden.

Die Stelle des Herrn de St. Priest blieb unbesetzt. Statt des Herrn Champion de Cice a) wählte der König zu seinem Siegelbewahrer (oder, wie er jetzt hieß, zu dem Minister der Gerechtigkeit) Herrn du Port du Tertre, einen Pariser Advokaten, welcher höchstens 35 bis 36 Jahre alt war, und seit der Revolution eine Stelle bey dem Pariser Bürgerrath bekleidet hatte. Er hatte den Ruf eines gemäßigten, verständigen, recht-

---

a) Herr Jerome Marie Champion de Cice, Erzbischof von Bordeaux, wurde zu Rennes im Jahre 1735 gebohren. Im Jahre 1765 ward er zum General-Agenten der französischen Geistlichkeit ernannt. Am 26. August 1770 wurde er zum Bischof von Rhodes geweiht, und im Jahr 1781 ward er zum Erzbischofe von Bordeaux ernannt.

schaffenen und festen Mannes, und eines vortreflichen Patrioten.

Auch der Finanzminister Lambert erhielt, seinen Abschied, und der König wählte, statt seiner, den Herrn Valdec de Lessart.

Herr de Montmorin erhielt den Auftrag vom Könige, dem Herrn du Port dù Tertre seine Erwählung zu der Stelle eines Siegelbewahrers anzuzeigen. Herr de Montmorin konnte, nur mit Mühe, die geringe Wohnung des neuen Ministers, in der Strasse Dangevilliers ausfinden. Herr du Port wohnte im vierten Stockwerke. Der Minister, welcher so nahe unter dem Dache Besuche zu machen nicht gewohnt war, klopfte, aus Irrthum, im dritten Stockwerke an, und verlangte Herrn du Port du Tertre zu sprechen. „Noch eine Treppe höher herauf,“ erhielt er zur Antwort. Er steigt die Treppe hinauf und klopft an. Herr du Port macht selbst die Thüre auf. „Ey!“ sagt Herr de Montmorin, „ich habe mich geirrt, ich glaubte Sie wohnten um eine Treppe tiefer.“ — „So!“ erwiedert Herr du Port, „da waren Sie unrecht; denn unter mir wohnt mein Schneider.“ Der Schneider hatte eine bessere Wohnung, als der neue Herr Minister. Herr de Montmorin nahm den Minister in seinen Wagen, und führte denselben in seine künftige Wohnung, in den prächtigen Pallast eines jedesmaligen Kanzlers, auf dem Platze Vendome.

Am 28. Oktober stattete Herr Merlin der Nationalversammlung einen Bericht über die, den deutschen

Fürsten zugehörigen Güter, im Elsaß ab; eine Deduktion, einzig in ihrer Art, wie der folgende Auszug beweisen wird:

„Die vormaligen königlichen Lehen im Elsaß sind weiter nichts als Privateigenthum, oder, wenn man lieber will, ein Eigenthum, welches dem allgemeinen Willen unterworfen ist. Folglich kann der allgemeine Wille das Eigenthumsrecht aufheben. Nun entsteht die Frage: ob man schuldig sey, die bisherigen Eigenthümer zu entschädigen, oder nicht? Ist Frankreich seinen Besitz des Elsasses dem westphälischen Frieden schuldig; so bleibt gar kein Zweifel, daß es verbunden ist, die Besitzer wegen der Rechte zu entschädigen, welche durch jenen Friedensschluß garantirt worden sind. Was bleibt uns also übrig zu untersuchen? Eine ganz einfache Frage; nemlich: ob das Volk im Elsasse das Glück Frankreicher zu seyn, einigen diplomatischen Pergamentrollen zu verdanken habe, oder nicht? Es gab eine Zeit, wo die Könige sich mit grosser Geschicklichkeit des Titels Hirten der Völker zu bedienen wußten, und mit demjenigen, was sie ihre Heerde nannten, nach Gefallen schalteten. Damals war freylich ein Vertrag für den Monarchen bindend; und kein Vorwand hätte Ludwig den XIV. oder Ludwig den XV. berechtigen können, wegen der Unterdrückung der königlichen Lehen im Elsaß, die Eigenthümer nicht zu entschädigen. Aber jetzt, da es allgemein anerkannt ist, daß die Könige weiter nichts sind, als die Bevollmächtigten der Nationen — was kann jetzt dem Volke im Elsaß, was kann dem französischen Volke an Traktaten und Verträgen gelegen seyn? — Nein! Niemand ist berechtigt eine Entschädigung zu fordern! — So spricht das Recht. — Allein wenn die strenge Ver-

nunft auf diese Weise urtheilt; so urtheilt vielleicht jene sanfte und wohlthätige Billigkeit anders, welche, vor allen Dingen, den Verhältnissen einer jeden Nation mit ihren Nachbarn zur Richtschnur dienen muß."

Am 15. November legte Herr le Brun der Versammlung eine Uebersicht der, für das Jahr 1791 erforderlichen, Ausgaben vor. Nach einer Schilderung der traurigen Lage, in welcher das Königreich sich befand, übergab er folgende Berechnung der nöthigen Ausgaben, worinn aber alle Lokalausgaben der Abtheilungen und der Bürgergerichte nicht mit begriffen waren.

1. Zivilliste des Königs —	25,000,000. Livres.
2. Für die Prinzen, statt der eingezogenen Appanagen —	6,000,000.
3. Ausgaben für den öffentlichen Gottesdienst, und was dazu gehört — — —	140,000,000.
4. Militär — — —	89,000,000.
5. Seewesen — —	50 000,000.
6. Auswärtiges Departement	6,300,000.
7. Minister und Staatsräthe	460,000.
8. Allgemeine Verwaltung des königlichen Schatzes —	1,450 000.
9. Nebenrechnung dieses Schatzes	300,000.
10. Brücken und Landstrassen	206,000.
11. Öffentliche Gebäude u. s. w.	4,000,000.
12. Das Hospital der Invaliden und der Blinden — —	846 000.
	321,562,000. Livres.

	Von der vorigen Seite	321,562,000. Livres.
13.	Belohnungen und Preisaustheilungen — — —	4,000,000.
14.	Universitäten, Akademien und gelehrte Anstalten — —	1,000,000.
15.	Um die Gesetze der Nationalversammlung zu drucken —	150,000.
16.	Kirchen und andere Gebäude zum Gottesdienste — —	400,000.
17.	Königliche Bibliothek —	110,000.
18.	Botanischer Garten zu Paris	100,000.
19.	Oeffentliche Archive —	20,000.
20.	Akademie der Bergwerkswissenschaft — — —	7,000.
21.	Nationalversammlung. Besoldungen der Mitglieder u. s. w.	12,000,000. a)
22.	Gnadengehalte — —	16,000 000.
23.	Renten auf das Rathhaus	152,600,000.
24.	Andere ewige Renten	4,000,000.
25.	Andere Leibrenten —	3,000,000.
26.	Leibrenten auf die geistlichen Güter — — —	3,000,000.
27.	Zinsen der Schulden auf die Geistlichkeit — — —	333,000.
		518,282,000. Livres.

a) Herr le Brun hatte, in seinem Berichte, die Kosten für die Nationalversammlung (welche monatlich eine Million Livres betrugen) nur zu sechs Millionen angesetzt, weil er, wie er sagte, voraussetze, daß die Versammlung in diesem Jahre nicht beständig, sondern nur sechs Monate lang ihre Sitzungen halten würde.

Von der andern Seite 518,282,000. Livres.

28. Zinsen des Anlehens vom September 1789	— —	2,600,000.
29. Zinsen von Anlehen und verfallene Papiere	— —	10,000,000.
30. Zinsen der Anlehen der Pays d'Etats	— — —	6,000,000.
31. Andere Zinsen	— —	129,646.
32. Zinsen der anticipirten Zahlungen	— — —	8,000,000.
33. Annuitäten	— —	6,020,000.
34. Zinsen (Interêts des charges de finances)	— —	2,400,000.
35. Anlehen zu Genua und zu Amsterdam	— —	3,840,000.
36. Entschädigungen	— —	1,000,000.
37. Aufwechsel, um Geld für Assignate einzuhandeln	—	4,000,000.
38. Neuerrichtete Armenanstalten		5,000,000.
39. Kriminal-Justiz	—	3,000,000.

Summe 572,271,646. Livres.

Zufolge eines, am ersten Dezember, von Herrn Salmon der Versammlung vorgelegten Berichts, betrugen die Nebenunkosten der Nationalversammlung wie folgt:

Für 288 Schreiber und andere Bediente jährlich	— —	479,770. Livres.
Für Wachslichter jährlich	—	72,368.
Feurung jährlich	— —	24,000.
Papier jährlich	— —	70,536.

Summe 646,674. Livres.

Am 16. November berathschlagte sich die Nationalversammlung abermals über die Eroberung der Grafschaft Avignon.

Herr Pethion de Villeneuve sprach zuerst, und nach den allerheftigsten demokratischen Grundsätzen. Seine Rede endigte er mit folgenden Worten: „Wenn Ihr auf die heiligen und unvergeblichen Rechte der Völker Rücksicht nehmet, so gehört Avignon zu Frankreich, weil die Einwohner zu Avignon Frankreicher seyn wollen, und weil dieses zu seyn, bloß allein von Ihnen abhängt. Eure Würde und Euer Ruhm erfordern, daß Ihr laut, jene, seit so vielen Jahrhunderten gemißhandelte Oberherrschaft der Völker, anerkennet; daß Ihr anerkennet: die Könige gehören ihren Völkern, und nicht die Völker den Königen zu. Diese heiligen Wahrheiten habt Ihr freylich anerkannt, und Ihr dürft nunmehr nicht denselben zuerst entgegen handeln.

Die Gallerien klatschten dem Herrn Pethion lauten Beyfall zu.

Herr Malouet. (Ein lärmendes Geschrey schallt ihm entgegen, und sucht ihn am Sprechen zu verhindern. Dessen ungeachtet sagt er folgendes): Alles, was, seit dem Monate Junius, über die Unruhen zu Avignon gesagt und geschrieben worden ist, um die Unabhängigkeit dieser Stadt zu behaupten, und das Betragen des Bürgerraths daselbst zu entschuldigen beruht auf dem Grundsatze: daß die Oberherrschaft in dem Volke ruhe. Bey solchen abstrakten Sätzen will ich mich aber für jetzt nicht aufhalten, da wir Thatsachen vor uns haben. Wenn ich dieser ganzen Begebenheit, bis auf ihren ersten Grund

nachspüre, so finde ich Folgendes: Vorher, ehe man Euch vorschlug Avignon mit Frankreich zu vereinigen, machte diese Stadt einen Theil der Staaten des Pabstes aus; die Einwohner waren ihrem Fürsten getreu, und hatten erklärt, daß sie in dieser Treue ferner beharren wollten. Ein Vorschlag, welcher in dieser Versammlung geschah, hat die Gemüther der Einwohner von Avignon in Gährung gebracht; sie hat einem Theile derselben die Köpfe verrückt, und die übrigen in Schrecken gesetzt. Es sind unter ihnen zwey Parthieen entstanden; ein schrecklicher Aufruhr ist ausgebrochen; Diejenigen, welche den Vorschlag nicht annehmen wollten, sind ermordet, oder in die Flucht gejagt worden; die Stadt bleibt einsam und verlassen, weil der größte Theil ihrer Einwohner sich flüchtig gemacht hat. Ist es nun nicht lächerlich, ist es nicht grausam, einen solchen Zustand Freyheit zu nennen; den Wunsch Derjenigen, welche die Gesellschaft aufgelöst haben, für den Wunsch der Gesellschaft auszugeben; die Rechte der Völker auf die Verletzung der Menschenrechte zu gründen; und philosophische Grundsätze auf Mordthaten bauen zu wollen! Jedermann weiß, daß der erste Plan der Eroberung Avignons von Herrn Bouche herkam. Als er in der Versammlung den ersten Vorschlag dazu that, stimmte ihm Niemand bey. Der Vorschlag war vergessen, und Ihr dachtet nicht mehr an Avignon. Allein da hat man so viele Mordthaten, und einen so schrecklichen Aufruhr daselbst veranlaßt, daß Ihr endlich genöthigt wurdet, Eure Blicke dahin zu werfen.— Aber mit welchem Rechte wollt Ihr Euch der Grafschaft Avignon bemächtigen? Erinnert Ihr Euch noch,

was man, vor einiger Zeit, von der Theilung Pohlens sagte? — Was! Ihr habt feyerlich erklärt, daß Ihr Niemand angreifen wolltet: und den einzigen Fürsten in Europa, welcher weder Armeen noch Kriegsschiffe hat, welcher Euch niemals beleidigt hat; diesen Fürsten wollt Ihr berauben, weil sein Land Euch bequem liegt! Mit demselben Rechte könntet Ihr Euch auch des spanischen Theils der Insel St. Domingue bemächtigen. Euer Völkerrecht ist alsdann kein anderes Recht als das Recht des Stärkern, und auf die mit Euch geschlossene Bündnisse kann Niemand sich verlassen. Ihr rühmt Euch, Ungerechtigkeit und Despotismus verbannt zu haben. Aber dieß sind alsdann weiter Nichts als schöne Worte; denn Euere Handlungen lehren vielmehr die Despoten, wie sie zu Werke gehen müssen."

Abbe Jacquemart. Was müßten wohl die Fürsten von einer Regierungsform denken, welche alle andern umzustürzen droht! deren Zweck es zu seyn scheint, ihre Nachbarn zu berauben, und sich verhaßt in ganz Europa zu machen! Wenn Neufchatel sich Euch heute eben so anbieten wollte, wie jetzt Avignon, würdet Ihr die Anerbietung auch annehmen? Und wenn der Kaiser zu Euch spräche: Ich habe Euch Lothringen überlassen; aber die Völker haben das unvergebliche Recht sich zu übergeben wem sie wollen: nun werfen sich die Lothringer mir in die Arme; folglich gehört Lothringen mein, mit dem völligsten Rechte. — Sagt, was würdet Ihr dann antworten!

Herr Robespierre sprach eben so wie Herr Pethion,

thion, und übertrieb die demokratischen Spitzfindigkeiten, wo möglich, noch mehr.

Herr de Clermont Tonnerre. Ist es möglich, daß das Urtheil der benachbarten Nationen Euch gleichgültig seyn kann! Werden sie nicht sagen, unsere Nachbarn: „Da sieht man's! dieses unruhige, dieses leichtsinnige Volk bleibt sich immer gleich. Als es noch von Despoten beherrscht wurde, da stritt es unter ihrer Fahne, um uns auch zu unterjochen. Nun ist es frey. Aber kaum hat noch die Freyheit angefangen, und schon beunruhigt es seine Nachbarn, und bemächtigt sich gierig eines Ländchens, welches keinen Widerstand zu thun im Stande ist, bloß weil dieses Ländchen ihm gefällt.“ Ich, meine Herren, ich bitte Euch, dereinst daran Euch zu erinnern, daß ich heute die Gerechtigkeit angerufen, und die Nachwelt zu Richtern über Euch gesetzt habe.

Die Versammlung verschob die fernere Berathschlagung über diesen Gegenstand, bis auf eine unbestimmte Zeit, und beschloß: indessen französische Truppen nach Avignon zu senden.

Am 26. November schlug Herr Voidel der Versammlung vor: daß sie allen Geistlichen befehlen solle, den Bürgereid zu leisten, und daß diejenigen, welche sich dessen weigern würden, ihrer Stellen entsetzt, und als Störer der öffentlichen Ruhe angesehen und behandelt werden sollten. Nachdem verschiedene Mitglieder von beyden Seiten gesprochen, und Mirabeau für den Beschluß, und der Abbe Maury gegen denselben, vortrefliche Reden gehalten hatten, nahm die

Nationalversammlung den Vorschlag des Herrn Voidel an. Der König weigerte sich lange Zeit, diesen Beschluß der Versammlung zu genehmigen. Es wurde ein Eilbote nach Rom an den Pabst gesandt, um die Meynung des Heiligen Vaters darüber zu vernehmen. Die Geistlichen, wenigstens die größte Anzahl derselben, schienen fest entschlossen zu seyn, den Bürgereid nicht leisten zu wollen. Endlich aber gab der König, am 26. Dezember, auch diesem Beschlusse, welcher die heftigste Gährung über ganz Frankreich verursacht hatte, seine Genehmigung. Diejenigen Priester, welche nicht schwören wollten, verloren ihre Stellen, und das Volk wählte andere an ihrer Statt.

Die Revolution kostete dem Staate eine ungeheure Summe, und raubte demselben eine grosse Menge nützlicher und arbeitsamer Menschen. Man hat berechnet, daß, nach der neuen Einrichtung, in Frankreich, 227,526 Staatsbürger mit Ausübung der Gerechtigkeit beschäftigt waren, und daß die Besoldungen dieser Männer jährlich 42,088,352 Livres betrugen. Die Anzahl der Bürgerräthe in dem ganzen Reiche war 732,990. Diese wurden von den Städten besoldet. Die Anzahl der Bürgersoldaten betrug gegen 2,000,000, und diese mußten abwechselnd täglich Wache thun. Die Pariser Bürgermiliz hat, in vier Monaten (im May, Junius, Julius und August 1790) dem Staate 2,076,033 Livres gekostet. Die Pariser Polizey kostete, in eben dieser Zeit, 431,939 Livres, und die Almosen an Nothleidende betrugen 1,753,962 Livres. Ausserdem hatte der Pariser Bür-

gerrath, seit der Revolution, für Volksfeste, Illuminationen, Anstalten zum Aufruhr, u. s. w. ausgegeben, eine Summe von 80,000,000 Livres, wovon aber ein grosser Theil in die Taschen des Maire und der Bürgerräthe kam.

Gegen das Ende des Jahrs 1790 hörte die Ruhe, welche seit einiger Zeit über Frankreich geherrscht hatte, abermals auf; der Enthusiasmus für die Freyheit war schon vorüber; und die schrecklichste Anarchie herrschte in allen Theilen des Reiches. Die ersten Zeichen der Volkswuth zeigten sich zu Paris. a)

Herr de Blot Chauvigny, Kapitain des Regiments Mestre de Camp, hatte, schon vor langer Zeit, mit dem berühmten Demagogen Karl Lameth einen Streit gehabt. Am 12. November forderte er den Herrn Lameth zum Zweykampfe heraus. Herr Lameth ließ dem Herrn Chauvigny durch Herrn de Menou sagen: so lange er ein Mitglied der Nationalversammlung wäre, dürfte er sich nicht schlagen, weil er sein Leben dem Staate schuldig zu seyn glaubte. Herr de Chauvigny gab dem Abgesandten zur Antwort: „Sagen Sie dem Herrn Lameth, er sey ein . . . . . .“ Diese Rede wurde dem Herrn Lameth hinterbracht als er eben in der Nationalversammlung saß. Herr Lameth gieng sogleich zu dem Herrn de Toulouse Lautrec, einem würdigen

a) Diese Erzählung ist aus einer, von den Augenzeugen unterzeichneten Schrift genommen, und demzufolge bis auf die kleinsten Umstände authentisch.

alten Offizier, welcher ebenfalls ein Mitglied der Versammlung war. Neben diesem setzte er sich nieder, und sagte: „Sie kennen die Umstände meiner Streitigkeit mit Herrn Chauvigny. Ist es wahr, was man mir gesagt hat, daß Sie mein Betragen mißbilligten?“ — „Mein Grundsatz ist,“ antwortete Herr de Lautrec, „mich allemal zu schlagen, wenn ich herausgefordert werde, und nichts auf morgen zu verschieben, was heute noch ausgemacht werden kann.“— „Dieser Grundsatz ist auch der meinige. Allein ich habe es bis nach geendigter Versammlung verschoben, weil mehrere meiner Freunde, und, unter Andern, die Herren Delbecq de Croix, Barnave und de Menou, es mir gerathen haben.“ — „Sie haben nicht nöthig Andere zu nennen; denn Ihre Tapferkeit, und die Tapferkeit Ihrer Herren Brüder ist mir bekannt.“ — „Ich habe,“ erwiederte Herr Lameth, „die Endigung dieser Ehrensache nicht deßwegen aufgeschoben, weil ich mich nicht schlagen will, sondern weil ich mich zweymal schlagen will.“ — „Zweymal? Ich dächte Eine Schlägerey wäre genug, und es scheint mir überflüssig eine zweyte suchen zu wollen.“ — „Ich bin aber entschlossen mich mit dem Herzoge de Castries zu schlagen, und ich bitte Sie mein Sekundant zu seyn.“ — „Aus welcher Ursache wollen Sie sich mit dem Herrn de Castries schlagen, und was hat er mit derjenigen Streitigkeit zu thun, von welcher wir so eben sprachen?“— „Ich bin ganz zuverläßig versichert worden, daß Herr de Castries mir den Herrn Chauvigny auf den Hals geschickt hat. Darum will ich mich mit dem Erstern schlagen, und wenn Herr Chauvigny mich auf den

Vormittag herausfordert, so will ich ihn auf den Nachmittag verweisen, um vorher noch den Herrn de Castries abholen zu können."

Herr de Lameth sprach so laut, daß einige Nachbarn diese Worte hörten. Einer derselben, Herr de Montfort sagte: „Was geht den Herrn de Castries Ihre Streitigkeit mit dem Herrn de Chauvigny an, und was für Ursache können Sie haben, sich über Ihn zu beklagen?" — „Ich weiß, daß Herr de Castries den Herrn de Chauvigny anreitzt mich aufzubringen." — Haben Sie Beweise?" — „Eigentlich nicht, aber dennoch bin ich überzeugt davon." — „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß man nicht, auf einen blossen Verdacht hin, Jemand herausfordern muß." — „Man hat mich ohne Ursache herausgefordert, und folglich kann ich wohl auch Jemand ohne Ursache herausfordern."

Herr de Castries (ebenfalls ein Mitglied der Versammlung) wurde von dem was vorgieng unterrichtet. Er kam herbey, setzte sich neben dem Herrn de Toulouse Lautrec, und erkundigte sich: was Herr de Lameth zu ihm gesagt habe? Herr de Lautrec weigerte sich zu antworten. Aber Herr Lameth, welcher nicht weit davon saß, rief dem Herrn Lautrec zu: „Sagen Sie ihm was ich gesagt habe, oder ich will es selbst wiederholen." Herr de Castries stand sogleich auf, sprach mit Herrn Lameth, und wurde von ihm heraus zum Zweykampfe gefordert.

Beyde Gegner verlassen die Versammlung, um sich Waffen und Sekundanten zu verschaffen. Herr Lameth kommt, zu der bestimmten Zeit, nach dem Hotel des Herrn de Castries. Er bringt seine Sekun-

danten, die Herren de Beauharnois und Walkiers, mit sich. Herr de Castries nimmt die Herren de St. Simon und Dambly, als Zeugen von seiner Seite mit. Herr de Lameth verlangt, daß sie sich auf dem Märzfelde schlagen sollten. Dagegen sagen die andern: „Sie sind ein berühmter Mann. Deßwegen erfordert die Klugheit, daß Sie sich mit Ihrem Gegner etwas weiter von der Stadt entfernen. Denn dieses ist eine Privatstreitigkeit, und wir wollen nicht, daß sich die Nation in dieselbe mischen solle.“ Herr Lameth erwiedert: „Meine Herren, Sie kennen das Volk nicht. Wenn es geleitet wird, so ist es nicht zu fürchten. Sobald ich ihm sage, es entehre mich, wenn es sich in unsern Streit mische, so bin ich überzeugt daß es ruhig bleiben wird.“ Die Sekundanten des Herrn de Castries gaben nach, und litten, daß eine Menge von Zuschauern bey dem Zweykampfe gegenwärtig war. Die beyden Gegner schlugen sich in dem Märzfelde.

Herr de Castries hatte Pistolen mitgebracht; aber Herr de Lameth verlangte, sich mit dem Degen zu schlagen. Die Sekundanten stellten vor: Herr de Castries wäre der beleidigte Theil, ihm komme es also zu, die Waffen zu wählen. Herr de Lameth beharrte darauf, daß er sich auf Pistolen nicht schlagen wolle. Herr de Castries gab großmüthig nach, und borgte, von einem Unbekannten, einen Degen, weil er selbst keinen mitgebracht hatte. Beyde schlugen sich tapfer, und Herr de Castries verwundete den Herrn de Lameth in den Arm.

Kaum wurde die Nachricht von dieser Verwundung des Herrn de Lameth nach dem Palais Royal ge-

bracht, als daselbst, und in ganz Paris, die heftigste Gährung entstand. Im Jakobinerklub wurde vorgeschlagen: den Herrn de Castries, und die übrigen Aristokraten zu ermorden. Nichts desto weniger gieng, noch an demselben Abende, Herr de Castries selbst zu Herrn de Lameth hin, und erkundigte sich nach seinem Befinden. Dem Pöbel hatte man gesagt: Herr de Castries hätte sich eines vergifteten Degens bedient, und Herr de Lameth würde an der Wunde sterben.

Am folgenden Tage, am 13. November, war die Gährung auf den höchsten Grad gestiegen, und der Pöbel verlangte laut den Kopf des Herrn de Castries. Es hätte nur einiger Worte des Herrn de Lameth, oder seines Bruders, des Herrn Alexander de Lameth, bedurft, um das Volk zu besänftigen: aber so großmüthig handelten diese beyden Herren nicht. Die Herren Barnave, de Menou und Mirabeau, thaten vielmehr Alles, was in ihren Kräften stand, um den Pöbel noch mehr in Aufruhr zu bringen. Die Mitglieder des Jakobinerklubs setzten Alles in Bewegung; und sie selbst führten den im Palais Royal versammelten Pöbel, gegen das Haus des Marschalls de Castries (Vaters des Herzogs von Castries) in der Strasse Varenne. Ehe sie sich, an der Spitze des Pöbels in Bewegung setzten, schlugen sie, im Palais Royal, an allen Ecken, eine Schrift an, welche folgendermassen lautete: Der Bürgermiliz wird verboten, irgend Jemand in Schutz zu nehmen, der nicht als ein wahrer Patriot bekannt ist.

Das Haus des Herrn Marschalls de Castries wurde von dem Gesindel geplündert. Thüren; Fenster; Spie-

gel von grossem Werthe; Wanduhren (worunter sich eine befand welche tausend Louisd'ors gekostet hatte); Gemälde; Kupferstiche; kostbares Hausgeräthe: Alles wurde in Stücken zerschlagen. Kein Bürgersoldat ließ sich sehen, um die Unordnung zu verhindern. Der Verlust, den der Herzog erlitt, war unglaublich groß. Nachdem Alles schon geschehen war, erschien Herr la Fayette an der Spitze der Bürgermiliz. Aber er wurde verspottet und beschimpft, und sah sich genöthigt abzuziehen. Auch Herr Bailly kam. Er bat, er flehte, er weinte: aber umsonst. Die Bürgermiliz wurde von dem Pöbel genöthigt, die Bajonette von ihren geladenen Flinten abzuschrauben; und sie gehorchte. Die Bürgermiliz schraubte, auf Befehl eines zusammengelaufenen Gesindels, die Bajonette von den Flinten, und sah dem Plündern zu, statt, mit Einer Salve, den Pöbel zu zerstreuen. Ein Detaschement Reiterey jagte endlich die Plünderer auseinander. Herr de Castries war glücklicherweise nicht zu Hause.

Der ganze Haufe begab sich nachher nach den Thuillerien, und suchte in das königliche Schloß einzudringen. Der König stand an einem Fenster und las. Er sah den Pöbel ankommen, und sagte, ganz kaltblütig: „Was wollen diese Leute hier?“ Man bat den Monarchen sich wegzubegeben, und die Schweitzer verweigerten standhaft diesen Räubern den Eingang in das königliche Schloß.

Herr de Lameth wurde von seiner leichten Wunde bald wiederum hergestellt, und Herr de Castries hielt es der Klugheit gemäß, Paris zu verlassen und sich nach der Schweitz zu begeben.

Während der Plünderung des Hotels des Herrn de

Castries trat Herr Despremenil in die Versammlung, und kündigte an, daß ein rasender Pöbel mit der Zerstörung dieses Hotels beschäftigt sey. Die Gallerien klatschten lauten und lärmenden Beyfall. Alle rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung zitterten, als sie hieraus die auf den höchsten Grad gestiegene Frechheit und Wuth des Volkes erkannten. Mit dem größten Unwillen verlangten sie von dem Präsidenten, daß er den Zuhörern stille zu schweigen befehlen sollte. Dieses geschah.

Am folgenden Tage erschienen vor den Schranken der Nationalversammlung die Abgesandten eines Bezirks der Stadt Paris. Der Redner verlangte: die Nationalversammlung solle ein Gesetz gegen die Zweykämpfe geben, und bekannt machen, daß Derjenige, welcher ein Mitglied der Versammlung herauszufordern wagen würde, des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig wäre. „Dieses Gesetz," fuhr er fort, „muß zuerst den boshaften Mann treffen, der es hat wagen dürfen, den Herrn de Lameth zum Zweykampfe herauszufordern, ohne auf die Stelle welche dieser bekleidet, und ohne auf seine Tugenden Rücksicht zu nehmen. Eilen Sie, meine Herren, und ernennen Sie die Richter, die diesen frechen Mann bestrafen sollen, an welchem gestern die Hauptstadt eine gerechte Rache ausgeübt hat."

Diese schändliche Rede wurde, von der linken Seite der Versammlung und von den Gallerien, mit lautem Beyfalle aufgenommen. Voller Unwillen stand Herr Roy auf, und rief aus: „Nur Bösewichter können einer solchen Rede Beyfall zuklatschen!" Herr Dambly strafte den Redner Lügen, und sagte zu demselben:

„Ihr sagt eine Unwahrheit. Es ist nicht wahr, daß Herr de Castries den Streit mit dem Herrn Lameth angefangen hat. Es sind hier Viele, welche das Gegentheil bezeugen können.“

Es entstand in der Versammlung ein schrecklicher Lärm und Tumult. Man verlangte, daß Herr Roy in das Gefängniß gebracht werden sollte. Er vertheidigte sich, und einige andere Mitglieder standen ihm bey. Mirabeau stieg auf den Rednerstuhl, und sagte, mit verstelltem Zorne: „Wirklich hat die Versammlung schon zu lange die Freyheit zu sprechen beschützt. Unsere Geduld ist zu Ende. Ihr seyd viel zu sanftmüthig, und Eure Sanftmuth schadet Euch selbst. Die öffentliche Sache ist in Gefahr, wenn Ihr nicht endlich einer Handvoll frecher Verschworner, die sich unter Euch befinden, den Mund stopft. Das Volk fängt an einzusehen, wie man mit seinen Stellvertretern umgeht. Schon hat es das Haus eines Proskribirten, eines bekannten Feindes der Konstitution, zerstört. Wahrlich! es ist endlich einmal Zeit, daß sich das Volk selbst Gerechtigkeit verschaffe. Schreckliche Unordnungen, gerechte Rache, und traurige Hinrichtungen, werden endlich einmal beweisen, daß das Volk ein Recht habe, zu verlangen, daß man seinem Willen gehorche. Der Kommandant der Bürgermiliz bat gestern Morgen das Volk, daß es Achtung für das Gesetz haben möge. Wißt Ihr wohl, was ihm das Volk, zur Antwort gab? Warum haben die Gesetzgeber selbst keine Achtung für das Gesetz! Und nun, was wollt Ihr hierauf antworten? Wißt Ihr, daß das Volk, in seiner Wuth gegen den Feind seines Freundes, und mitten in der Zerstörung der Mobilien

jenes proskribirten Hauses, nichts gestohlen hat? Wißt Ihr, daß es das Bildniß des Königs von der Zerstörung bewahrt hat? Wißt Ihr, daß es der Madame de Castries, wegen ihres hohen Alters, die zärtlichste Besorgniß, die allergrößte Achtung gezeigt hat! Da seht einmal! So ist das Volk, welches man zu verläumden wagt!

Frechheit ohne Beyspiel, der Versammlung so etwas zu sagen! Madame de Castries befand sich, schon seit anderthalb Jahren, in der Schweitz; und das Bildniß des Königs war in dem zerstörten Hause gar nicht vorhanden gewesen! a)

Herr Malouet verlangte: daß Herr de Castries für den erlittenen Verlust entschädigt werden sollte. Aber er wurde, mit grossem Geschrey, unterbrochen, und von dem Rednerstuhl weggejagt.

Herr Roy ward von der Versammlung verurtheilt, drey Tage im Gefängnisse zuzubringen.

Als der Haufe des Pöbels von der Plünderung des Hotels de Castries zurückkam, fuhr eben der Herzog de Chartres (der älteste Sohn des Herzogs von Orleans) bey dem Palais Bourbon vorbey, welcher Pallast dem Prinzen von Conde zugehört. Er sah die Räuber ankommen und befahl stille zu halten. Bald nachher befand er sich mitten unter dem Haufen. Er machte die Thüre seines Wagens auf, er beugte

---

a) Madame la Maréchale de Castries étoit en Suisse depuis dix-huit mois. Le portrait du Roi n'étoit dans aucun des appartemens dévastés. Forfaits du 6. Octobre T. 2. p. 174. Journal général de France, 1790. p. 1375.

seinen Körper heraus, und rief zu verschiedenen malen: „Ich begreife gar nicht, meine Brüder, warum die tapfern Bürger diesen Pallast nicht auch schon geplündert haben.“

Am 21. Oktober gaben die Offiziere des Regiments Royal Liegois, welches zu Befort in Garnison lag, den Offizieren des Husarenregiments Lanzun, welches eben daselbst lag, ein Gastmal. Nach dem Essen zogen die Offiziere, von Wein erhitzt, mit Musik und mit gezogenen Degen, durch die Straßen. Dabey sangen sie, und riefen aus: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Freude! Zum Teufel mit der Nation!“ Viele Soldaten gesellten sich zu ihnen, und der Lärm und Tumult wurden sehr groß. Herr de Bouille, welcher sich zu Metz befand, erhielt sogleich Nachricht davon, und eilte herbey. Er stellte die Ruhe wieder her, und ließ drey Offiziere in Arrest nehmen.

In der Abtheilung der unteren Charente waren die Bauern in Aufruhr begriffen. Sie weigerten sich die Abgaben zu bezahlen, und richteten Galgen auf. Der Maire der Stadt Varcze klagte den Rädelsführer dieser Unruhen bey dem Bezirke St. Jean Dangely an. Es wurde Befehl gegeben denselben in Verhaft zu nehmen. Ein Detaschement Truppen rückte aus, um den Befehl in Ausübung zu bringen. Die Bauren rotteten sich zusammen und wollten den Kerl nicht ausliefern. Die Truppen gaben Feuer unter die Aufrührer und einige derselben wurden getödtet, andere verwundet. Der Anführer ward gefangen genommen und nach dem Gefängnisse gebracht. Am

Abends desselben Tages rotteten sich die Bauren abermals, an der Zahl gegen zweytausend, zusammen, bemächtigten sich des Maire, und forderten den Gefangenen zurück. Man that ihnen Vorstellungen. Aber diese waren vergeblich, und der Rath sah sich genöthigt den Gefangenen loszulassen. Diese Nachgiebigkeit hatte die schlimmsten Folgen. Die Bauren wurden nur noch dreister und frecher. Sie krönten ihren Anführer mit Lorbeeren, und statt daß sie, wie sie versprochen hatten, den Maire Herrn Latierce, hätten loslassen sollen, ermordeten sie ihn, nachdem sie ihn vorher lange, und auf die schrecklichste Weise, gemartert hatten.

Am 5. Dezember war ein gefährlicher Auflauf zu Perpignan, an der Spanischen Gränze. Acht Kompagnien der Bürgermiliz hielten, an diesem Tage unter sich ein Bundesfest, welches mit einer Farandola (einem Spanischen Tanze) sich endigte. Dieser Tanz wurde von ihnen durch alle Strassen der Stadt getanzt, und es versammelte sich eine grosse Menge Volks, um zuzusehen. Alle mit einander riefen, zu wiederholten malen, aus: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation! An die Laterne mit den Aristokraten!“ Eine solche Unordnung, verbunden mit einem so lärmenden Geschrey, welches bis spät in die Nacht fortdauerte, konnte in einer Gränzfestung nicht geduldet werden. Der Bürgerrath gab sich daher Mühe, das zusammengelaufene Volk zu zerstreuen. Aber alle Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Die Köpfe erhitzten sich immer mehr und mehr. Die Mitglieder des Jakobinerklubs mischten sich unter das Volk, und schlugen

vor: die Mitglieder eines andern Klubs, welche, unter dem Namen der Freunde des Friedens, in einem Hause versammelt waren, anzugreifen. Der ganze Haufe zieht nach diesem Hause, um zehn Uhr in der Nacht. Die Mitglieder des Klubs werden gemißhandelt. Allein sie wehren sich. Es geschehen, von beyden Seiten, Flintenschüsse und Pistolenschüsse. Der Streit wird heftig, und die bewaffnete Bürgermiliz scheint entschlossen zu seyn, alle Mitglieder des Friedensklubs zu ermorden. Umsonst kommt der Bürgerrath und bittet um Frieden. Die Bürgermiliz holt ein kleines Feldstück herbey. Dieses wird geladen, und damit die Thüre des Hauses, in welchem die Freunde des Friedens versammelt sind, eingeschossen. Der Pöbel dringt hinein. Alles was sich an Hausgeräthe in dem Hause findet, wird zerbrochen, zerschlagen, zerstört, und aus den Fenstern geworfen. Ungefähr achtzig Mitglieder des Klubs, welche man versammelt antrifft, werden geschlagen, geplügelt, aus dem Hause gerissen, und in das Gefängniß geschleppt. Am folgenden Tage wurden diese, ungefähr achtzig an der Zahl im Triumphe durch die Strassen der Stadt geführt. Die meisten unter ihnen hatten die Köpfe mit Schnupftüchern verbunden, um die am vorigen Tage erhaltenen Wunden zu bedecken; ihre Kleider waren mit ihrem Blute besudelt. Der Pöbel lachte, jubelte, und freuete sich bey diesem traurigen Anblicke.

Die Stadt Versailles that, bey der Nationalversammlung, am 4. Dezember die dringendsten Vorstellungen, und bat um schleunige Hülfe, weil sich, zu Versailles und in der Nachbarschaft, über 40,000 Arme

ohne Brod befänden. Die Versammlung bewilligte, zu der Unterstützung dieser Nothleidenden, eine Beysteuer von 50,000 Livres aus dem Nationalschatze.

Die Abgesandten der Abtheilung des Pas des Calais erschienen, am 6. Dezember, vor den Schranken der Nationalversammlung. Der Redner sagte: „Das Volk hat sich, in unserer Abtheilung, allen Euren Beschlüssen unterworfen. Es hat geschworen, daß es den lezten Blutstropfen vergießen wolle, um die Ausübung derselben aufrecht zu erhalten. Aber Einer dieser Beschlüsse, der Beschluß wegen der freyen Zirkulation des Getreides, wird nicht vollzogen. Gegenwärtig ist diese freye Zirkulation von dem einen Ende unserer Abtheilung bis zum andern aufgehoben. Eben dieses findet auch, ungeachtet Eurer Beschlüsse, in der Abtheilung des Norden statt. Das Kriegsgesetz ist bekannt gemacht worden, aber ohne allen Erfolg. Wir kommen von Euch Hülfe zu verlangen, und auf dieser schleunigen Hülfe beruht die Erhaltung der Konstitution in unserer Abtheilung. Der Preis des Korns ist zwar noch nicht viel gestiegen; aber er steigt täglich, und mit demselben steigt die Furcht. Die Anzahl der Armen hat auf einen so schrecklichen Grad zugenommen, daß dieselbe, in einigen Städten, den dritten Theil der ganzen Bevölkerung ausmacht."

In der Provinz Quercy hatten die Unruhen auf einen so hohen Grad zugenommen, daß der Magistrat der Stadt Gourdon sich genöthigt sah, hundert Mann des Regiments Languedoc, unter Anführung des

Herrn de Saint Sauveur, kommen zu lassen. Diese Truppen sollten die Ruhe herstellen, die aufgerichteten Galgen nebst den Maystangen umwerfen, und die aufrührischen Bauren wiederum zur Ordnung und zum Gehorsam gegen die Gesetze zurückrufen. a) Die hundert Soldaten rückten an, und richteten, in allen benachbarten Dörfern, den an sie geschehenen Auftrag ohne Widerstand aus. Als sie aber, am 3. Dezember, nach dem Dorfe St. Germain kamen, sahen sie eine grosse Menge Volks auf sich zukommen. Herr de St. Sauveur ließ Halt machen, und sandte einen Boten an den Bürgerrath, mit dem Verlangen, daß derselbe den Auflauf zerstören möchte. Die Bürgerräthe kamen ihm entgegen, und sagten: seine Ankunft, an der Spitze gewaffneter Truppen, wäre an dem Auflaufe Schuld. Er antwortete: daß er auf Verlangen des Bürgerrathes zu Gourdon ankäme, und daß er Befehl hätte, an allen Orten, wo man sich ihm nicht freywillig unterwerfen würde, die rothe Fahne wehen zu lassen. Die Bürgeräthe dieses Dorfes bestanden darauf, daß er umkehren, und nicht weiter fortrücken sollte. Er gehorchte. Diese Nachgiebigkeit machte die Bauren so dreist, daß sie die Truppen mit Steinwürfen und mit Flintenschüssen verfolgten. Der Offizier machte Halt, und stellte seine Truppen in Schlachtordnung, aber er verbot denselben zu schießen. Die Aufrührer geriethen in Furcht, als sie Widerstand fanden, und liefen weg. Sobald die Truppen weiter zogen, liefen auch die Aufrührer wiederum hinter ihnen her, und warfen ihnen Steine nach.

a) Man sehe über diese Unruhen Band 3. S. 203.

nach. Ehe Herr de St. Sauveur nach Gourdon kam, sah er sich genöthigt dasselbe Manöver zu verschiedenen malen zu wiederholen. Bey seiner Ankunft fand er die Stadt in der größten Unordnung. Die Bürgermiliz stand im Gewehr, und das Kriegsgesetz war verlesen worden. Er stellte seine Truppen, auf dem Marktplatze, in Schlachtordnung, und erwartete nun die Befehle des Bürgerrathes. Er erhielt keine. Bald sah er von weitem die Aufrührer anrücken. Es waren ihrer gegen fünf tausend Mann, unter Anführung eines Bürgers, Namens Linar. Alle diese Bauren waren theils mit Flinten, theils mit Sensen und Sicheln bewaffnet. Der Anführer der aufrührischen Bauren, Linar, kommandirte in der Stadt ganz unumschränkt. Er that Versprechungen, er drohte, und er warf Diejenigen, welche sein Ansehen nicht anerkennen wollten, in das Gefängniß. Einige Häuser und Schlösser befahl er zu plündern, andere ließ er verbrennen oder niederreißen. Dieser kam nun, an der Spitze seiner Räuberbande, auf die hundert Mann Truppen los. Der Offizier, welcher gar keine Befehle von dem Bürgerrathe erhielt, und mit seiner geringen Mannschaft einem so grossen Haufen nicht zu wiederstehen vermögend war, begab sich mit seinen Soldaten in die Kirche. Die Aufrührer rückten an, und riefen den Soldaten Schimpfwörter zu. Der Anführer Linar verlangte von dem Herrn de Saint Sauveur: daß er sich ergeben sollte. Er, und alle seine Soldaten, antworteten auf diesen schändlichen Vorschlag durch ein lautes Geschrey des Unwillens, und alle erklärten: daß sie bereit wären, bis auf den letzten Blutstropfen sich zu vertheidigen, wenn sie angegriffen werden sollten. Während

der Nacht suchten einige Abgesandte der Räuber die Soldaten zu verführen, und sie zu überreden, daß sie ihre Offiziere ausliefern möchten, damit man dieselben ermorden, und ihre Köpfe auf Stangen in der Stadt herumtragen könnte. Allein die Soldaten schworen ihren Offizieren, zu wiederholten malen, den Eid, daß sie mit ihnen eher zu sterben, als in ein solches Verbrechen einzuwilligen, bereit seyen. Herr de Saint Sauveur blieb mit seinen Leuten in der Kirche, bis an den folgenden Morgen um eilf Uhr. Von dem Bürgerrathe hörte und sah er nichts. Alle Mitglieder desselben hatten sich versteckt, oder die Flucht genommen. Endlich erhielt er, durch einen Boten, einen, von zwey Mitgliedern des Bürgerrathes unterschriebenen Befehl, die Stadt wieder zu verlassen. Er zog ab, nachdem er noch vorher erfahren hatte, daß die Räuber Alles, was von den Offizieren und Soldaten in dem ihnen angewiesenen Quartiere zurückgelassen worden war, geplündert hatten. Nach dem Abzuge der Truppen trieben nun die aufrührischen Bauren Ausgelassenheit und Ausschweifungen auf den höchsten Grad. Die Häuser der beyden Bürgerräthe zu Gourdon, der Herren de Fontange und Hebray, wurden geplündert und verbrannt, und diese Herren selbst entgiengen nur mit Mühe dem ihnen gedrohten Tode. Alle Bauren der benachbarten Dörfer, welche bisher ruhig geblieben waren, vereinigten sich nunmehr mit den Aufrührern. Sie weigerten sich alle, die den Edelleuten zugehörigen Steuren und Abgaben, selbst diejenigen Abgaben, welche von der Versammlung nicht abgeschaft waren, ferner zu bezahlen. Sie verbrannten das, dem Grafen de Beaumont zugehörige, Schloß du Re-

paire; das Schloß des Herren de Durfourt Leabard zu Salviat; und, außer diesen, noch viele andere Schlösser. Am 7. Dezember zogen die Aufrührer, angeführt von der Bürgermiliz, nach dem Schlosse Bazet, welches dem Feldmarschalle Grafen de Clarac zugehörte. Sie plünderten und verbrannten das Schloß, und ermordeten den Marquis Desqueyrac. Der Graf de Clarac hatte sich in einen Keller versteckt, und blieb daselbst zwey Tage lang, unter den brennenden und rauchenden Trümmern seines über ihn zusammengestürzten Schlosses. Am 9. Dezember zog man ihn aus diesem Keller halbtodt hervor, und schleppte ihn nach Toulouse in das Gefängniß, unter dem Vorwande, daß er, um sich zu wehren, eine Pistole losgeschossen habe.

In dem Bezirke von Vesoul, in der Franche Comte giengen ähnliche Auftritte vor. Die Bauren des Dorfes Auxon, in der Abtheilung der oberen Saone, verwüsteten die Wälder in ihrer Nachbarschaft. Dieses wurde ihnen untersagt. Um sich zu rächen, zogen sie, in grosser Anzahl, nach dem Schlosse Auxon, in welchem Niemand wohnte, als Madame de Raigecourt, eine achtzigjährige adeliche Dame, mit der Mademoiselle de Montlezun, ihrer zwölfjährigen Nichte. Mademoiselle Bureau de Püzy (Schwester eines Mitgliedes der Nationalversammlung) erhielt Nachricht von der Gefahr, welche jenen beyden Damen drohte. Sogleich eilte sie, mit einer doppelläufigen Flinte bewaffnet, und von ihrem, ebenfalls bewaffneten, Gärtner begleitet,

von Püzy (welches eine halbe Stunde von Auxon liegt) den beyden Belagerten zu Hülfe. Als sie vor dem Schlosse ankam, waren die aufrührischen Bauren im Gefechte mit einem Detaschement von zehen Dragonern, welche man von Vesoul gegen sie abgesandt hatte. Mademoiselle de Püzy kam in das Schloß, durch eine verborgene Hinterthür. Sie befahl fünf Bedienten, daß sie sich bewaffnen sollten, und erschien, von denselben begleitet, auf der Terrasse des Schlosses. Sie redete den Aufrührern zu, welche eifrig beschäftigt waren das Schloß-Thor einzusprengen. Sie that ihnen Vorstellungen; aber vergeblich. Einer von den Bauren, welcher sich bemüht, mit einem Beile das Schloßthor einzuhauen, wirft sein Beil weg, zieht eine geladene Pistole aus der Tasche, und will losdrücken: aber in demselben Augenblicke schießt sie ihre Flinte auf ihn ab, und streckt ihn leblos dahin. Nun laden die Bauren ihre Flinten. Die Heldin befiehlt ihrer kleinen Armee Feuer zu geben. Fünf Männer und zwey Weiber werden todtgeschossen, und der ganze Haufe läuft davon. Mademoiselle de Püzy ruft ihnen nach: „Wenn Ihr Euch untersteht, das Schloß anzustecken, oder den Bewohnerinnen desselben einiges Leid zuzufügen; so will ich selbst, mit eigner Hand, Euer ganzes Dorf in Brand stecken.“ Nachher sandte sie ihren getreuen Gärtner nach Vesoul, und ließ sich Hülfe ausbitten. Hundert und funfzig Mann kamen an, und bewachten das Schloß. Am folgenden Morgen begab sie sich, mit ihrer Flinte, und begleitet von ihrem Gärtner, wiederum nach Püzy zurück.

Nachdem die sogenannten Patrioten zu Avignon, welche mit Gewalt alle rechtschaffenen Einwohner der Stadt entweder ermordet oder verjagt hatten, in der Grafschaft Avignon keine Gegenstände mehr fanden, an denen sie ihre Mordlust befriedigen konnten, so zogen sie, haufenweise, in die, an Avignon stoßende, Grafschaft Venaissin, welche ebenfalls dem Bischofe zu Rom zugehörte. Sie verführten bald auch die französischen Truppen, welche der König, zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, gegen alles Völkerrecht, nach Avignon hatte senden müssen. Staat daß diese Truppen die Ruhe hätten herstellen sollen, halfen dieselben plündern, rauben und morden. Ein Haufe bewaffneter Räuber, begleitet von einigen französischen Soldaten, that, am 10. Dezember, einen Einfall in das Gebiet der Stadt Cavaillon. Die Räuber forderten die Einwohner auf: sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und sich mit Frankreich zu vereinigen. Die Einwohner antworteten: es wäre ihre Absicht, Seiner Heiligkeit getreu zu bleiben, und sie protestirten gegen alle gewaltsamen Maßregeln sowohl, als gegen das Einrücken fremder Truppen in ihr Gebiet. Indessen wurden zu Lille, und an einigen andern Orten der Grafschaft, die französischen Lilien mit Gewalt über die Thore gesetzt. Aber dessen ungeachtet rückte die Armee der Avignoner Räuber, welche von der Nationalversammlung in Schutz genommen worden war, mit vier Kanonen gegen die Stadt Cavaillon an. Die Einwohner der Stadt wehrten sich: sie thaten einen Ausfall; und trieben, unter Anführung des Herrn Bonnard, die Belagerer zurück. Allein die

Stadt hatte keine Artillerie. Die Räuber rückten, mit ihren Kanonen, abermals an; die Stadtthore wurden eingeschossen; die Stadt ward eingenommen; und die weiße französische Fahne wurde auf die Stadtmauer gepflanzt. Die Räuber plünderten die Häuser der Reicher und wohlhabenden Einwohner, und rissen einige derselben nieder. Der Anführer der Räuberbande Patrix befahl, daß alle Diejenigen, welche man mit den Waffen in der Hand angetroffen hätte, gefangen nach Avignon geführt werden sollten. Die Räuber begiengen in der Stadt die schrecklichsten Ausschweifungen, und ermordeten viele Weiber und Kinder, mit unmenschlicher Grausamkeit. Von Cavaillon zogen die Räuber nach der Stadt Carpentras. Sobald man in der Stadt von ihrer Annäherung Nachricht erhielt, wurden alle Einwohner von Furcht und Schrecken ergriffen. Alle Bande der Regierung wurden aufgelöst; die Einwohner empörten sich gegen den Magistrat; der Pöbel ermordete einige Offiziere; und das französische Wappen ward über das Stadtthor gesetzt. Die Räuber rückten an, die Stadt ergab sich ihnen und that keinen Widerstand. Allein die Bösewichter waren hiemit nicht zufrieden. Sie hatten sich einmal vorgenommen, die Stadt Carpentras von Grund aus zu zerstören, und dieses schreckliche Vergnügen wollten sie sich nicht nehmen lassen. Sie zogen, vier tausend an der Zahl, mit zehen Kanonen und einem Bombenmörser, unter Anführung des Mörders Patrix und seiner Gehülfen Duprat und Mainvielle, vor die Stadt Carpentras. Am 20. Januar 1791 fiengen sie an, diese unglückliche Stadt zu beschießen. Bey ihrer Ar-

mee befand sich eine grosse Anzahl leerer Wagen, welche sie mitgebracht hatten, um auf denselben die geplünderten Habseeligkeiten der Einwohner mit sich fortzuführen. Ein starker Regen, welcher den ganzen Tag anhielt und ihre Flinten und Kanonen unbrauchbar machte, hinderte sie an der Ausführung ihres schändlichen Vorsatzes, und sie zogen sich zurück, mit dem Geschrey: „Krieg und Plünderung!“ Die Einwohner der Stadt Carpentras und der benachbarten Städte verließen ihre Wohnungen; flüchteten sich; und nahmen was sie wegtragen konnten mit sich. Hierauf zogen die Räuber nach der reichen Abtey Bonpas, luden Alles, was sie in dem Kloster von irgend einigem Werthe fanden, auf die mitgebrachten Wagen, und kehrten dann nach Avignon zurück, unter den Schutz des Jakobinerklubs und der Nationalversammlung. Bald nachher ließ der Bürgerrath zu Avignon, dessen Mitglieder Duprat und Mainvielle waren, und mit dessen Bewilligung alles Vorgefallene geschehen war, eine Proklamation ergehen, in welcher diese Schandthaten gelobt, als deutliche Beweise eines aufgeklärten Patriotismus angepriesen, und, unter dem Vorwande einer gerechten Rache des Volkes gegen unaufgeklärte Aristokraten, gebilligt wurden. In dem Jakobinerklub zu Paris wurden auf die Räuberbande zu Avignon öffentliche Lobreden gehalten, und die Herren Bouche, Pethion, Robespierre, Brissot, Carra, Mercier, Desmoulins und Andere, behaupteten: man sollte dem Bürgerrathe zu Avignon danken, daß er den Einwohnern der Grafschaft Venaissain die Wohlthat einer Revolution verschafft habe.

Die Gräfin de la Mire wohnte auf ihrem Schlosse zu Davenecourt bey Amiens. Der Bürgerrath begab sich zu ihr, und fragte an: ob sie die ihr zugehörigen Rechte auf gewisse, in der Nähe befindlichen Waldungen, aufgeben wolle, oder nicht? Sie antwortete: sie wäre gesonnen, sich allen Beschlüssen der Nationalversammlung zu unterwerfen. Da nun diese Beschlüsse sie jenes Rechts nicht beraubten, so würde sie dasselbe auch nicht aufgeben. Die Bürgeräthe fragten noch einmal: ob dieses ihr fester und letzter Entschluß sey? Sie erwiederte: daß sie gar nicht begreife wie man sie über so Etwas fragen könne. „Wohlan!“ war die Antwort, „es wird Ihnen nicht gut gehen.“ Die Bürgeräthe begaben sich weg und ließen die Sturmglocke läuten. Sogleich versammelten sich die Bauern und drangen in das Schloß. Ein Bedienter will der Gräfin die Nachricht bringen, daß sie sich in grosser Gefahr befinde. Allein ehe derselbe noch zu ihr gelangen kann, wird ihm durch einen Flintenschuß, der Arm entzwey geschlagen, Er fällt, richtet sich aber wieder auf, kommt in das Zimmer der Gräfin, bringt die Nachricht, und stürzt zu Boden. In demselben Augenblicke dringen die Bauren herein, prügeln die Gräfin nebst ihrem Sohne und ihrer Tochter, welche sich bey ihr befinden. Ihre Kammerfrau will sich, aus dem Fenster, auf einer Leiter retten, welche ein Bedienter unten angelegt hat. Die Bauren werfen die Leiter mit ihr um. Von zehen Uhr des Vormittags bis drey Uhr Nachmittags sieht sich die Gräfin genöthigt, die Beschimpfungen und Mißhandlungen dieser Bösewichter zu ertragen. Sie muß Alles unterschreiben was man ihr vorlegt. Einer von den

Kerlen will sie, mit einem Säbelhiebe, umbringen: sie hält den Arm vor, und dieser wird durchgehauen. Endlich findet sie Mittel zu entfliehen, während die Bauern das Schloß plündern. Der Bediente ist an den Folgen des erhaltenen Schusses gestorben.

Zu Uzes, im vormaligen Languedoc, war, zwischen den Katholiken und den Protestanten ein förmlicher Bürgerkrieg ausgebrochen, und zwey ziemlich beträchtliche Armeen lagen gegen einander im Felde.

Das Schloß, der schöne Garten, und der berühmte Park des Prinzen Conde, zu Chantilly, in der Nähe von Paris, wurde von Räubern verwüstet. Alles Gewild ward getödtet, nach Paris gebracht und verkauft, ohne daß sich der Bürgerrath zu Chantilly im mindesten darum bekümmert, oder einen Versuch gemacht hätte, das Eigenthum des abwesenden Prinzen zu beschützen, und den Unordnungen Einhalt zu thun. Einige Offiziere patrouillirten in dem Parke, um die Räuber zu entdecken, aber es wurde im Finstern auf sie geschossen, und Herr de Bonneval, ein Offizier des Regiments Berry, ward tödtlich verwundet.

Zu Aix, in der vormaligen Provenze, fiel ein schrecklicher Auftritt vor, von welchem folgende Umstände der strengsten Wahrheit gemäß sind. Am 11. Dezember kamen fünf angesehene Bürger von Aix nach dem Rathhause, und legten dem Bürgerrathe den Plan eines neuen Klubs vor, welchen sie, unter den Namen: Vertheidiger der Religion, der Personen

und des Eigenthums, zu errichten gedächten. Zugleich kündigten sie an, daß sie nächstens eine öffentliche Sitzung halten würden. Die Hauptpunkte, zu denen die Mitglieder des Klubs sich verbanden, waren: daß sie Personen und Eigenthum, gegen alles Unrecht vertheidigen und beschützen, und sich, zu diesem Endzwecke, bey jedem Vorfalle mit dem Bürgerrathe vereinigen wollten. Uebrigens sollte, in diesem Klub, von Staatsangelegenheiten gar nicht gesprochen, und der neuen Konstitution, weder im Guten, noch im Bösen, erwähnt werden. Die Jakobiner (deren Grundsatz es war, im ganzen Königreiche keinen andern Klub, von welcher Art er auch sey, zu dulden, wenn derselbe nicht mit dem Jakobinerklub zu Paris in Verbindung treten wollte) erhielten bald Nachricht von diesem Vorhaben. Sie gaben vor, und streuten heimlich aus: der neu zu errichtende Klub wäre der Anfang einer Gegenrevolution, und alle Mitglieder desselben würden die weisse Kokarde tragen. Der Bürgerrath ließ, mitten in der Nacht, die Läden aller Kokardenhändler untersuchen, um gewiß zu erfahren, ob in denselben weisse Kokarden vorhanden wären, oder nicht. Man fand nicht eine einzige, und überzeugte sich auf diese Weise, daß das, von den Jakobinern ausgebreitete Gerücht, eine blosse Verläumdung gewesen war. Mehr als 600 Bürger aus allen Ständen hatten ihre Namen unterzeichnet, um an dem neuen Klub Theil zu nehmen. Ausser dem Jakobinerklub befand sich zu Aix noch ein anderer Klub, welcher mit dem Jakobinerklub in gutem Vernehmen stand, und von demselben geleitet wurde. Dieser hieß der antipolitische Klub. Der Stifter und Vorsitzer desselben war ein gewisser Abbe Rive, und die Mitglieder des Klubs waren lauter

Bauern, welche dieser Abbe nach Gefallen leitete und aufwiegelte. Am 12. Dezember vereinigte sich, zum erstenmale, der Jakobinerklub mit dem antipolitischen Klub, und die beyderseitigen Mitglieder hielten mit einander eine Mahlzeit. Nachdem sie sich, durch Weintrinken und durch patriotische Gespräche, erhitzt hatten, zogen sie in Prozession durch die Stadt, und versammelten sich vor einem Kaffeehause, welches der gewöhnliche Aufenthalt der Aristokraten war. Sie warfen die Fenster ein, und schlugen Stühle und Tische entzwey. Herr de Guiramand, ein Greis von siebenzig Jahren, trat aus dem Kaffeehause heraus, und suchte den Pöbel zu besänftigen. Er wurde mit einem Steinregen empfangen. Hierauf nahm er zwey geladene Pistolen, welche er immer bey sich führte, aus seiner Tasche, und schoß unter den Haufen. Er traf Niemand; aber seine Unvorsichtigkeit vermehrte den Lärm. Es war acht Uhr des Abends. Die Offiziere des Regiments Lionnais, welches zu Aix in Garnison lag, liessen Lärm trommeln, und versammelten ihre Soldaten, um bereit zu seyn, Hülfe zu leisten, sobald der Bürgerrath es verlangen würde. Aber der Bürgerrath zu Aix war mit den beyden patriotischen Klubs einverstanden. Er ließ nicht die Sturmglocke läuten; er ließ nicht das Kriegsgesetz ablesen; er ließ nicht die rothe Fahne wehen; er verlangte nicht, daß die Bürgermiliz, welche mehr als vier tausend Mann stark war, gegen diesen Haufen von Aufrührern ausrücken sollte: sondern der Bürgerrath ließ dem, in Schlachtordnung stehenden, Regimente Lionnais sagen: daß es sogleich die Stadt verlassen möchte. Das Regiment gehorchte, und verließ die Stadt. Nun sandte der Bürgerrath nach Marseille,

und bat sich Hülfe aus. Sogleich begaben sich von Marseille 450 Soldaten von dem Schweitzerregimente Ernst, nebst 600 Bürgersoldaten, auf den Marsch. Damit aber auch diese nicht zu frühe ankommen möchten, sandte der Bürgerrath einen Boten entgegen, und ließ ihnen sagen, daß sie Halt machen und nicht weiter vorrücken sollten, weil in der Stadt Alles ruhig sey. Am 13. Dezember, des Morgens um sechs Uhr, kam ein Haufe des wüthenden Pöbels, aufgewiegelt und angeführt von Mitgliedern des Jakobinerklubs, nach dem Landhause des Herrn Mignard, des Schwiegervaters des Herrn Dandre, Mitgliedes der Nationalversammlung. Herr Mignard lag, sowohl als sein Freund Herr Pascalis, ein rechtschaffener Mann und berühmter Advokat, noch im Bette. Der Pöbel brach in das Haus. Man nöthigte Beyde aufzustehen, man erlaubte ihnen kaum sich anzuziehen, und man schleppte sie nach Aix in das Gefängniß. Bald nachher holte man noch aus ihren Häusern einen Herrn Morelet de la Roquette, und einige andere rechtschaffene Männer, von denen die Jakobiner vorgaben, daß sie Feinde des Vaterlands wären. Alle diese proskribirten Personen wurden nach dem Gefängnisse gebracht. Nunmehr sandte der Bürgerrath abermals einen Boten an die Truppen, welche von Marseille her auf dem Wege begriffen waren, mit dem Befehle, daß sie vorrücken sollten. Sie kamen an. Sie wurden in die Kasernen einquartirt, und den Schweitzern ward die Wache über die Gefangenen anvertraut. Als die Schweitzer in den Kasernen ankamen, fanden sie, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß der Bürgerrath alle,

in denselben vorhanden gewesene, und dem Regimente Lionnais zugehörige Kriegsmunition, hatte wegnehmen lassen. Die Offiziere der Schweitzer verlangten, inständig und zu wiederholtenmalen, daß man ihnen einen Theil derselben ausliefern möchte. Aber alle diese Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Der Tag verfloß ohne weitere Unordnung. Allein Schrecken und Furcht hatten sich der Gemüther der rechtschaffenen Einwohner bemächtigt. Sie hielten die Thüren ihrer Häuser und ihrer Kramläden den ganzen Tag über verschlossen. Von allen benachbarten Dörfern kamen eine Menge Bauern nach der Stadt, ohne daß man einsehen konnte, aus welcher Ursache dieses geschah. Von Marseille her langten sehr viele Bettler und Landstreicher an. Der Bürgerrath nahm nicht die geringste Maßregel, um die Ruhe und die Sicherheit der Stadt zu erhalten. Am folgenden Morgen, am 14. Dezember, war der ganze einheimische und fremde Pöbel, auf einmal in Bewegung. Der rasende Haufe drängte sich zu dem Gefängnisse, und verlangte mit wüthendem Geschrey, die Köpfe der Gefangenen. Herr von Diesbach, welcher die Schweitzer kommandirte, forderte Verhaltungsbefehle von dem Bürgerrathe. Er erhielt keine. Er mußte unthätig zusehen, wie der Pöbel sich auf das Gefängniß zudrängte; wie das Leben der Gefangenen in Gefahr war, während seine tapfern Schweitzer durch einige Schüsse das ganze zusammengelaufene Gesindel hätten zerstreuen können. Alles dieses mußte er sehen, und konnte doch nicht den Befehl erhalten, auch nur einen Schuß thun zu dürfen. Er war hiermit nicht zufrieden; er hielt es seiner Ehre für nachtheilig,

Mordthaten im Angesichte seiner Soldaten vorgehen zu lassen, ohne dieselben zu verhindern. Er verlangte daher von dem Bürgerrathe einen schriftlichen Verhaltungsbefehl. Und er erhielt einen schriftlichen Befehl: sich mit seinen Soldaten ganz leidend zu verhalten, dem Pöbel nicht zu wehren, und sich in Nichts zu mischen. Bald nachher kamen einige Mitglieder des Bürgerrathes, in ihren Zeremonienkleidern, nach dem Gefängnisse. Der rasende Pöbel machte ihnen Platz, und verlangte, daß sie dem Gefangenwärter (welcher erklärt hatte, er würde seine Gefangenen mit Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigen) einen schriftlichen Befehl geben möchten, die Gefangenen auszuliefern. Sie unterschrieben den Befehl. Die Gefangenen wurden ausgeliefert, von dem Pöbel mit kannibalischer Wuth, nach der Allee geschleppt, und jeder an einen Baum aufgehängt. Von der Bürgermiliz und von den Truppen durfte nicht ein einziger Mann ausrücken, um eine so schreckliche Mordthat zu verhindern. Herr Pascalis verlangte einen Beichtvater, um noch vor seinem Tode die Absolution zu erhalten, aber die Mörder antworteten: seit der neuen Konstitution wäre keine Absolution mehr nöthig. Nach einigen Minuten warfen die Bösewichter die Ermordeten von den Bäumen herab, hackten ihnen die Köpfe ab, steckten dieselben auf Stangen, und trugen sie in der Stadt herum. Bey allem diesem blieb der Bürgerrath ganz ruhig. Der alte Greis, Herr de Guiramand, welcher zwey Tage vorher, in dem Kaffeehause, durch einen Flintenschuß in den Schenkel, war verwundet worden, hatte sich nach seinem Landhause geflüchtet. Der Pöbel begab sich dahin. Man riß

ihn aus seinem Bette, man warf ihn gebunden auf einen Karren, und man führte ihn nach Aix. Daselbst zeigte man ihm die zerfleischten Leichname der Hingerichteten. Dann ward er an einem Baum aufgehängt, und ihm nachher der Kopf abgehackt. Mehr als sechs Stunden verflossen zwischen den ersten Ermordungen und zwischen dieser zweyten. Dennoch ließ der Bürgerrath auch diese geschehen. Die Schweitzer, welche für Wuth über die schändliche Rolle die sie spielen mußten, sich kaum zu halten vermochten, erhielten keinen Befehl, und durften auch nicht die kleinste Bewegung machen, um das Leben eines schätzbaren Bürgers des Staates zu retten. Die drey Ermordeten waren erklärte Feinde Mirabeau's; und Herr Pascalis hatte Mirabeau's Frau gegen ihren Mann vertheidigt, als dieselbe sich genöthigt gesehen hatte, wegen der Mißhandlungen die sie von ihm erdulden mußte, auf eine Ehescheidung zu dringen, und ihren Mann zu verklagen. Aus diesem Grunde vermuthete man, daß Mirabeau der heimliche Anstifter dieser Mordthaten gewesen wäre. Der Schrecken und die Furcht, welche sich, nach diesen Greuelthaten, über alle Einwohner der Stadt Aix verbreiteten, war unbeschreiblich groß. Viele derselben flüchteten sich und verliessen die Stadt. Diejenigen, die da zurückblieben, verschlossen ihre Thüren und verrammelten dieselben inwendig. Niemand wagte es aus seinem Hause zu gehen: nicht einmal die Bedienten, um von dem Brunnen Wasser zu holen. Die Fensterläden wurden den ganzen Tag über nicht geöffnet. Bewaffnete Männer, abgesandt von dem Jakobinerklub, durchsuchten alle Häuser, welche sie für verdächtig hielten. Mehr als zwanzig so-

genannte Aristokraten wurden aus ihren Wohnungen gerissen und nach dem Gefängnisse geschleppt; und von den Anverwandten des ermordeten Pascalis ließ man nicht einen einzigen entwischen. War der innere Zustand der Stadt schrecklich, so war es der äussere noch mehr. Alle benachbarten Städte und Dörfer befanden sich in einem völligen Aufstande; die Landstrassen waren mit Bauern bedeckt, die sich der Flüchtlinge bemächtigten, welche der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen suchten. Auf den Landhäusern nahmen die Bauern ihre Herren gefangen, und drohten dieselben zu ermorden. Die Bürgermiliz, von bewaffneten Bauern begleitet, durchsuchte und plünderte die Schlösser der Edelleute. Sogar die Begräbnißgruft der vormaligen Grafen von Provence war untersucht worden, weil man in derselben versteckte Flinten und Schießpulver anzutreffen vermuthet hatte. Endlich, am 20. Dezember, ließ der Bürgerrath zu Aix eine Verordnung ergehen, und verbot die Haussuchungen und die Mißhandlungen der Staatsbürger. Ein grosser Theil der Einwohner verließ, auch jetzt noch, die Stadt, und man fand ganze Strassen, deren Häuser gänzlich verlassen waren. Nur die Jakobiner und ihre Freunde blieben zurück. Auf den Befehl dieses Klubs, wurde (zu einer Zeit da die ganze Stadt, wegen der geschehenen Mordthaten, in die tiefste Trauer versenkt war) das Theater täglich geöffnet, und eine Vorstellung, zu Gunsten der armen Mitglieder des Klubs, gegeben. Damit diese Vorstellung recht einträglich würde, sandten die Jakobiner Billette für die ersten Plätze in allen Häusern herum, und wer nicht für einen Feind der Konstitution erklärt, und ermordet zu werden erwar-

ten wollte, der sah sich genöthigt diese Billette anzunehmen und zu bezahlen.

Mirabeau stattete der Nationalversammlung, von demjenigen was zu Aix vorgefallen war, Bericht ab. Herr Dandre sagte hierauf: „Meine Herren! In dem gegenwärtigen Augenblicke wird mein Herz von Gram zerrissen. Verzeihen Sie mir gütigst, wenn ich auch vor Ihnen meinen Schmerz ausdrücke. Herr Pascalis war mein Freund mein zweyter Vater; und nun ist Er dahin! Ihm bin ich die geringen Talente schuldig, welche ich in dieser erhabenen Versammlung gezeigt habe. Ihm verdanke ich jenen Geist der Freyheit und der Standhaftigkeit, mit welchem ich alle meine Meynungen vorgetragen habe. Ihm verdanke ich es, daß ich die Ehre habe unter Ihnen zu sitzen. Seine wohlthätige Sorgfalt hat meinen Kopf und mein Herz gebildet. Ihm bin ich den Besitz einer Frau schuldig, welche das Glück meines Lebens ausmacht. Er war edel und rechtschaffen. Er sagte seine Meynung ohne Umschweife gerade heraus. Hiedurch machte er sich viele Feinde, und diese haben ihn endlich aus der Welt geschaft.“

Abbe Maury. Dieses ist also die Art, wie das Volk das Recht der Oberherrschaft ausübt, von welchem man es fälschlich überredet, daß ihm dasselbe zugehöre! Auf diese Weise führt man das Volk vom Irrthume zum Verbrechen! Endlich ist die Zeit vorhanden, strenge zu strafen. Glaubt mir, die Ordnung wird nicht hergestellt werden, wenn Ihr nicht ein grosses Exempel statuiret.

Mirabeau. Die zu Aix begangenen Verbrechen sind unstreitig sehr groß. Es ist unstreitig eine schreckliche Greuelthat Menschenblut zu vergiessen. Allein wenn man den Vorfall ganz kennt, so läßt sich derselbe doch eini-

germassen entschuldigen. Das Volk ist verführt worden, und man sollte sich, auf diesem Rednerstuhle, nicht eine so grosse Heftigkeit gegen dasselbe erlauben.

Karl Lameth. Man führt das Volk irre, damit es unrecht handle, und damit man es nachher, auf eine der Freyheit und der Konstitution nachtheilige Weise, bestrafen könne. Wenn man das Volk auf das Aeusserste treibt, so begeht es Verbrechen. Das Volk hat aber nicht Unrecht, denn die gute Sache hat ja gesiegt.

Die Versammlung beschloß: daß, zu Erhaltung der Ruhe, Linientruppen von dem Könige nach Aix gesandt werden sollen. Von Untersuchung der Verbrechen, und von Bestrafung der Verbrecher, war keine Rede.

Auch in den Kolonien waren die Unruhen sehr groß, vorzüglich auf der Insel Martinique. Diese Unruhen waren von anderer Art, sie hatten einen andern Ursprung, als die Unruhen auf der Insel St. Domingue. Auf dieser letzten Insel befanden sich, wie wir oben gesehen haben, zwey einander entgegen gesetzte Partheieen, von denen die eine sich den Beschlüssen der Nationalversammlung unterwarf, und dieselben in Ausübung zu bringen suchte, die andere hingegen sich unabhängig zu machen, und von Frankreich sich zu trennen verlangte. Auf der Insel Martinique hingegen unterwarfen sich beyde, mit einander in Streite begriffene Partheieen, den Beschlüssen der Nationalversammlung; und der Streit selbst war bloß allein der Ausbruch eines Hasses, den sie schon lange, gegenseitig, gegen einander getragen hatten. Der Streit, welcher ausbrach, war ein Streit zwischen den Mulatten und den Kreolen. Das Interesse der Stadt St. Pierre ist dem Interesse des übrigen

Theils der Insel von jeher entgegen gesetzt gewesen. Denn diese Stadt versorgt die Insel mit einigen der nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, und sie steht daher mit derselben in dem Verhältnisse eines Gläubigers gegen seine Schuldner. Gleich bey der ersten Nachricht von der französischen Revolution hatten die Unruhen auf der Insel ihren Anfang genommen. Es waren aber dieselben, im May des Jahres 1790, einigermassen gestillt worden, und Alles schien auf der Insel wiederum ruhig zu seyn. Im Monate Junius brachen neue Unruhen aus. Die Mulatten in der Stadt St. Pierre hatten sich bewaffnet und in Kompagnien vertheilt, um der Prozession des Frohnleichnamsfestes beyzuwohnen. Einige Kreolen verbreiteten die Nachricht: die Mulatten bewaffneten sich in keiner andern Absicht, als um sich der Insel zu bemächtigen. Diese Nachricht brachte die übrigen Kreolen in Wuth, und viele Mulatten wurden ermordet. Der neueingerichtete Bürgerrath der Stadt St. Pierre behandelte die Mulatten als Staatsverbrecher, und ließ einige derselben ins Gefängniß werfen. Die Kolonialversammlung der Insel zu Port Royal bediente sich dieser Gelegenheit, um sich an der Stadt St. Pierre, wegen eines alten Grolls gegen dieselbe, zu rächen. Sie bat daher den Kommandanten der Insel, Herrn Damas, daß er alle die ihm untergebenen Truppen versammeln, gegen St. Pierre anrücken, sich der Stadt bemächtigen, und den neuerrichteten Bürgerrath vernichten möchte. Herr Damas willigte in das Verlangen ein, und bemächtigte sich der Stadt St. Pierre, die keinen Widerstand that. Nun war alles ruhig. Aber die Truppen des

Herrn Damas wurden bald in der Stadt, von den Einwohnern, zu demokratischen Gesinnungen verführt. Sie gehorchten ihm nicht mehr, sondern thaten was die Einwohner von ihnen verlangten. Nunmehr entstanden auf der Insel zwey Partheieen: die Parthie der Stadt St. Pierre, und die Parthie der Kolonialversammlung. Die erstere Parthie nahm in kurzer Zeit so sehr überhand, daß sich die Mitglieder der Kolonialversammlung genöthigt sahen, Port Royal zu verlassen. Die Soldaten, und sogar die Offiziere, waren für die Parthie von St. Pierre. Jetzt bewaffnete die Kolonialversammlung, mit Einwilligung des Herrn Damas, eine Menge Negersklaven, und rückte mit denselben gegen St. Pierre an. Nach einigen kleinen Scharmützeln wurde, am 25. September, eine grosse Schlacht geliefert, in welcher die Parthie der Kolonialversammlung siegte, so daß dieselbe wiederum, im Triumphe, zu Port Royal einzog. Nunmehr sandte die Stadt St. Pierre nach der französischen Insel Guadeloupe, und ließ sich Hülfe ausbitten. Die Demokraten zu Guadeloupe sandten drey hundert Mann. — Dieses war der Zustand der Dinge auf der Insel Martinique, am Ende des Jahres 1790.

Auf der Insel St. Domingue dauerten die Unruhen noch immer fort. Nach der Abreise der allgemeinen Versammlung auf dem Schiffe Leopard, entstand eine neue Versammlung, welche sich zu Leogane versammelte, und sich Kriegs- und Staatsrath der Insel nannte. Dieser Staatsrath beschloß: die vormalige allgemeine Versammlung zu unterstützen; zwischen den dreyzehn Kirchspielen der

südlichen Provinz und einem Theile der westlichen Provinz ein Bündniß zu schliessen; eine Bundesversammlung zu wählen; sich den Befehlen dieser Versammlung zu unterwerfen; und ein Korps Truppen zu errichten, welches den Befehlen dieser Versammlung unterworfen seyn sollte. Dieser neuen Versammlung setzte sich die Versammlung der nördlichen Provinz mit aller Macht entgegen.

In Korsika herrschte Paoli unumschränkt. Er hatte alle Gewalt an sich gerissen, und er spielte die Rolle eines Königs von Korsika, ob er gleich den Titel eines Königs nicht hatte. Alle Personen, von denen man wußte oder vermuthete, daß sie mit der vormaligen französischen Regierung in irgend einer Verbindung gestanden hatten, wurden verfolgt, und von der Insel vertrieben. Er besetzte alle Stellen mit gebornen Korsikanern, und suchte auf alle Weise, die Frankreicher aus der Insel ganz zu verbannen und zu entfernen. Paoli errichtete eine Kompagnie Soldaten, welche er besoldete, und zu seiner Leibwache annahm. Niemals gieng er aus, ohne von dieser Leibwache begleitet zu seyn; nicht einmal auf den öffentlichen Spaziergang. Alle Briefe, welche in Korsika ankamen, oder von da abgiengen, wurden erbrochen und gelesen. Mit Mirabeau war Paoli in der allergenauesten Verbindung, und daher entstand, am sechsten November, folgender Auftritt in der Nationalversammlung.

Es wurden Abgesandte von Korsika vor die Schranken der Versammlung gelassen. Diese hielten der Versammlung eine Lobrede im gewöhnlichen Style, und

klagten nachher zwey korsikanische Mitglieder der Versammlung, die Herren Buttafoco und Perretti an; hingegen die andern beyden Mitglieder wurden von ihnen gelobt. Nach Ablesung dieser Rede entstand in der Versammlung ein grosser Lärm. Es schien unbegreiflich zu seyn, wie der Präsident zugeben konnte daß unbekannte Männer, denen man die Ehre erlaubte, vor den Schranken der Versammlung eine Rede abzulesen, sich sollten erdreisten dürfen, Mitglieder dieser Versammlung namentlich zu beschimpfen, und dieselben an eben der Stelle für infam zu erklären, an welcher sie für unverletzlich erklärt worden waren. Die rechte Seite der Versammlung stand lärmend und unwillig auf; die linke Seite hingegen klatschte Beyfall, und lobte den Redner. Lärm und Tumult nahmen zu. Endlich trat Mirabeau auf den Rednerstuhl und sagte: „Mit Recht klagt man die korsikanischen Mitglieder in unserer Versammlung an. Hier, hier halte ich zwey Briefe, die von ihnen geschrieben sind, und diese Briefe will ich in einer Uebersetzung vorlesen.“ Mirabeau las die Briefe vor, welche weiter nichts enthielten, als eine Mißbilligung verschiedener Grundsätze der Versammlung, und vorzüglich der Einrichtung in geistlichen Sachen.

Unmöglich ist es, zu beschreiben, mit welchen Empfindungen des Zorns, der Wuth und des Unwillens, der größte Theil der Versammlung erfuhr, daß, durch das Zurückhalten und Erbrechen der, der öffentlichen Treue anvertrauten Briefe, Mirabeau sich im Besitze solcher Geheimnisse befand, welche ein Freund dem andern mittheilte, in Hoffnung daß dieselben in dem Busen seines Freundes verschlossen bleiben sollten. Man

rief Mirabeau die härtesten Schimpfwörter wegen seines schändlichen Verfahrens zu. Einige nannten ihn einen unverschämten Mörder, andere einen Bösewicht, einen Nichtswürdigen. Herr Durget rief ihm zu: seine Regierung wäre vorüber, und seinen Triumph würde er auf dem Schafote feyern. Herr Dambly sagte: da man einmal wisse, daß er keine Herausforderung annehme, und daß er, aus Feigherzigkeit, sich in seinem ganzen Leben nicht habe schlagen wollen, so bleibe keine anderes Mittel übrig, als ihm eine Tracht Schläge geben zu lassen. Mirabeau erschrak, da er diese Drohungen hörte; er rief seinen Pöbel zu Hülfe, und sagte im heftigsten Zorne: „nichts würde mir leichter seyn, als mich, wegen der mir angethanen Beschimpfungen, auf eine recht auffallende Weise zu rächen.“ — „Ja! ja!“ rief man ihm zu, „lassen Sie Ihre Legionen anrücken, lassen Sie uns ermorden! Hier sind wir!“ — „Haben wir Legionen,“ erwiederte er, „so habt Ihr nichts als schändliche Schmähschriften. Wahrlich! unsere Geduld ist zu groß!“ Der Präsident Herr Barnave konnte den Lärm nicht stillen. Niemand hörte auf ihn. Er sah sich also genöthigt den Hut aufzusetzen, als einen Beweis, daß er die Versammlung nicht länger zu regieren vermöge. Endlich wurde es ruhig. Die Korsen lasen ihre Rede, bis ans Ende, ohne fernere Unterbrechung ab, und die Versammlung erlaubte ihnen, der Sitzung beyzuwohnen.

Auf eine solche Weise wurden die, so schön lautenden, und so feyerlich anerkannten Rechte des Menschen und des Bürgers, in dem wiedergebornen Frankreich, und in allen zu diesem Reiche gehörigen Ländern, in Ausübung gebracht.

Am 21. Dezember sagte Herr Barrere in der Nationalversammlung: „Ihr habt feyerlich beschlossen, daß die Wittwen solcher Männer, die dem Vaterlande Dienste geleistet haben, von dem Staate belohnt werden sollten. Nun habe ich, zufolge dieses Beschlusses, die Ehre Euch eine Bitte vorzulegen. Die Wittwe eines berühmten Mannes fordert jetzt, von den Stellvertretern der Nation, Hülfe gegen die Armuth welche ihr droht. Diese Wittwe ist die Wittwe des Johann Jakob Rousseau. Sie ist zwar im Genusse einiger kleinen Gnadengelder, welche sie dem Namen ihres grossen Gemahls verdankt. Aber dieses sind unzuverläßige Wohlthaten. Solche Quellen können täglich versiegen, und sie dann in Nothdurft und Kummer versetzen. Durch diese Besorgniß angetrieben, bittet sie sich, meine Herren, Euern Beystand aus. Ihre Furcht ist unglücklicherweise nur zu sehr gegründet, da sie bereits eines von diesen Gnadengehalten verloren hat. — Schon höre ich das Geschrey der Verläumdung! Denn diese hat den Verfasser des gesellschaftlichen Vertrags so lange gequält; sie hat sich, auf eine so niederträchtige und strafbare Weise, unterstanden seine Asche zu stören, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie sich auch an der Wittwe des grossen Mannes vergangen hat! Dieses rechtschaffene Weib ist angeklagt worden, daß sie den berühmten Namen Rousseau in den Armen eines zweyten Mannes geschändet hätte. Allein hier, in dem Tempel der Gesetze, muß die, so lange Zeit verläumdete, Wittwe Desjenigen gerechtfertigt werden, welcher der ganzen Welt Gesetze gegeben hat! Nein! meine Herren, niemals hat sie sich an dem Andenken Rousseau's vergangen. Sie würde den Titel seiner Wittwe nicht gegen eine Krone verkau-

schen. Dieses sind ihre eigenen Gesinnungen; dieses sind ihre eigenen Ausdrücke, die ich so sorgfältig aufgefaßt, und die ich, nicht ohne Rührung, aus ihrem eigenen Munde gehört habe. Ich habe hier die eigenhändigen Zeugnisse des Pfarrers zu Ermenonville, und des Pfarrers zu Plessis Belleville, in deren Pfarreyen sie gewohnt hat, seitdem sie eine Wittwe ist. Beyde bezeugen, daß sie sich, seit dieser Zeit, durch Reinheit der Sitten, und sogar durch Wohlthätigkeit, ausgezeichnet habe. Wenn ich noch mehr Zeugnisse vonnöthen hätte, so würde ich Rousseaus eignes Zeugniß anführen. Er sagt, in einem Briefe an Herrn Dubois: „Sie war der Trost in meinem Unglücke. Um ihrer willen segnete ich dasselbe. Und nun, zur Belohnung für eine zwanzigjährige Zuneigung und Sorgfalt, lasse ich sie, allein und ohne Schutz, in einem Lande in welchem sie beyder so sehr bedarf! Doch hoffte ich, daß Alle Diejenigen, die mich geliebt haben, die Gesinnungen welche sie für mich hatten, auf sie übertragen werden. Sie ist derselben würdig: und ihr Herz ist ganz so geschaffen wie das meinige.“ Athen erzog die Kinder des Aristides auf Kosten des Staates. Was soll nunmehr die französische Nation für die Wittwe Johann Jakob Rousseaus thun? Ich will nicht hinzusetzen, daß sie arm und tugendhaft ist; daß die Last ihres Grams und ihrer Jahre sie drückt: denn Ihr seyd gerecht, Ihr seyd menschlich, und die Ehre der Nation liegt Euch am Herzen. Ohne Zweifel werdet Ihr dafür halten, daß die Wittwe dieses grossen Mannes auf Kosten des Staats ernährt werden müsse. Aber ich darf nicht vergessen, daß sie selbst Eurer Wohlthätigkeit Schranken gesetzt hat. Sie kann nicht mehr annehmen als sechs hundert Livres.“

Die Versammlung beschloß:

„1. Es soll dem Verfasser des Emils und des gesellschaftlichen Vertrags eine Ehrensäule mit folgender Aufschrift errichtet werden: Von der freyen französischen Nation dem Johann Jakob Rousseau. Auf dem Fußgestelle soll seine Wahlschrift: Vitam impendere vero, eingegraben werden.“

„2. Maria Theresia Levasseur, die Wittwe des Johann Jakob Rousseau, soll auf Kosten des Staats ernährt werden, und zu diesem Ende soll sie jährlich, aus dem öffentlichen Schatze, eine Summe von zwölf hundert Livres erhalten.“.

Man weiß was Rousseaus Feinde für schändliche Gerüchte von seiner nachgelassenen Wittwe verbreitet haben; man weiß, wie gierig diese Gerüchte, von einer grossen Menge Schriftsteller, denen Rousseaus Glanz die Augen blendete, und die ihn gerne, von der Höhe auf welcher er stand, bis zu sich herab hätten ziehen mögen, sind verbreitet worden, um Rousseaus ehrwürdigen, und jedem Menschenfreunde theuren und heiligen Schatten, auch noch im Grabe zu betrüben. Nun ist endlich der arglistigen Verläumdung die Maske abgerissen; sie knirscht mit den Zähnen; sie kehrt in den Morast der Lügen zurück, aus welchem sie empor stieg; und Rousseaus gute, ehrliche, unschuldige Wittwe, ist, von Allem, was man ihr fälschlich Schuld gegeben hatte, endlich feyerlich freygesprochen worden.

An dem 25. Januar 1791 ernannte der König den Herren Valdec de Lessart zu der Stelle eines Ministers der innern Angelegenheiten.

Die Stadt Paris befand sich, um diese Zeit, in einer äusserst traurigen Lage. Wegen der neuen Einrichtung der Geistlichkeit war die ganze Stadt in Aufruhr. Diejenigen Geistlichen, welche, aus Gewissenhaftigkeit, oder aus Anhänglichkeit an die Römischkatholische Religion, den Bürgereid nicht leisten wollten, verloren nicht nur ihre Stellen, sondern sie wurden, noch überdieß, beschimpft und verfolgt. Herumziehende Volksredner stellten sich an die Ecken der Straßen; erbitterten die Gemüther; wiegelten das Volk gegen die widerspänstigen Geistlichen auf; und schlugen vor, dieselben alle zu ermorden.

Ueberdieß befand sich die Stadt Paris in der größten Noth. Am achten Februar 1791 erschien der Sprecher des Bürgerrathes dieser Hauptstadt, der Abbe Mulot, vor den Schranken der Versammlung. Er beschrieb in dem schwülstigen Religionsstyle, die Gefahr und die bedrängten Umstände der Stadt Paris; dieser Stadt, welche vormals, wie Herr Mulot sich ausdrückte, unter dem Drucke des schrecklichsten Despotismus, wohlhabend und reich gewesen wäre; welche aber gerne alle ihre Vorzüge der Freyheit und der Revolution aufgeopfert hätte. Er beschrieb ferner die traurigen Folgen dieser Revolution; und die grosse Anzahl der Gläubiger der Hauptstadt, welche alle dringend Bezahlung forderten, welche alle dringend Geld brauchten, und welche dennoch keinen Heller erhalten könnten, weil die Stadt keinen Heller im Vermögen hätte. Die Zubereitungen, zu dem grossen Nationalfeste, auf dem Märzfelde, hätten der Stadt Paris (sagte er) 1,200,000 Livres gekostet, und wären noch nicht bezahlt; außerdem hätte die Stadt Paris noch

über vier Millionen Livres Schulden, welche durch die Revolution verursacht worden wären. Demzufolge befinde sich (fuhr er fort) die Hauptstadt außer Stande, die ungeheure Menge der, in ihr befindlichen, Armen und Brodlosen zu unterstützen. Aus diesem Grunde verlangte Herr Mulot, von der Nationalversammlung, einen Vorschuß von sechs Millionen Livres.

Am zehnten März bestätigte Herr de Montesquiou Alles, was Herr Mulot gesagt hatte. Er bewies, daß, am 13. Julius 1789, in der Kasse der Stadt vorhanden gewesen wäre, eine Summe von 2,854,676 Livres; und daß, nach der Revolution, von dem 15. Julius bis zu dem 31. Oktober 1789, in die Kasse eingegangen wären, 5,265,142 Livres. In dem nemlichen Zeitraume (vom 15. Julius bis 31. Oktober) habe die Stadt 5,145,221 Livres ausgegeben (die Kosten für die Besoldung der Bürgermiliz, für die nächtliche Erleuchtung, für das Pflastern der Straßen, für die Polizey, für die Bearbeitung der Steingruben, u. s. w. ungerechnet). Am 31. Oktober 1789 wären, demzufolge, noch beynahe drey Millionen Livres in der Stadtkasse vorhanden gewesen. Aber die Schleifung der Bastille a; die Gefangenhaltung der Herren Besenval, Savardin u. s. w.; die Einrichtung der Distrikte; die Erbauung der Wachthäuser für die Miliz; die Waffen und die Uniformen der Bürgermiliz; die Erleuchtungen; die Freudenfeste; das grosse Na-

a) Die Stadt Paris hatte, für die Kosten der Schleifung der Bastille, bereits, von der Nation, eine halbe Million Livres, nebst allen Baumaterialien, geschenkt erhalten.

tionalfest; mit Einem Worte, die Kosten der Revolution, alle zusammengenommen, hätten 8,200,000 Livres betragen; folglich wäre die Stadt Paris schuldig: 4,52 ,000 Livres; wozu noch kämen, 32 Millionen Livres alte Schulden. Hieraus erhellte: sagte Herr de Montesquiou, daß die Stadt Paris einen Vorschuß vonnöthen hätte.

Herr Feydel widersetzte sich diesem Ansuchen. Die außerordentliche Kasse des Staates wäre, sagte er, für allgemeine Staatsausgaben bestimmt, und dürfe nicht zu Privatausgaben verwandt werden. Bewilligte man der Stadt Paris einen Vorschuß, so würden bald alle Bürgergerichte Frankreichs auch darum bitten. Außerdem hätte der Bürgerrath der Hauptstadt noch gar keine Rechnung abgelegt, und man wisse nicht, wo das Geld hingekommen sey.

Der Abbe Maury behauptete: man würde die Konstitution in ihren Grundpfeilern angreifen, wenn man zugeben wollte, daß die Nation einer einzigen Stadt Tribut bezahle, und zwar derjenigen Stadt, welche unter allen die größten Einkünfte bereits besitze. Er behauptete, die Rathsherren hätten das Geld auf eine schändliche Weise verschleudert, und zum Theil in ihre eigenen Taschen gesteckt. Aus diesem Grunde verlangte er, daß die Versammlung von dem Bürgerrathe Rechnung fordern, und zehen Kommissarien ernennen sollte, um diese Rechnung zu untersuchen.

Mirabeau sagte: die Noth wäre dringend, und zur Untersuchung der Rechnungen sey jetzt keine Zeit.

Hierauf bewilligte die Versammlung der Stadt Paris einen Vorschuß von drey Millionen Livres.

Am 17. Februar erschien der Abbe Mulot aber-

mals vor den Schranken, und verlangte, im Namen des Bürgerrathes, ein Gesetz von der Versammlung, welches der, über alle Maaßen überhand nehmenden, Spielsucht Einhalt thun sollte. Man zählte, sagte er, mehr als drey tausend Spielhäuser in der Stadt; es würde an allen öffentlichen Oertern, auf allen öffentlichen Plätzen gespielt; ja sogar in den Straßen, vor dem Saale der Nationalversammlung, vor dem Pallaste, und unter den Augen des Königs. Das Spiel, fuhr er fort, sey jetzt die letzte Zuflucht vieler tausend nichtswürdiger Menschen, die, ohne Sitten, ohne Gewissen, ohne Arbeit, von Spielen und von Rauben lebten; und hieraus entstehe Diebstahl, Verzweiflung und Selbstmord. — Die Versammlung versprach, den Gegenstand in Ueberlegung zu nehmen.

Da die Verfolgungen aller Derjenigen, welche die Veränderungen der Nationalversammlung in Religionssachen mißbilligten, und durch den Bürgereid, den die Priester leisten sollten, die Religion für gekränkt hielten, täglich zunahmen; da viele alte und andächtelnde Personen fest an den abgesetzten Priestern hiengen, und bey den neu erwählten, konstitutionsmäßigen Priestern, weder Messe hören, noch beichten wollten: so nahmen die Auswanderungen aus dem Reiche auf eine außerordentliche Weise überhand; und endlich beschlossen auch die beyden alten Tanten des Königs, Paris zu verlassen, und nach Rom zu reisen. Sie schrieben, am 31. Januar, an den Minister, Herrn von Montmorin, und baten sich von ihm zu der Reise einen Paß aus. „Da der Zweck ihrer Reise

(setzten sie hinzu) allgemein bekannt wäre und mit den gegenwärtigen Zeitumständen in gar keiner Verbindung stünde; so dürfe nicht die mindeste Unruhe wegen derselben statt finden."

Es war auch, in der That, für das Wohl des Reiches höchst gleichgültig, ob ein paar alte Prinzessinnen mehr oder weniger in demselben vorhanden wären. Indessen fanden die Jakobiner, welche begierig jede Gelegenheit ergriffen, um das Volk aufzuwiegeln, und dasselbe zum Morden und zum Plündern anzureitzen, in dieser unbedeutenden und unschuldigen Reise, den Plan einer Verschwörung und einer Gegenrevolution, deren Urheberin, ihrem frechem Vorgeben nach, die Monarchin selbst seyn sollte. Ganz Paris nebst der umliegenden Gegend gerieth in Gährung; der Pariser Pöbel wurde in Bewegung gesetzt; die Räuber und die Mörder wurden aus ihren Höhlen hervorgerufen; und der Jakobinerklub schrieb Zirkularbriefe, an alle mitverbündeten Unruhestifter in ganz Frankreich. Die Prinzessinnen schrieben an den Maire, Herrn Bailly, und baten sich, auch von ihm, zu der Reise Pässe aus. Aber der Herr Maire fand, nebst dem Bürgerrathe, für gut, keine Pässe zu bewilligen. Herr Bailly begab sich sogar, in Gesellschaft zweyer Pariser Rathsherren, zu dem Könige, am fünften Februar, und stellte dem Monarchen vor, daß die Reise seiner Tanten die lebhafteste Unruhe unter allen Einwohnern der Hauptstadt verursachen würde, und weit aussehende Folgen haben könnte; daß es daher besser seyn würde, wenn Seine Majestät ihre Erlaubniß zu derselben zu verweigern geruhen wollten. Der König antwortete: „Die Bekanntmachung der Rechte

des Menschen, und die Gesetze des Staats, erlauben einer jeden Privatperson zu reisen, und das Königreich nach eigenem Gutdünken zu verlassen: da nun meine Tanten Bürgerinnen des Staates sind, so müssen sie auch mit den übrigen Staatsbürgerinnen gleiche Rechte haben."

Diese Abreise der königlichen Prinzessinnen wurde als eine Staatssache von der ersten Wichtigkeit behandelt. Alle Bürger der Hauptstadt versammelten sich in ihren Quartieren, und beschlossen, durch Mehrheit der Stimmen, der Nationalversammlung eine Bittschrift zu überreichen, um diese Reise zu verhindern. Die rasenden Jakobiner, Cara, Brissot, Desmoulins, und andere, kündigten in ihren, sogenannten patriotischen Journalen, an: es sey ihr Wille, daß die Prinzessinnen Paris nicht verlassen sollten, und sie würden auf diese Reise das Siegel der Unmöglichkeit drücken a).

Aber sie ließen es nicht bey bloßen Worten bewenden. Es wurde Geld ausgetheilt, und am 13. Februar zog ein grosser Hause bewaffneter Fischerweiber und Hökerweiber nach dem Schlosse Bellevue, in der Absicht, die Prinzessinnen zu mißhandeln, sie gefangen zu nehmen, und nach Paris zu führen. Durch einen Eilboten erhielten die königlichen Tanten, noch zu rechter Zeit, Nachricht von diesem Vorhaben. Sie kamen nach Paris, und entgiengen, auf diese Weise, der Wuth des Pöbels.

Am

---

a) Ils ont annoncé, par leurs journaux, que leur volonté étoit, que Mesdames ne sortissent point de Paris, & qu'ils frappoient le voyage de ces Princesses du sceau de l'impossibilité.

Am 14. Februar erschien, vor den Schranken der Versammlung, eine Gesandtschaft des Bürgerrathes der Stadt Paris, mit dem Abbe Mulot an ihrer Spitze. Diese Gesandtschaft sprach im Namen aller Einwohner der Hauptstadt. Sie verlangte, daß die Nationalversammlung die Abreise der königlichen Prinzessinnen verhindern, und über die Rechte und Pflichten des königlichen Stammes ein Gesetz geben möchte. Mirabeau war Präsident der Versammlung, als diese Gesandtschaft vor derselben erschien. Er hatte diese Stelle, aller angewandten Mühe ungeachtet, vorher nicht erhalten können, weil der größte Theil der Mitglieder der Versammlung ihn verachtete; ihn der Präsidentenstelle für unwürdig hielt; und ihm daher, bey dem Stimmensammeln, die Stimme nicht gab. Er hatte seinen Unwillen über diese Kränkung oft und laut der Versammlung zu erkennen gegeben, und endlich war er gewählt worden. Als Präsident antwortete er diesen Abgesandten der Hauptstadt auf eine höchst sonderbare Weise. Zum Theil war seine Rede unverständlich und verworren; zum Theil enthielt dieselbe versteckte, ungegründete, und höchst ungerechte Anklagen, gegen den König und gegen die königliche Familie. „Die königliche Familie ist," sagte er, „von dem Throne unzertrennlich, und in derselben kann die königliche Würde weder Schranken noch Gegengewicht finden. Die Mitglieder der königlichen Familie möchten vielleicht, sogar wenn sie die Freyheit vertheidigen wollen, bloß einen sträflichen Ehrgeiz verstecken: und dann würden wir der Tyranney sehr nahe seyn, wenn die Freyheit eines Anführers vonnöthen hätte. Dürften die Glieder dieser Familie es wagen,

aufrührisch gegen die Gesetze zu werden, so könnte ihr Oberhaupt ihnen, vielleicht ohne Mühe, Einhalt thun. Durch diesen erhalten sie zwar grosse Ansprüche, aber er hat auch das Recht, grosse Pflichten von ihnen zu fordern" a).

Die Gährung nahm indessen in der Hauptstadt ausserordentlich zu. Am 19. Februar kam, am Nachmittage, abermals eine Gesandtschaft des Pariser Bürgeraths zu dem Könige, um Sr. Majestät vorzustellen, daß die ganze Hauptstadt, wegen der bevorstehenden Abreise seiner Tanten, in Bewegung sey. Der Abbe Mulot hielt, im Namen dieser Abgesandten, folgende Anrede an den König:

„Sire."

Der Bürgerrath der Stadt Paris, der natürliche Dolmetscher der Gesinnungen der ganzen Hauptstadt, ist schon einmal zu Ihnen gekommen, um Ihnen die Besorgniß derselben, wegen der bevorstehenden Abreise der Prinzessinnen, mitzutheilen. Die ganze Gemeinde, läßt Ihnen nunmehr, noch einmal, durch ihre Abgesandten, vorstellen, daß diese Besorgniß grösser und

---

a) La Famille Royale est indivisible du trône; et ce n'est point là, que la Royauté peut trouver ni barriére, ni contrepoids. Même en voulant défendre la liberté, les membres de cette Famille pourroient ne cacher qu'une ambition coupable; et l'on seroit bien près de la tyrannie, si la liberté avoit besoin de chef de parti. Les membres de la même Famille, s'ils osoient être rebelles aux loix, seroient peut-être contenus sans trouble par leur Chef, qui, en leur trunsmettant de grandes espérances, a le droit de leur imposer de grands devoirs.

stärker geworden ist; und der grosse Rath hat mir aufgetragen, mich zu Ihnen zu begeben, um es Ihnen zu sagen. Diese anscheinende Zudringlichkeit entsteht aus einem sehr lobenswerthen Bewegungsgrunde. Sie entsteht aus unserer Anhänglichkeit an Dero geheiligte Person. Die Stadt Paris verlangt weiter nichts, als daß Sie glücklich seyen, und daß das gemeine Wesen ruhig sey. Beydes wird, durch die Entfernung derjenigen Personen, die Ihnen am theuersten sind, verhindert. Daher werden Sie ersucht, Sire, dem Vorsatze der Prinzessinnen ein Verlangen entgegen zu setzen, welches für Dieselben ein Befehl seyn wird a); welches Dieselben bey Ihnen zurückhalten wird; und welches die öffentliche Ruhe, die Ew. Majestät so sehr wünscht, und nach der wir uns alle sehnen, wiederum herstellen wird."

Nachher hielt Herr Matthieu, im Namen der Einwohner der Hauptstadt, eine Anrede an den König. Er stellte, ehrerbietungsvoll aber dringend, dem Monarchen die Gefahr vor, welche, durch die Abreise der Prinzessinnen bey den gegenwärtigen Zeitumständen, dem öffentlichen Wohl und der öffentlichen Ruhe drohe. Der König schien gerührt, aber er blieb standhaft. Er sprach: „Ich habe dem Bürgerrathe schon gesagt, daß meine Tanten über sich selbst zu befehlen hätten, und daß ihnen das Recht zukomme, zu reisen, wohin sie es für gut befänden. Die Gesinnungen der Prinzessinnen sind mir zu genau bekannt, als daß ich glauben

---

a) Elle Vous prie, Sire, d'opposer au voeu de Mesdames un desir, qui sera pour Elles un ordre.

sollte, man könnte über die Beweggründe ihrer Reise unruhig werden.“

Nun hielten die Prinzessinnen nicht für gut, ihre Reise länger aufzuschieben. Sie reisten, am 19. Februar, um zehen Uhr des Nachts, in Begleitung des Herrn Ludwig de Narbonne (welcher Alles angewandt hatte, um die Prinzessinnen zu überreden, daß sie nicht reisen möchten), der Madame de Narbonne, des Herrn und der Madame de Chatellux, nebst vier Kammerfrauen, zwey Pagen, zwey Aerzten, und vier Lakayen, von ihrem Schlosse Bellevue ab. Vorher schrieben sie noch an den König, um Abschied zu nehmen.

Eine halbe Stunde, nachdem die Töchter Ludwigs des Funfzehnten das Schloß Bellevue verlassen hatten, kam von Paris ein grosser Haufe des niedrigsten Pöbels dahin, um die Reise zu verhindern. Als sie das Schloß leer fanden, da rächten sie sich an dem Hausgeräthe, und zertrümmerten was ihnen vorkam.

Am 20. Februar schrieb der König folgenden Brief, an den Präsidenten der Nationalversammlung:

„Herr Präsident.“

„Ich habe erfahren, daß die Nationalversammlung dem Konstitutionsausschusse eine Frage zu untersuchen aufgetragen hat, welche bey Gelegenheit der Abreise meiner Tanten aufgeworfen worden ist; daher halte ich es für nöthig, der Versammlung die Nachricht zu geben, daß ich heute früh erfahren habe, sie wären gestern Abend um zehen Uhr abgereist. Da ich überzeugt bin, daß man sie der Freyheit nicht berauben konnte, welche ein Jeder besitzt, dahin zu reisen, wo-

hin er es für gut befindet: so habe ich dafür gehalten, daß ich ihrer Abreise kein Hinderniß entgegen setzen könnte, oder dürfte, ob mir gleich ihre Entfernung nahe geht."

„Ludwig."

Nachdem dieser Brief des Königs vorgelesen worden war, stand Herr Camus auf, und verlangte, mit grosser Heftigkeit, daß die Einkünfte der königlichen Prinzessinnen auf der Zivilliste ausgestrichen werden sollten.

Einige Mitglieder beklatschten den Vorschlag, andere widersetzten sich. Da stand Herr Martineau auf, und sagte: „Der Vorschlag, welcher so eben vorgebracht worden ist, streitet gegen die Würde sowohl, als gegen die Gerechtigkeit der Versammlung. Dieß werdet Ihr selbst einsehen, wenn Ihr überlegen wollt, daß die Zivilliste ein für allemal, während der ganzen Lebenszeit Ludwigs des Sechszehnten, unwiderleglich festgesetzt ist. Ich verlange daher, daß man zu der Ordnung des Tages übergehe."

Der Vorschlag des Herrn Camus wurde von der Versammlung nicht angenommen.

Am 21. Februar sagte Herr Barnave, in der Versammlung: „Euer Konstitutionsausschuß soll Euch ein Gesetz, über die besonderen Pflichten der Mitglieder des regierenden Stammes (der königlichen Familie) vorlegen. Solange dieses Gesetz nicht gegeben war, fand der alte Gebrauch statt, vermöge welches die Glieder dieses Stammes nicht ohne Erlaubniß des Königs das Reich verlassen durften. Sie sind fort. Nun geht das Gerücht, daß noch eine andere Person, deren Flucht die gefährlichsten Folgen haben könnte,

sich in Bereitschaft setzt, ihrem Beyspiele zu folgen. Darüber sind die Bürger des Staats in Besorgniß. Das Gesetz muß bestimmen, was es erlaubt, und was es verbieten will. In der That, man darf sich darüber wundern, daß die Glieder einer Familie welche von der Nation mit Wohlthaten überhäuft worden ist, beynahe alle das Reich verlassen, zu einer Zeit wo sich dasselbe in einer sehr kritischen Lage befindet. Endlich ist es Zeit, daß wir die Pflichten Derjenigen bestimmen, denen wir bis jetzt, nichts als Ehrenbezeugungen und Geldeinkünfte bestimmt haben. Endlich ist es Zeit, daß man erfahre, was Derjenige zu thun verbunden sey, welcher die höchsten Ehrenstellen und das einzige erbliche obrigkeitliche Amt in seiner Familie vereinigt. Endlich ist es Zeit, daß wir erfahren, ob gänzliche Entblößung von Gelde im Innern; ob Ausfuhr des baaren Geldes in das Ausland; ob Aufmunterung der Feinde des Staats, und Verlängerung ihres Widerstandes; ob dieses dann immerfort ihr Werk, und der einzige Beweis ihrer Dankbarkeit seyn solle. Ich verlange, daß uns der Ausschuß übermorgen ein Gesetz über die Pflichten der königlichen Familie vorlegen solle."

(Die Gallerien lärmten, tobten, lachten, schrien, und klatschten lauten Beyfall. Und dieß waren dieselben Menschen, welche vorher diejenigen Beschlüsse beklatscht hatten, die allgemeine Gleichheit und Freyheit in Frankreich einführten; die ausdrücklich festsetzten, daß die Glieder der königlichen Familie, den König ausgenommen, vor den übrigen Bürgern des Staates gar keine Vorrechte haben sollten).

Herr Freteau unterstützte den Vorschlag des Herrn

Barnave. Herr Martineau verlangte, daß der Ausschuß einen Plan zu einem allgemeinen Gesetze über die Auswanderungen vorlegen solle. Herr Goupil unterstützte diesen Vorschlag, und verlangte, der Ausschuß sollte untersuchen: ob, zu einer Zeit, wenn die Gesetzgeber beschlossen haben, daß das Vaterland in Gefahr sich befinde, die Bürger des Staates das Recht haben könnten, das Reich zu verlassen; und ob der Staat das Recht habe, diejenigen zurück zu rufen, welche das Reich verlassen hätten? Herr de Foucault widersetzte sich diesem Vorschlage; aber Herr Pethion sprach sehr heftig zu Gunsten desselben: Die Versammlung nahm die Vorschläge der Herren Barnave und Martineau an.

Indessen hatten die Prinzessinnen, die ganze Nacht durch, ihre Reise fortgesetzt. Am 20. Februar waren sie, um drey Uhr des Morgens, zu Fontainebleau, und um sieben Uhr zu Moret angelangt. Hier wurden sie angehalten. Der Bürgerrath der Stadt gab der Bürgermiliz den Befehl, sich der ferneren Reise dieser Damen zu widersetzen, so lange bis man ihre Pässe untersucht haben würde. Man untersuchte die Pässe, und fand dieselben von dem Könige und von dem Minister unterzeichnet. Aber das war nicht hinlänglich. Die Prinzessinnen hatten keinen Paß von dem Pariser Bürgerrathe, und folglich wurde beschlossen, sie gefangen zu nehmen, und der Nationalversammlung von ihrer Verhaftnehmung Nachricht zu geben.

Während dieser Zeit hatten sich ungefähr hundert Mann Dragoner, von dem Regimente Lorraine, versammelt. Diese sprengten im vollem Galloppe,

mit dem Säbel in der Hand, vor dem Wagen her, nach dem verschlossenen Stadtthore zu, und befahlen, dasselbe zu öffnen. Die erschrockenen Bürgersoldaten thaten keinen Widerstand, das Thor wurde aufgemacht, und die Prinzessinnen setzten ihre Reise fort.

Der Bürgerrath zu Moret berichtete diesen Vorfall an die Nationalversammlung. An dem 23. Februar wurde der Bericht vorgelesen.

Herr Reubel sprach hierauf sehr heftig, gegen den königlichen Staatsrath, und gegen den Minister Herrn de Montmorin.

Herr Daiguillon verlangte: daß der Kriegsminister gefragt werden solle, ob er den Dragonern Befehl gegeben habe, die Prinzessinnen zu begleiten? Sollte dieses der Fall seyn, so müßte der Minister des größten aller nur möglichen Verbrechen schuldig erklärt werden, des Verbrechens gegen die Konstitution. — Dieses ward beschlossen.

Hierauf las Herr le Chapelier, im Namen des Konstitutionsausschusses, einen Bericht vor, über die Pflichten der königlichen Familie. Noch hatte sich die Nationalversammlung mit keinem Gegenstande beschäftigt, welcher so allgemein die Aufmerksamkeit rege gemacht, und welcher für ganz Europa ein so grosses Interesse gehabt hätte. Der Bericht lautete wie folgt:

„Meine Herren. Sie haben die Bittschrift der Stadt Paris an Ihren Konstitutionsausschuß verwiesen, und von demselben den Vorschlag zu einem Gesetze, über die Lage und über die Pflichten der königlichen Familie, verlangt. Sie fordern demzufolge von

uns ein konstitutionsmäßiges Gesetz; nicht einen Beschluß für die jetzigen Umstände. Wir billigen Ihre weise Absicht; und, nach reifer Ueberlegung, halten wir dafür, daß die gesetzgebende Versammlung sich so selten als möglich in ihren Beschlüssen durch die Zeitumstände leiten lassen müsse. Wir bringen Ihnen daher ein konstitutionsmäßiges Gesetz. Wir befürchten nicht, daß dasjenige, was vorgefallen ist, einen Einfluß auf Ihren Beschluß haben werde. Weder die Besorgnisse, die man zu verbreiten sucht; noch die Unruhen, die man erregt; noch eine Abreise, welche sehr unschicklich seyn mag, welche aber den Gesetzen nicht entgegen ist, können Ihnen im Sinne liegen. Sie werden auf weiter nichts Rücksicht nehmen, als auf die, von Ihnen beschlossene, und von dem Könige genehmigte Konstitution; und, um das Gesetz zu geben, über welches Sie Sich berathschlagen wollen, werden Sie untersuchen, was aus dieser Konstitution folgt, deren einzelne Theile alle mit einander übereinstimmen, und aus denselben Grundsätzen hergeleitet werden müssen. Die Arbeit, welche wir Ihnen heute vorlegen, ist indessen nur ein Theil des ganzen Umfanges dieses Gegenstandes. Um die Lage und die Pflichten der Glieder der Familie des Königs völlig festzusetzen, muß nicht nur ausgemacht werden, welche unter denselben entweder weil sie öffentliche Beamte wirklich sind, oder weil sie zunächst berufen sind es zu werden, in dem Reiche sich aufhalten müssen: sondern es muß auch bestimmt werden, wie in Rücksicht auf die Regentschaft zu verfahren sey, und auf welche Weise der wahrscheinliche Thronerbe, oder ein unmündiger König, zu erziehen sey. In wenigen

Tagen wollen wir Ihnen einen Vorschlag zu diesen Gesetzen bringen: noch ehe werden wir Ihnen den Vorschlag zu einem Gesetze über die Auswanderer bringen. Dieses letzte Gesetz ist so nöthig als die übrigen, und die Freyheit darf über dasselbe nicht erschrecken. Man muß das Recht, welches der in Gesellschaft lebende Mensch hat, zu gehen, zu kommen, zu reisen, zu bleiben, und zu wohnen wo es ihm gut däucht, von dem Verbrechen, welches derselbe begeht, wenn er seinen väterlichen Boden verläßt, um Unruhen in seinem Vaterlande zu erregen, oder vor denselben zu fliehen, wohl unterscheiden. Die gewöhnliche Ordnung wird, in diesem Falle, gestört; die Gesetze, welche dieser Ordnung zukommen, sind nicht länger anwendbar; und, so wie in einem Auflauf die öffentliche Gewalt an die Stelle des Zivilgesetzes tritt; so nimmt auch, in dem Falle der Auswanderung, die Nation strenge Maßregeln gegen jene sträflichen Ausreisser, welche nicht länger auf die Wohlthaten derselben, für ihre Personen, oder auf den Schutz derselben für ihr Eigenthum, Ansprüche machen dürfen. Wir fühlen die Gerechtigkeit und die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes. Es wird ebenfalls ein konstitutionsmäßiges Gesetz seyn: aber ein Gesetz, welches, so wie das Kriegsgesetz, nur in den Zeiten der Unordnung und des Unpatriotismus anzuwenden seyn wird."

„Heute bringen wir ein Gesetz, über den Aufenthalt der öffentlichen Beamten. Diejenigen, denen, unter verschiedenen Benennungen, die Regierung des Reiches übertragen ist, sind unstreitig verbunden, in demselben zu bleiben. Aber auch Diesen allein darf das Gesetz des

Dableibens aufgelegt werden. Alle andern Bürger des Staates werden, auf ihren Reisen, und in der Bestimmung ihres Wohnortes, weder von der Gesellschaft bemerkt, noch durch ein Gesetz zurückgehalten: es sey dann, daß sie auf eine strafliche Weise auswandern wollten."

„Ausser dem Könige, welcher der vornehmste Beamte des Staates ist, giebt es Glieder seiner Familie, welche, ohne noch thätige öffentliche Beamte zu seyn, zu der erblichen Nachrückung in dieser Stelle, welche die Konstitution ihnen übertragen hat, so nahe bestimmt sind, daß sie dem Dableiben unterworfen werden müssen. So lange der wahrscheinliche Thronerbe unmündig ist, muß nicht nur er selbst, sondern auch derjenige von seinen mündigen Verwandten, welcher in der Thronfolge der Nächste ist, in dem Königreiche sich aufhalten. Und eine Familienpflicht, über welche die Nation wachen muß, unterwirft dem Gesetze des Dableibens auch die Mutter des wahrscheinlichen Thronerben, so lange derselbe unmündig ist."

„Hier muß das Gesetz aufhören. Denn, obgleich alle männlichen Glieder der Familie des Königs, durch die Konstitution, nach dem Rechte der Erstgeburt, zu der Thronfolge berufen sind: so kann dennoch ein Gesetz, welches das freye Schalten mit seiner eigenen Person verhindert, nicht weiter ausgedehnt werden, als das öffentliche Wohl auf das strengste verordnet. Es würde unüberlegt seyn, wenn man, unter die Zahl solcher öffentlicher Beamte, deren Amtspflichten immerfort dauern, diejenigen Glieder der Familie des Königs rechnen wollte, welche unmittelbar auf ihn folgen, und seine nächsten Nachrücker auf dem Throne sind: aber es würde höchst gefährlich seyn, wenn man ein Gesetz geben wollte, wel-

ches, indem es die Wahrscheinlichkeit des Nachrückens bis auf das letzte Glied dieser Familie ausdehnen wollte, sie alle zu dem Dableiben verpflichtete. Man würde ihre Freyheit angreifen, ohne daß sie noch irgend ein öffentliches Amt angenommen hätten, welches, ihnen eine Pflicht auflegte. Die Familie des Königs würde, ohne irgend einen Vortheil für sie selbst, in einer politischen Sklaverey leben, in welcher alle diejenigen, aus welchen dieselbe besteht, ohne weder öffentliche Beamte noch Staatsbürger zu seyn, die Pflichten der Letztern verlernen würden, und doch nicht irgend einen Antrieb, oder irgend eine Gelegenheit haben könnten, die Pflichten der Erstern kennen zu lernen. Ausserdem würde sie eine bis in ihren letzten Sprößling privilegirte Familie seyn. Und da sich dieselbe, durch ihre verschiedenen Aeste, bis in das Unendliche vervielfältigen könnte, so würde sie der politischen Gleichheit gefährlich werden: dieser Gleichheit, welche die Schutzwehr der Freyheit, und die Grundlage der Konstitution ist. Laßt die ersten Glieder der Familie des Königs als öffentliche Beamte angesehen werden, weil sie es jeden Augenblick werden können: aber laßt die übrigen Glieder frey seyn, wie alle Bürger des Staats: laßt sie die Wohlthat der gesellschaftlichen Gesetze geniessen; jedoch so, daß sie jederzeit ihre Ansprüche auf diejenige erbliche Nachrückung behalten, welche durch die Konstitution sowohl, als durch ihre Geburt, ihnen zugesichert wird. Alles dieses ist aus der französischen Konstitution geradezu hergeleitet."

„Vorschlag zu einem Gesetze."

„I. Diejenigen öffentlichen Beamten, deren Amtspflichten immerfort dauern, können den Ort, an wel-

chem sie die ihnen aufgetragenen Pflichten ausüben, nicht verlassen, wenn sie nicht dazu bevollmächtigt sind."

„II. Diejenigen öffentlichen Beamten, deren Amtspflichten nicht beständig fortdauern, sollen verbunden seyn, sich an den Ort ihres politischen Aufenthaltes zu begeben, und daselbst, während der ganzen Zeit da ihre Geschäfte dauern, zu verbleiben, wenn sie nicht Urlaub erhalten haben."

„III. Die öffentlichen Beamten können von Niemand Vollmacht oder Urlaub erhalten, als von der Körperschaft, deren Mitglieder sie sind, oder von ihren Obern."

„IV. Der König, als der vornehmste öffentliche Beamte, muß sich in der Nähe der Nationalversammlung aufhalten, so lange dieselbe ihre Sitzungen hält. Wenn sie getrennet ist, so kann sich der König in irgend einem Theile des Reiches aufhalten."

„V. Da der wahrscheinliche Kronerbe der nächste Nachrücker oder Stell-Ersetzer des Königs ist, so muß derselbe bey der Person des Königs sich aufhalten. Der König kann ihm erlauben, in dem Innern des Reiches zu reisen. Aber er kann das Königreich nicht verlassen, ohne dazu, durch einen, von dem Könige genehmigten, Beschluß der Nationalversammlung, bevollmächtigt zu seyn."

„VI. Wenn der wahrscheinliche Kronerbe unmündig ist: so soll der, in dem Rechte der Thronfolge zunächst auf ihn folgende, mündige Stell-Ersetzer, gehalten seyn, in dem Reiche zu bleiben."

„VII. So lange der Kronerbe unmündig ist, soll die Mutter desselben gehalten seyn, in dem Reiche zu bleiben."

„VIII. Die übrigen Glieder der Familie des Kö-

nigs sind in dem gegenwärtigen Gesetze nicht mit begriffen; sie sind bloß allein solchen Gesetzen unterworfen, denen alle übrigen Bürger des Staates unterworfen sind."

„IX. Jeder öffentliche Beamte, welcher dem gegenwärtigen Gesetze entgegen handeln würde, soll angesehen werden, als wenn er, ein für allemal, sein Amt niedergelegt hätte. Auch sollen die Glieder der Familie des Königs, wenn sie diesem Gesetze entgegen handeln, angesehen werden, als hätten sie, für ihre Person, und auf immer, dem Rechte der Thronfolge entsagt."

Man lese aufmerksam diesen Bericht, und den Vorschlag zu diesem Gesetze, und man lerne daraus, was für ein Geist die herrschende Parthie der Nationalversammlung führte. Nicht etwa bloß die verächtlichsten Schriftsteller, ein Brissot, ein Carra, ein Mercier, ein Marat, ein Desmoulins; nicht bloß diese bedienten sich der Ausdrücke: vornehmster öffentlicher Beamter, Nachrücker des Königs, Frau des Königs, Mutter des ersten Nachrückers, u. s. w. nein! nicht bloß diese, sondern der Konstitutionsausschuß der Versammlung sprach selbst aus diesem Tone! Ja, es gieng derselbe noch weiter: denn in dem obigen Berichte ist sogar durchaus der Ausdruck: königliche Familie auf das sorgfältigste vermieden, und, statt desselben, Familie des Königs gesetzt worden.

Dum Galli vitant vitia, in contraria currunt.

Die französische Nation, welche vormals ihre Könige übertrieben vergötterte; eben diese Nation sah nunmehr mit Vergnügen, ihre Könige lächerlich und

verächtlich gemacht. Ohne Murren gab sie zu, daß die Nationalversammlung alle Gewalt an sich riß, und daß der König in einen blossen Figuranten verwandelt wurde, der keinen eigenen Willen haben durfte; in eine Puppe, die sich nicht anders bewegen durfte, als wenn und wie sie von der Versammlung gestossen oder gezogen ward.

Die pohlnischen Aristokraten schränkten vormals ihre Könige so sehr ein, als nur immer möglich zu seyn schien; sie nahmen denselben alle Gewalt das Gute zu thun, und das Böse zu verhindern. Die Schweden erniedrigten, eine Zeitlang, ihre Könige so weit, daß sie sich sogar in die häuslichen Angelegenheiten derselben einmischten; aber niemals hat noch eine Nation aus ihrem Könige einen öffentlichen Beamten gemacht. Wo dieses geschicht, da hört die Monarchie auf. In einer Monarchie ist das Königthum nicht ein Amt, sondern eine Würde. Der König ist kein Beamter; er ist nicht die ausübende Gewalt: sondern er ist der erbliche Stellvertreter des Volks; er ist das Haupt der ausübenden Gewalt. Das sollte derselbe auch in Frankreich, vermöge der Konstitution seyn. — Der König ist nicht das erste Glied der Kette; nicht der Erste unter Seines Gleichen (Primus inter pares) wie der Vorsteher einer Republik: sondern er ist Derjenige, der die Kette hält: er ist über alle andern erhaben: er ist nicht der vornehmste öffentliche Beamte, sondern er ist das höchste Oberhaupt aller öffentlichen Beamten. Die allerschlechteste republikanische Regierungsform ist doch noch weit besser als eine Monarchie ohne einen Monarchen; als eine Monarchie, deren Monarch nicht das Oberhaupt der öffentlichen Beamten, sondern selbst ein Beamter ist.

Am 24. Februar erhielt die Versammlung folgenden Brief von dem Kriegsminister, Herrn du Portail.

„Herr Präsident. Da verschiedene Zeitungen die Nachricht bekannt gemacht haben, daß die Nationalversammlung gestern beschlossen habe, daß der Kriegsminister gefragt werden solle, ob er den Dragonern des Regiments Lorraine Befehl gegeben habe, nach Moret zu marschiren: so halte ich es für Pflicht, nicht so lange zu warten, bis mir dieser Beschluß offiziell übergeben werde, sondern noch vorher zu erklären, daß dieses Regiment keinen Befehl von mir erhalten hat, und daß ich an Allem, was zu Moret vorgefallen ist, ganz und gar keinen Antheil habe. Ich bin, u. s. w.

„du Portail.“

Bald nachher kamen an die Versammlung zwey Briefe; der erste von dem Minister, Herrn de Lessart, der andere von den königlichen Prinzessinnen. Sie lauteten wie folgt:

„Herr Präsident. Der König hat mir aufgetragen, die Nationalversammlung zu benachrichtigen, daß die Tanten Seiner Majestät zu Arnay le Duc sind angehalten worden. Man hat, bey dieser Gelegenheit, in dem grossen Bürgerrathe zu Arnay le Duc, ein Protokoll aufgenommen, welches die Beweggründe enthält, die den Bürgerrath zu diesem Schritte bewogen haben. Auch haben die Prinzessinnen dem Herrn Präsidenten der Versammlung geschrieben, um denselben von diesem Vorfalle Nachricht zu geben. Der König trägt mir auf, Ihnen den Brief der Prinzessinnen, nebst dem Protokolle zu übersenden, damit Sie beydes der Versammlung mittheilen mögen. Der

König

König sieht das Hinderniß, das die Prinzessinnen aufhält als eine Handlung an, welche gegen die Freyheit streitet, die allen Bürgern des Staates zugesichert worden ist, und deren die Prinzessinnen, unter den gegenwärtigen Umständen, wie Seine Majestät dafür halten, nicht beraubt werden können. Der König, welcher die Freyheit eines jeden auf eine gleiche Weise beschützen muß, verlangt daher, daß die Nationalversammlung die nöthigen Maßregeln nehmen möge, um die Gründe zu widerlegen, welche die Gemeinde zu Arnay le Duc bewogen haben, die Prinzessinnen aufzuhalten. Ich bin, u. s. w.

„de Lessart."

„Herr Präsident. Mit der Erlaubniß und mit einem Passe des Königs, sind wir von Bellevue abgereist, so wie auch mit einem Gutachten des Pariser Bürgerrathes versehen, vermöge welches uns das Recht zugestanden wird, in Frankreich zu reisen. Nun sehen wir uns zu Arnay le Duc angehalten, aus Gründen, welche in dem Protokolle enthalten sind, das wir Ihnen übersenden. Der vorzüglichste Grund scheint der zu seyn, daß wir keinen Paß von der Nationalversammlung haben. Es ist ein Gesetz vorhanden, welches sagt, daß die Versammlung künftig Niemand als ihren Mitgliedern einen Paß geben wolle. Da wir, zufolge des Gesetzes, weiter nichts sind, als Bürgerinnen des Staates; und da wir auch nicht mehr zu seyn verlangen: so haben wir nicht geglaubt, daß wir auf irgend eine Art von Auszeichnung Ansprüche machen dürften. Aber der Name Staatsbürgerinnen giebt uns Ansprüche auf die, allen Bürgern des Reiches zukommenden Rechte. Mit der ganzen Stärke der Freyheit, und mit Zutrauen auf die Gerechtigkeit

der Versammlung, rufen wir diese Rechte an; und wir ersuchen Sie, Herr Präsident, uns, von derselben, die nöthigen Befehle auszuwirken, damit wir unsere Reise fortsetzen können. Wir sind, mit Hochachtung,"

„Herr Präsident,"

„Ihre unterthänigsten und gehorsamsten Dienerinnen."

„Marie Adelaide."

„Victoire Louise."

So unterthänig sahen sich die Töchter Ludwigs des Funfzehnten genöthigt, an Herrn Duport, den Präsidenten der Nationalversammlung, zu schreiben!

Die Debatten über diesen Brief dauerten sehr lange, und wurden sehr heftig. Endlich machte Herr de Menou denselben ein Ende, indem er sagte: „Europa wird sich wundern, wenn es erfährt, daß die Nationalversammlung vier Stunden lang über die Reise zweyer Damen debattirt hat, welche lieber zu Rom als zu Paris in die Messe gehen wollen." Hierauf wurde, auf Mirabeau's Vorschlag, beschlossen, daß, da kein positives Gesetz vorhanden wäre, welches die Reise der Prinzessinnen verhinderte, es dem Könige überlassen bleiben sollte, zu befehlen, was er für gut finden würde. Einige Mitglieder widersetzten sich diesem Beschlusse. Sie behaupteten: man würde, auf diese Weise, das ganze Königreich in Gährung setzen; denn, wenn der König den Prinzessinnen beföhle, zurück zu kommen, so gerathe er in Streit mit seiner eigenen Familie; und wenn er denselben erlaubte, die Reise fortzusetzen, so würde er das Volk gegen sich aufbringen: man setze also seine Person, auf alle Fälle, der größten Gefahr aus.

Indessen waren die Jakobiner, vereinigt mit der Orleansschen Parthie, geschäftig gewesen das Volk aufzuwiegeln, und dasselbe gegen den König und gegen die Königin, durch Verläumdungen, durch falsche Gerüchte, und durch Geldaustheilen, aufzubringen. Man gab vor: Monsieur, der Bruder des Königs, werde ebenfalls verreisen. Ferner sagte man: die Prinzessinnen hätten den Dauphin, als ein kleines Mädchen verkleidet mit sich genommen, und das Kind, welches die Königin seit dieser Zeit bey sich hätte, wäre nicht der Prinz, sondern ein untergeschobener Knabe. Ein grosser Haufe des niedrigsten Pöbels, angeführt von einigen Bösewichtern, begab sich nach dem Schlosse du Luxembourg, der Wohnung Monsieurs, des Grafen von Provenze, des Bruders des Königs. Sie füllten den Hof des Schlosses und den Schloßgarten an; sie warfen die Wache auf die Seite; sie drangen bis in das Zimmer des Prinzen. Ein Kerl aus dem Haufen, sagte zu ihm, im Namen der Uebrigen: „Wir haben erfahren, daß Sie in dieser Nacht verreisen wollen, und wir sind hieher gekommen, um Sie daran zu verhindern. Wir bleiben hier und weichen nicht von Ihnen.“ Der Prinz benahm sich bey diesem Vorfalle sehr gut. Er war freundlich, leutselig und herablassend. Auf die gütigste Weise versicherte er, daß es niemals seine Absicht gewesen wäre, Paris zu verlassen. Der Pöbel rief ihm zu: „Wir können Ihren Versprechungen nicht trauen. Wir wollen, daß Sie Kaution leisten.“ Der Präsident eines Pariser Distriktes stellte dem Pöbel vor, daß das Ehrenwort eines königlichen Prinzen die größte Kaution sey, die man nur verlangen

könnte. Indessen bot er sich an, für den Prinzen Kaution zu leisten. Der Pöbel war hiermit zufrieden. Nun ließ der Prinz seinen Wagen vorfahren. In denselben setzte er sich, nebst seiner Gemahlin, und fuhr, von einem ungeheuren Haufen begleitet, nach den Thuillerien, zu dem Könige. Als er in den Thuillerien angekommen war, wollte der Haufe ihn bis in das Schloß begleiten. Und da die Thore zugeschlossen wurden, so ward der Versuch gemacht, dieselben mit Gewalt aufzusprengen; aber die anrückende Bürgermiliz trieb das Gesindel auseinander.

Nachdem die Nationalversammlung, wie oben erzählt worden ist, am 24. Februar, auf Mirabeau's Vorschlag, den Beschluß gefaßt hatte: daß sie es dem Könige überlasse, in Rücksicht auf die Reise seiner Tanten zu befehlen, was er selbst für gut befinden möchte: da versammelte sich ein Haufe des Pöbels, welcher größtentheils aus Fischweibern, aus liederlichen Dirnen, aus Tagelöhnern, und aus verkleideten Männern bestand, zwischen vier und fünf Uhr des Abends in dem Garten der Thuillerien. Mit einem gräßlichen Geheule zogen sie unter die Fenster des königlichen Schlosses, und verlangten, daß der König seinen Tanten den Befehl zurück zu kommen übersenden sollte. La Fayette rückte, in der größten Eilfertigkeit, mit der Bürgermiliz an; die Thore des Pallastes und des Gartens wurden zugeschlossen; und die Bürgermiliz befahl dem Gesindel auseinander zu gehen, und sich nach Hause zu begeben. Der Pöbel spottete dieses Befehls, und befahl den Bürgersoldaten, die Bajonette von ihren Flinten abzuschrauben. Die Soldaten gehorchten. Aber bald nachher kam la

Fayette selbst. Er rückte an, an der Spitze seiner Grenadiere. Es wurden geladene Kanonen herbeygeführt, und daneben giengen die Kanoniere, mit brennenden Lunten in den Händen. Ein anderes Detaschement eilte herbey, angeführt von dem alten Schweizergeneral Daffry. Diese kleine Armee kehrte sich nicht an die Schimpfwörter und an die Drohungen des Pöbels. Sie besetzten alle Posten doppelt. Drey Edelleute begaben sich in das Schloß zur Vertheidigung der königlichen Familie. Herr Bailly, in Gesellschaft einiger Rathsherren, kamen auch herbey. Er hielt eine Anrede an das versammelte Volk. Aber der Pöbel spottete seiner; sprach ihm Hohn; und drohte ihm mit dem Laternenpfahle, wenn er nicht sogleich die Thore aufmachen, und den Haufen in das Schloß, zu dem Könige, eindringen lassen würde. Herr Bailly versprach, das Thor eröffnen zu lassen, und eine Gesandtschaft der Fischweiber selbst zu Seiner Majestät zu führen. Allein Herr de Mazzeliere, Hauptmann des Regiments Royal Picardie, nebst einigen andern Offizieren, widersetzten sich dem Eröffnen der Thore, und der Pöbel wurde nicht eingelassen. Darauf begab sich Herr Bailly zum Könige, hielt eine, nach seiner Art rührende Anrede an den Monarchen, und sagte: durch Sanftmuth würde sich das Volk leicht leiten lassen. Der König gab zur Antwort: Er wünsche keine andern Mittel zu gebrauchen, als sanfte Mittel: allein dabey sey zugleich Standhaftigkeit vonnöthen; denn das Volk müsse endlich einmal lernen, dem Gesetze zu gehorchen, nicht das Gesetz vorschreiben zu wollen. Darauf gab der König dem Herrn la Fayette den Befehl, das

Gesindel auseinander zu treiben. La Fayette bewirkte dieses in kurzer Zeit, ohne daß auch nur ein einziger Schuß geschehen wäre. Noch vor neun Uhr des Abends war der ganze Auflauf gestillt, und die Stadt wiederum ruhig. Jedoch war diese Ruhe nicht von langer Dauer. Es wurde sehr viel Geld unter das Volk ausgetheilt, und den besoldeten Räubern und Meuchelmördern wurde angekündigt, daß sie sich, an dem folgenden Montage, zu Ausführung eines Hauptstreiches, versammelt und bereit halten möchten.

Der Bürgerrath der Stadt Paris hatte, seit einiger Zeit, den Thurm des Schlosses Vincennes, zwey Stunden von Paris, ausbessern lassen, um sich dieses Thurmes als eines Gefängnisses bedienen zu können, weil die zunehmende Menge der Verbrecher alle Gefängnisse in der Hauptstadt schon sehr angefüllt hatte, daß in denselben kein Raum mehr übrig blieb. Dieses Vorwandes bedienten sich die Jakobiner, um den Pöbel aufzuwiegeln. Sie gaben vor: der Thurm zu Vincennes wäre zu einer neuen Bastille bestimmt; und es würde derselbe den Aristokraten, bey der zu bewirkenden Gegenrevolution, statt eines Zeughauses, und statt einer Festung dienen. Zufolge des ihnen gegebenen Befehls, zogen, Montags, am 28. Februar, die besoldeten Räuber nach Vincennes, in der Absicht, den Thurm, nebst dem Schlosse so schnell als möglich zu schleifen. Ein zahlreiches Detaschement der Bürgermiliz erhielt sogleich Befehl, sich nach Vincennes zu begeben. Die Einwohner der Vorstadt St. Antoine widersetzten sich diesen Bürgersoldaten, und wollten nicht zugeben, daß dieselben die Stadt verlassen sollten. Sie marschirten

dennoch. Der Pöbel hatte schon einen Theil des Schlosses zerstört, und die Mauern abgeworfen. In Gesellschaft der Pariser Bürgermiliz erschienen nunmehr der Maire von Vincennes, nebst dem Bürgerrathe. Er begab sich oben auf den Thurm, und befahl Denjenigen, welche mit Abtragung desselben beschäftigt waren, im Namen der Nation des Gesetzes und des Königs, sogleich mit dieser Arbeit aufzuhören. Sie gehorchten und stiegen herunter. Allein so wie sie herunter kamen, wurden sie von der Bürgermiliz angehalten, und gefangen genommen. Auf diese Weise erhielt man 64 Gefangene. Der Pöbel war hierüber sehr unzufrieden, und es beschloß derselbe, die Bürgermiliz ebenfalls gefangen zu nehmen. Als dieselbe nach Paris zurück kehren wollte, da fand sie das Thor des Schloßhofes verschlossen, und von außen von einem unzählbaren Haufen Volks bewacht. Aber die Reiterey, von der Infanterie unterstützt, und von zwölf Kanonen begleitet, sprengte das Thor auf, zerstreute den Pöbel, und kehrte mit den Gefangenen nach Paris zurück. Bey ihrem Einzuge in die Vorstadt St. Antoine, ward, zu verschiedenenmalen, aus den Fenstern auf die Bürgersoldaten geschossen, wodurch Einer getödtet und mehrere verwundet wurden.

Während diese Dinge zu Vincennes vorfielen, hatte sich eine grosse Anzahl rechtschaffener, dem Könige und der Konstitution ergebener Personen, bewaffnet nach dem Schlosse begeben, um, bey der drohenden Gefahr, die königliche Familie zu beschützen. Ihre Besorgnisse waren in der That nicht ungegründet. Die Jakobiner hatten, schon seit einigen Tagen, den Montag, als den Tag bestimmt, an welchem ein

Hauptstreich ausgeführt werden sollte. Dazu kam noch, daß man, an diesem Tage, um ein Uhr Nachmittags, einen Ludwigsritter, mit einem versteckten Dolche, in dem Schlosse der Thuillerien gefangen genommen hatte. Sobald sich diese Nachricht in der Stadt verbreitete, eilten noch mehr Freunde des Königs nach dem Schlosse zu. Alle diese Personen hielten sich in dem Vorzimmer des Königs auf, und sie blieben daselbst; mit Einwilligung der königlichen Haushofmeister, der Herren de Villequier und de Duras. Gegen neun Uhr des Abends kam der König in das Vorzimmer, und sagte: „Er hätte so eben Nachricht erhalten, daß der Aufruhr zu Vincennes gänzlich gestillt wäre, und daß man von den Aufrührern vierzig Personen gefangen genommen und eingesperrt hätte. Alles wäre jetzt ruhig.“ Nachdem der König diese Worte gesprochen hatte, begaben sich die Meisten nach Hause, weil nun keine Gefahr mehr für den König vorhanden zu seyn schien. Einige blieben noch zurück. Als sich diese, nach einiger Zeit, auch wegbegeben wollten, da wurden sie von der Bürgermiliz angehalten, und ihre Taschen wurden durchgesucht. Die Taschenpistolen, und andere Waffen, welche man bey ihnen fand, wurden weggenommen. Der König erhielt hievon Nachricht. Er kam noch einmal aus seinem Zimmer, und sprach zu den Herren, welche sich im Vorzimmer befanden: „Ich ersuche Sie, meine Herren, diejenigen Waffen, welche Sie, aus Anhänglichkeit an mich, und zu Vertheidigung meiner Person, mit sich gebracht haben möchten, hier nieder zu legen, und überhaupt, bey allem demjenigen, wozu, wegen dieses Vorfalls, Irrthum, vorgefaßte Meynung und unrich-

tige Auslegung, verleiten könnten, die allergrößte Mäßigung zu beobachten" a). Nunmehr legten alle diese Herren ihre Waffen weg. Ein jeder bezeichnete die seinigen, und brachte sie alsdann zu den Waffen der übrigen, auf eine Kommode, welche neben dem Bette des Königs stand. Nach abgelegten Waffen wollten diese Herren sich nach Hause begeben. Allein die Bürgermiliz mißhandelte sie, beschimpfte sie, spie ihnen in das Angesicht, gab ihnen Stöße mit den Kolben ihrer Flinten, und nannte sie Aristokraten welche aufgehängt werden müßten. Herr de Noailles, damaliger Präsident der Nationalversammlung, kam nach dem Schlosse; aber er kam dahin bloß aus Neugierde, und er that nichts, um die Bürgermiliz zu besänftigen, oder um derselben das Schändliche ihres Betragens vorzustellen. Gegen eilf Uhr erschien Herr la Fayette in dem Schlosse. Die Bürgermiliz bat ihn um Erlaubniß, in das Schlafzimmer des Monarchen eindringen zu dürfen, um sich der, daselbst unter den Schutz des Königs niedergelegten Waffen, zu bemächtigen. La Fayette wollte dieses nicht zugeben. Die Bürgermiliz bestand darauf. Nun bat ein Adjutant des Herrn la Fayette den König, welcher sich bey dem

---

a) Je vous prie, Messieurs, de déposer ici les armes, que le zèle pour la défense de ma personne pourroit vous avoir fait apporter, et de vous préscrire la plus grande modération, sur tout ce que pourroient faire commettre, à cet égard, l'erreur, la prévention, et les fausses interprétations. Journée du 28. Février au chateau des Thuileries, Par. Mr. De Rossy.

Nachtessen befand, um Erlaubniß, die Waffen wegnehmen, und nach dem Hause des Herrn de Gouvion hinbringen lassen zu dürfen. Der König ertheilte die Erlaubniß: aber unter der Bedingung, daß Herr de Gouvion für die ihm überlieferten Waffen stehen sollte. Sogleich trat la Fayette selbst, mit seinen Adiutanten und mit sechs Grenadieren, in das Schlafzimmer des Königs. Die Kommoden des Königs wurden ausgezogen, durchgesucht, und die Waffen wurden weggenommen. Diese weggenommenen Waffen legte man in Körbe, und la Fayette gab selbst den Befehl, daß dieselben nach dem Hause des Herrn de Gouvion hingetragen werden sollten. Allein auf dem Wege dahin, bemächtigte sich die Bürgermiliz aller dieser Waffen; und es wurden dieselben zum Theil zerbrochen, und zum Theil gestohlen.

An dem ersten März, am Tage nach diesem Vorfalle, schrieb la Fayette einen Brief an die Pariser Bürgermiliz, welcher sich auf folgende Weise endigte:

„Der Generalkommandant glaubt der Armee sagen zu müssen, daß er von dem Könige Befehl erhalten hat, zu verfügen, daß künftig die Zimmer des Schlosses nicht mehr mit jenen bewaffneten Männern angefüllt werden, von denen einige aus einem gut gemeinten Eifer, andere hingegen aus einem sehr verdächtigen Eifer, gestern es haben wagen dürfen, sich zwischen den König und die Bürgermiliz zu stellen. Zufolge der, von dem König erhaltenen Befehle, hat der Generalkommandant den Aufsehern des Innern des Schlosses zu wissen gethan, daß sie die gehörigen Maßregeln zu treffen hätten, um ähnlichen Unschick-

lichkeiten künftig vorzubeugen. Der konstitutionsmäßige König will und soll von keinen andern Soldaten, als von den Soldaten der Freyheit, umgeben seyn. Diejenigen Personen, welche vielleicht einige von den Waffen besitzen möchten, die man gestern Denen weggenommen hat, die sich in das Schloß eingeschlichen hatten, werden gebeten, dieselben nach dem Rathhause hinzubringen."

Der Herzog de Villequier und der Markis de Duras, die Oberhofmeister des Königs, hielten sich durch diesen Brief für beleidigt. Sie schrieben daher an den Herr la Fayette wie folgt:

„Mein Herr. So eben haben wir eine wörtliche Abschrift des Befehls erhalten, welchen Sie der Pariser Bürgermiliz gegeben haben. Wir sind uns selbst, wir sind dem Publikum, wir sind der Nation, wir sind sogar dem Könige schuldig, die Stellen desselben, welche dasjenige betreffen, was, am 28. Februar, in dem Schlosse vorgefallen ist, genauer zu untersuchen. Wir wollen die eigenen Worte Ihres Befehls abschreiben: „Der Generalkommandant glaubt, u. s. w. sehr verdächtigen Eifer! Haben Sie wohl die Stärke dieses Ausdrucks, haben Sie gefühlt, was derselbe Gehässiges enthält? Sie, dem es so gut bekannt ist, daß man durch Beschuldigungen, durch unbestimmte Anklagen, schon seit so langer Zeit das Volk irre geführt hat. Wer sind dann diese verdächtigen Leute? Nennen Sie dieselben. Sie müssen es thun, damit man dieselben nicht unter den Marschällen von Frankreich, unter den Staabsoffizieren, unter den Hausgenossen des Königs, und unter andern rechtschaffenen Bürgern des Staates suche, deren Gesin-

nungen bekannt genug sind, und die bloß allein nach dem Schlosse kamen, um, vereinigt mit der Bürgermiliz, bey welcher man sie verläumdet hat, die Ehre zu haben, ihren König zu vertheidigen, und die Gefahr mit derselben zu theilen. Verstehen Sie etwa, unter sehr verdächtigen Leuten, diejenigen, welche, wie Sie Sich gegen Einen von uns (Herrn de Villequier in dem Zimmer des Königs ausgedrückt haben, Ihnen gar nicht gefallen, und zu denen Sie niemals Zutrauen fassen könnten? Also ist man verdächtig, wenn man Ihnen nicht gefällt! Also ist man verdächtig, wenn man Ihr Zutrauen nicht hat!.... Wir fahren fort Ihren Befehl zu untersuchen. „Zufolge der von dem Könige erhaltenen Befehle, hat der Generalkommandant, u. s. w. Also hätten Sie uns, wie Sie vorgeben, die Befehle des Königs zu wissen gethan. Diese Thatsache ist durchaus unrichtig. Sie haben zwar, das ist wahr, in dem Zimmer des Königs, Einen von uns (Herrn de Villequier) angeredet. Allein der König befand sich damals nicht in seinem Zimmer, und Sie hatten Ihn noch nicht gesehen. Was Sie sagten, das war, demzufolge, bloß allein Ihre eigene Meynung, und kein Befehl des Königs, wie Sie vorgeben: denn Sie hatten ja den König noch nicht gesprochen, und folglich keine Befehle von Demselben erhalten können. „Der konstitutionsmäßige König, u. s. w. Und so wollten Sie dann Marschälle von Frankreich, Offiziere, Staatsbürger, deren Amtspflichten sie einen Theil des Jahres von Paris entfernt halten; diese wollten Sie des Vergnügens berauben, zu der Vertheidigung ihres Königs herbey zu

eilen! Sie wollten nicht zugeben, daß Seine Majestät das süße Gefühl habe, Sich mit denjenigen umringt zu sehen, die ihm ergeben sind. Nein, mein Herr, nein! Es ist unsere Pflicht Ihnen, sogar mit der Einwilligung des Königs selbst, öffentlich zu erklären, daß Er das Mißtrauen, welches der Bürgermiliz, gegen diejenigen beygebracht worden ist, die sich in seinem Zimmer befanden, und von denen die Meisten Ihm bekannt waren, für ungegründet gehalten habe. Auch hält Er das Mißtrauen für ungegründet, das Sie so dreist in Ihrem Befehle zeigen. Einen Schritt, welchen bloß allein die Anhänglichkeit an seine Person veranlaßt hat, hält er nicht für eine Unschicklichkeit. Daß dem wirklich so sey, erhellt, mein Herr, aus dem folgenden, unumstößlichen Beweise. Um der Unordnung ein Ende zu machen, welche durch ein falsches Vorgeben entstanden war, verlangte der König, daß man die Pistolen, mit denen man sich, zu seiner Vertheidigung, bewaffnet hatte, bey ihm niederlegen solle. Sein Wunsch war für alle eine Gesetz. Die Waffen wurden überreicht, und in dem Schlafzimmer Seiner Majestät niedergelegt! Nun! mein Herr, das sind die Personen, welche Sie als verdächtig darzustellen wagen dürfen: das sind diejenigen, welche, durch das Ansehen eines Befehls des Generalkommandanten der Pariser Bürgermiliz, den Provinzen als strafbar erscheinen könnten, wenn man dieselben nicht von der Wahrheit der Thatsachen zu unterrichten suchte. Wir haben also die Ehre, Ihnen zu sagen, daß wir unsern Brief werden drucken lassen: und wir endigen denselben, mit demjenigen Glaubensbekenntnisse, welches wir Ihnen schon abgelegt haben. Wir wiederholen dieses

Bekenntniß, im Namen der Märschälle von Frankreich, der Staabsoffiziere, der Soldaten von allen Graden, der Haushofmeister des Königs, der Mitglieder der Nationalversammlung; mit Einem Worte, im Namen aller derjenigen, die sich, am 28. Februar, auf dem Schlosse befanden. Wir erklären, in ihrem Namen, daß sie, durch eben die Gesinnungen angetrieben, welche die Bürgermiliz beleben, den König haben vertheidigen wollen, im Falle ein Auflauf für Ihn hätte besorgt machen können; daß ihr Vorhaben war, sich mit der Bürgermiliz zu vereinigen, und eben den Eifer zu zeigen, welchen die Bürgermiliz, bey verschiedenen Gelegenheiten, und noch vor kurzem, am 24. Februar, gezeigt hat. Diejenige Stelle, wo die Gefahr am größten gewesen wäre, würden sie, aus Muth und aus Anhänglichkeit an ihren König, vorzüglich aufgesucht haben."

„Alexander Daumont, vormals Herzog de Villequier."

Amedeus Durfort, vormals Markis de Duras."

La Fayette fühlte die Vorwürfe, welche ihm hier gemacht wurden. Er hatte, bey dieser Gelegenheit, sehr übereilt und sehr unüberlegt gehandelt. Die ihm eigene Klugheit und Kaltblütigkeit hatte ihn in dem Schlosse so ganz verlassen; er war so sehr in Zorn gerathen, daß er, in dem Zimmer des Königs (in welchem sich der König damals nicht befand) den Hofmarschall, den Herzog de Villequier, angefahren, und zu demselben gesagt hatte: „Zum T....l, mein Herr, ich weiß nicht was mich abhält, daß ich Sie nicht, noch diesen Abend, ins Gefängniß werfen

lasse a)." In seinem Briefe an die Pariser Bürgermiliz hatte er von einem verdächtigen Eifer gesprochen, und hiedurch ein Gerücht bestätigt, welches die Jakobiner verbreitet hatten; daß nemlich jene bewaffneten Personen, am 28. Februar, nach dem Schlosse gekommen wären, um den König zu entführen, oder denselben zu ermorden. Um dieses schändliche Gerücht zu widerlegen, hatten sich die Herren de Villequier und de Duras genöthigt gesehen, den obigen Brief an la Fayette zu schreiben.

La Fayette ließ hierauf, in das Journal de Paris, folgendes einrücken: „Ein Artikel des Journal de Paris, welchen verschiedene andere Blätter abgeschrieben haben, hat mir ich weiß nicht was für eine Oberaufsicht des königlichen Hauses übertragen, die mit den Amtspflichten der Bürgermiliz gar nichts gemein hat. Der erste Urheber dieses Gerüchts möge dadurch haben bewirken wollen, was es auch immer seyn mag: so muß ich, auf alle Fälle, dasselbe wiederlegen, und mich zugleich über einen Brief erklären, welchen diejenigen Personen unterzeichnet haben, denen dieses Amt wirklich übertragen ist. Die Herren de Villequier und de Duras geben vor, daß sie im Namen der Marschälle von Frankreich, der Staabsoffiziere, der Soldaten von allen Graden, der Haushofmeister des Königs, und der Mitglieder der Nationalversammlung sprächen. Aber dürfte dann nicht ich die Herren Marschälle von Frankreich, und alle die ubrigen, in diesem Briefe bezeichneten Staatsburger, welche die Konstitution hoch-

a) F....e, je ne sais à quoi il tient, que je ne vous envoye coucher à la Force.

achten, und welche die öffentliche Ruhe lieben, fragen: was sie wohl selbst mögen gedacht haben, als sie sahen, das sich eine so große Anzahl bewaffneter Männer zwischen den König und zwischen Diejenigen stellte, welche der Nation für seine Sicherheit stehen müssen? Um jede gehässige Auslegung aus dem Wege zu räumen, sey es hinlänglich, zu erklären: daß ich unter Soldaten der Freyheit solche verstehe, (sie gehören nun zu welchem Theile der öffentlichen Gewalt es auch seyn möge) welche der Nation, dem Gesetze und dem Könige, geschworen haben; welche von der Konstitution anerkannt sind; und welche für dieselbe leben und sterben wollen. Ich erkläre: daß ich unter mehreren nicht ohne Grund verdächtigen Männern solche verstehe, welche versteckte Waffen tragen; welche sich bloß allein durch unpatriotische und durch aufwiegelnde Reden auszeichnen; und welche, weit entfernt sich den Schildwachen der Bürgermiliz zu erkennen zu geben, mit denen sie, wie es heißt, sich vereinigen wollten, vielmehr diesen Schildwachen ausgewichen, und durch einen verborgenen, erst kürzlich geöffneten Eingang, in das Schloß gekommen sind. Wahrlich! in einem solchen Falle ist es dem Kommandanten der Bürgermiliz, welchem der König die Sicherstellung seines Pallastes aufgetragen hat, wohl erlaubt, wirksame Maßregeln zu nehmen, damit ein solcher Vorfall sich nicht zum zweyten mal ereigne. Wenn übrigens, an jenem Tage, mein Verhalten im Ganzen Nutzen gestiftet hat; so überlasse ich gerne meinen Feinden den Trost, einzelne Theile desselben tadeln zu dürfen."

„La Fayette."

Herr

Herr La Fayette erwähnt, in dem vorstehenden Briefe, eines Umstandes, welcher ihm allerdings verdächtig vorkommen mußte, nemlich eines verborgenen Einganges. Diese verborgene, und bisher zugemaurte Thüre, ließ der Herzog de Villequier am 24 Februar öffnen. Und alle die Personen, welche am 28. Februar nach dem Schlosse kamen, gelangten in dasselbe durch diesen heimlichen, und dem Generalkommandanten der Miliz nicht bekannten Eingang. Aus den hier mitgetheilten Aktenstücken erhellt übrigens deutlich genug, wie groß die Erbitterung der Gemüther beyder Parthieen damals gewesen seyn müsse.

Indessen befanden sich die königlichen Prinzessinnen noch immer zu Arnay le Duc. Am 24. Februar, um 4 Uhr Nachmittags, sandte der König einen Eilbothen dahin, mit dem, an demselben Tage gefaßten Beschlusse der Nationalversammlung, und mit einem Befehle, die Prinzessinnen ihre Reise fortsetzen zu lassen. Allein die Bauern dieses Dorfes gehorchten nicht. Sie versammelten sich, und beschlossen, durch Mehrheit der Stimmen; zwey Abgesandte an die Nationalversammlung zu senden; von derselben zu verlangen, daß die Tanten des Königs zurück berufen werden möchten; und dieselben, bis zu der Rückkunft dieser Abgesandten, gefangen zu halten.

Die Abgesandten kamen zurück, und brachten einen Befehl des Präsidenten der Nationalversammlung an die Gemeinde zu Arnay le Duc. Nunmehr wurden die Prinzessinnen frey gelassen, und man gab zu, daß

sie ihre Reise fortsetzen durften. Zu Chalons erhielten sie einen Besuch von dem Maire, welcher ihnen, in seiner Anrede, sagte: als eine Magistratsperson komme er zwar, ihnen seine Ehrfurcht zu bezeigen; aber als Staatsbürger müsse er ihre Abreise tadeln, welche dem Willen des Volkes entgegen sey. Endlich kamen doch die Prinzessinnen, nach so mancherley überstandenen Schwierigkeiten, glücklich nach Chambery in Savoyen, von wo sie nachher ihre Reise nach Rom fortsetzten.

Ungeachtet der grossen Standhaftigkeit welche bisher der König, unter so mancherley Vorfällen und Begebenheiten, die ihn und seine Familie so nahe angiengen, bewiesen hatte; fieng er doch endlich an, an seiner Gesundheit zu leiden. Er wurde gefährlich krank. Bey der starken Bewegung, welche er sich, vor der Revolution, durch Reiten und durch Jagen gemacht hatte, war seine Gesundheit jederzeit fest und ununterbrochen gewesen. Nunmehr aber, da ihn die Pariser gefangen hielten, und ihm nicht erlaubten, die Hauptstadt zu verlassen, war sein Körper widernatürlich fett geworden. Und zu dem Mangel an körperlicher Bewegung kam noch so mancherley Verdruß, Kummer und Gram, daß auch die starke Leibeskonstitution, mit welcher die Natur ihn begabt hatte, unter so mancherley Stürmen endlich zu erliegen anfieng. Dasjenige, was am 28. Februar vorgefallen war, hatte ihn tief gerührt. Ein so guter, ein so wohldenkender, ein so gerechter Fürst, konnte nicht ohne die innigste Wehmuth, nicht ohne tief gefühlten Unwillen

sehen, daß seine Wohnung, daß sein königliches Schloß, nunmehr zum zweyten mal, der Schauplatz grober Mißhandlungen geworden war. Er fiel daher in ein sehr bedenkliches Fieber, mit Blutspeyen verbunden. Aber durch Hülfe seiner Aerzte, ward, auch noch dießmal, die Gefahr abgewendet, und die Gesundheit des Monarchen wiederum hergestellt.

Vermöge der neuen Einrichtung der Gerechtigkeitspflege wurden nunmehr alle Prozesse öffentlich verhandelt, und während des Verhörs, sowohl als während der Berathschlagung über das zu gebende Urtheil, wurde Jedermann zugelassen. Aber auch in diesem Falle zeigte sich, wie wenig die neue Regierungsform (so herzerhebend dieselbe auch zu seyn schien, wenn man sie bloß allein aus Beschreibungen kannte) dem Karakter des französischen Volkes angemessen war. Die Tempel der Gerechtigkeit wurden in Kampfplätze verwandelt, auf denen Einer den Andern zu überschreyen suchte. Alle Augenblicke unterbrach der Pöbel, mit lautem Geschrey, die Richter in ihren ehrwürdigen Amtspflichten; ja, wenn die Richter das Urtheil nicht so sprachen, wie die schreyende Menge dasselbe verlangte, so wurden sie selbst beschimpft, und zuweilen sogar gemißhandelt. Dieses geschah vorzüglich, als der nichtswürdige Marat, wegen seiner, mit blutdürstiger Feder geschriebener Schandschriften, vor dem Gerichtshofe der Polizey verhört wurde. Der ganze Saal war mit dem, in dem Solde der Jakobiner und der Orleansschen Parthie stehenden, Abschaume des Pariser Pöbels angefüllt. Die Rich-

ter sahen sich gezwungen, diesen litterarischen Kopfabhauer ungestraft entwischen zu lassen, um ihr eigenes Leben sicher zu stellen. Um einer so offenbaren Verachtung des Richteramtes und der Gesetze einigermaßen Einhalt zu thun, gebot die Versammlung, am 28. Februar, durch einen förmlichen Beschluß, allen Zuhörern in den Gerichtshöfen das tiefste Stillschweigen.

Das ökonomische oder physiokratische System wurde immer mehr bey den Berathschlagungen zum Grunde gelegt. Alle Innungen, Meisterschaften und Zünfte, wurden, durch ein förmliches Gesetz, aufgehoben. Viele murrten darüber; andere freueten sich. Wer eine Kunst oder ein Handwerk ausüben wollte, der mußte dafür einen Freybrief kaufen, und denselben, nach dem festgesetzten Preise, bezahlen. Unter dieser Bedingung stand es einem Jeden frey, zu treiben was er selbst für gut fand.

Der Herzog von Orleans, welcher während der Revolution schon so grosse Geldsummen verschwendet hatte, ohne seinen schändlichen Zweck erreichen zu können, suchte nunmehr, durch alle nur möglichen Mittel, sich wiederum Geld zu verschaffen. Er wandte sich sogar an die Nationalversammlung, wegen einer Schuldforderung seines Hauses, aus den Zeiten seines Urgroßvaters.

Herr Camus, welcher sich sonst, wenn es um ein Gnadengehalt für einen alten verdienten Offizier, oder

für einen, seines lange verwalteten Amtes beraubten, Priester zu thun war, so äußerst strenge bewies, machte dießmal, im Namen des Herzogs, selbst den Vortrag. Die Thatsachen sind folgende: In dem Jahre 1721 verheyrathete der Herzog Regent, seine Tochter, Mademoiselle Elisabeth von Orleans, mit dem Prinzen von Asturien, dem Sohne Philipps des Fünften, Königs von Spanien. Der Herzog Regent versprach seiner Tochter eine Mitgift von 4,158,000 Livres. Bald nachher bestieg der Prinz von Asturien den Spanischen Thron, welchem sein Vater entsagt hatte. Er regierte nicht lange. Er starb schon im Jahre 1725, und die verwittwete Königin kehrte nach Frankreich zurück. Ludwig der Funfzehnte gab ihr einen Gnadengehalt von 207,000 Livres. Darauf forderte sie von Ihm ihre Mitgift, welche noch nicht ausgezahlt worden war. Die bedrängten Umstände, in welchen damals der königliche Schatz sich befand, erlaubten nicht, eine so grosse Summe auf einmal zu bezahlen; und daher erhielt die verwittwete Königin nicht mehr als den dritten Theil derselben. Seit dieser Zeit hatte das Haus Orleans, als Erbe der verstorbenen Fürstin, die noch rückständigen zwey Drittheile dieser Summe öfters gefordert, aber niemals dieselben erhalten können; obgleich der königliche Staatsrath die Rechtmäßigkeit der Forderung jederzeit anerkannt hat. Demzufolge verlangte Herr Camus: daß die Nation, dem Herrn von Orleans, 4,158,850 Livres, in Zeit von vier Monaten, bezahlen solle.

Herr de Tracy sagte: der Herzog Regent hat seine Tochter auf Kosten der Nation ausgesteuert.

Folglich hat dessen Sohn, der Herzog von Chartres, nach dem Tode seines Vaters desto mehr geerbt: und folglich fordert Herr von Orleans von der Nation die Bezahlung einer Summe, welche er selbst derselben schuldig ist.

Herr Reubel konnte gar nicht begreifen, wie man über die Rechtmäßigkeit der Schuld, sowohl als über die Nothwendigkeit der Bezahlung, auch nur den geringsten Zweifel hegen könnte.

Herr Martineau hielt dafür: daß, wenn Mademoiselle von Orleans Kinder hinterlassen hätte, und diese Kinder kämen jetzt, um die Bezahlung der, ihrer Mutter versprochenen, Mitgift zu fordern, so könnte man ihnen die Bezahlung nicht verweigern. Nunmehr aber sey der Fall anders. Als sich Mademoiselle von Orleans verheyrathete, da that sie Verzicht auf ihr väterliches Erbe. Nun würde es doch unerhört seyn, daß Diejenigen, zu deren Gunsten sie Verzicht that, die Bezahlung einer Mitgift fordern sollten, an welcher sie durchaus keinen Theil haben können.

Nach dieser Bemerkung, beschloß die Versammlung: die Entscheidung so lange aufzuschieben, bis der Ausschuß einen genaueren Bericht über die ganze Sache würde abgestattet haben.

Ganz anders, und auf eine harte und höchst ungerechte Weise, verfuhr die Versammlung gegen den Prinzen von Conde.

Der Advokat, Herr Geoffroy, hatte den Vortrag in dieser Sache, deren genauere Umstände folgende sind:

Die Provinz Clermontois ist ein kleiner Strich Landes, zwischen den Provinzen Verdunois, Barrois, der Champagne, und dem Fürstenthum Sedan. Sie gehörte lange Zeit zu den Besitzungen der Herzoge von Lothringen. In dem Jahre 1632 kam der Kardinal Richelieu auf den Gedanken, dieses kleine Ländchen, dem französischen Reiche einzuverleiben, um auf diese Weise die langen Zwistigkeiten zu endigen, zu denen dieser Strich Landes schon so oft Veranlassung gegeben hatte. In dem Jahre 1641 unterschrieb der Herzog Karl der Dritte von Lothringen, in eigner Person, den Pariser Traktat, vermöge welches das Clermontois an Frankreich überlassen wurde. Bald nachher, während Mazarin, in dem Namen eines minderjährigen Königs, Frankreich beherrschte, wurde der Grosse Conde, durch seine Heldenthaten und durch seine Siege, berühmt. Als eine Belohnung, für so ausgezeichnete militairische Verdienste, erhielt der Grosse Conde, im Dezember 1648, das Clermontois zum Geschenke. Er blieb nicht lange im Besitze dieses Landes. In dem Jahre 1654 drang Fabert mit einer kleinen Armee in das Clermontois ein, und eroberte dasselbe. Der Grosse Conde war damals in die Acht erklärt und flüchtig. Er sah sich genöthigt, bey den Spaniern, welche er überwunden hatte, eine Zuflucht zu suchen. Aber in dem Pyrenäischen Vertrag, welcher am 7. November 1659 geschlossen wurde, ward ihm der Besitz des Cler-

montois abermals zugesichert. Der Prinz von Conde besaß also diese Provinz vermöge zweyer Traktaten; und er erhielt dieselbe, als eine Belohnung der ausgezeichneten Dienste, welche er Frankreich geleistet hatte. Drey Schlachten hatte er gewonnen; drey Provinzen hatte er erobert; Frankreich hatte er von dem Untergange gerettet. Die Familie der Conde blieb im Besitze dieses Landes bis im Jahr 1784. In diesem Jahre kaufte die französische Regierung die hohe Gerichtsbarkeit für eine Summe von zwölf Millionen, welche, als eine immerfort währende Rente von 600,000 Livres, bezahlt werden sollten. Der Referent verlangte, daß dieser Kauf vernichtet; daß die 600,000 Livres künftig nicht mehr bezahlt werden; und daß die Provinz Clermontois dem Hause Conde abgenommen, und mit Frankreich vereinigt werden sollte.

An dem 15. März beschloß die Versammlung alles dieses. Sie beraubte den Prinzen Conde, ohne Entschädigung, der ihm zugehörigen Provinz Clermontois, und der Prinz verlor hiedurch ein jährliches Einkommen von 1,200,0000 Livres.

So wie die Familie Conde beraubt worden war, so wurde nunmehr auch die Familie Polignac beraubt. Diese Familie besaß die Baronie Fenetranges in Lothringen. Am 14. Februar las Herr Pison du Galland einen langen Bericht ab, über das Recht dieser Familie auf die genannte Baronie; und er beschloß denselben mit dem Vorschlage: daß nicht nur das Land unter die Nationalgüter gerechnet,

sondern daß, noch überdieß, der Herzog von Polignac, dem öffentlichen Schatze die Summe von 800,000 Livres zu bezahlen, verurtheilt werden möchte.

Herr de Custine behauptete: man müsse den Grundsatz noch viel weiter ausdehnen; man müsse das ganze, sogenannte rothe Buch durchgehen, und alle, in demselben enthaltenen Geschenke, zurückfordern.

Bey diesem Vorschlage ertönte der Versammlungssaal von dem lautesten Beyfallklatschen. Allein Herr Cazales stand auf, und widersetzte sich, mit Unwillen, einem Vorschlage, dessen Zweck es war, den neuen Gesetzen eine rückwirkende Kraft zu geben. Er behauptete: die Ungerechtigkeit würde um so viel grösser seyn, da gerade diese, vormals so sehr begünstigte Personen, nunmehr in eine völlige Ungnade gefallen wären; da sie sich genöthigt sähen, ausser ihrem Vaterlande umher zu irren; und da die Summe von 800,000 Livres, welche vormals die Freygebigkeit des Königs ihnen geschenkt hätte, in Betracht, daß die Stellen, welche sie bekleideten, einen ausserordentlichen Aufwand erforderten, nunmehr ihr ganzes Vermögen aufzehren würde. Er willigte ein, daß die Baronie Fenetranges zurück genommen werde; aber er widersetzte sich der, an die Familie Polignac zu machenden Forderung.

Der Abbe Gregoire schlug vor: die Summe der 800,000 Livres, von dem Exminister Herrn Calonne zu fordern, weil die Baronie unter seiner Verwaltung verschenkt worden wäre.

Die Versammlung beschloß: daß die Baronie Fenetranges der Familie Polignac weggenommen, und mit den Nationalgütern vereinigt werden solle; ferner: daß der Herr de Polignac die, ihm von dem Könige geschenkten 800,000 Livres, zurückbezahlen solle; und daß, im Falle man diese Summe nicht von ihm sollte erhalten können, alsdann der Exminister, Herr de Calonne, für die Bezahlung derselben verantwortlich seyn müsse.

An dem 25. Februar fiengen die Berathschlagungen, über die Pflichten der königlichen Familie, und über den Vortrag des Herrn de Chapelier welchen man oben gelesen hat, an.

Herr Pethion sprach zuerst. „Sollen," sagte er, „die Glieder des regierenden Stammes, alle gleiche Rechte haben? Sollen sie keine andern Pflichten haben, als die übrigen Bürger des Staates? Einige behaupten: sowohl die Ersten als die Letzten dieser Familie seyen thronfähig, und man müsse sie daher mit den übrigen Staatsbürgern nicht vermengen. Andere meynen: es sey gefährlich für den Staat, wenn eine privilegirte Kaste in demselben geduldet werde. Das ist auch meine Meynung. Die Nebenlinien der königlichen Familie sollen sich nicht als privilegirte Wesen ansehen. Und wenn die Freyheit in Gefahr ist, dann muß das Gesetz gegen die Auswanderer vollzogen werden. Alle Glieder des Staates müssen zurückkommen, oder sie werden des Schutzes verlustig. Zufolge dieses Grundsatzes, würde es mir sehr leicht wer-

den, zu beweisen, daß die ausgewanderten Prinzen des Rechts der Thronfolge beraubt werden müssen. In ruhigen Zeiten könnten diese Prinzen nach Willkühr reisen, denn niemand von der königlichen Familie ist gehalten in dem Reiche zu bleiben, als der König: und auch der König nur darum, weil er ein öffentlicher Beamter ist."

Herr Barrere de Vieuzac hielt die von Herrn Pethion vorgetragenen Grundsätze für unumstößlich, und stimmte denselben bey. Jedoch hielt er dafür: der König, die Königin, der wahrscheinliche Thronerbe, und alle Glieder des regierenden Stammes, welche ein Recht auf die Thronfolge hätten, müßten gehalten seyn, in dem Reiche sich aufzuhalten.

(Zufolge dieser ungereimten und abgeschmackten Grundsätze, durften also die französischen Könige und die französischen Prinzen, niemals ausser Landes reisen, um sich zu unterrichten; sie durften nicht, gleich den übrigen europäischen Fürsten, fremde Länder sehen, und die Regierungskunst praktisch lernen; ja, sie durften nicht einmal, ausser den Gränzen des Reiches, eine französische Armee kommandiren!)

Herr de la Gallisonniere. Zwey Oberhäupter der ausübenden Gewalt giebt es in Europa, deren Würde mit dem Verluste ihrer Freyheit verbunden ist: den Doge zu Genua, und den Doge zu Venedig. Der erste ist ein Gefangener, und er darf, ohne Erlaubniß des Senats, niemals die Stadt verlassen. So lange er lebt, dauert auch seine Gefangenschaft.

Der zweyte ist ein Gefangener in dem Pallaste der Nation, aber nur zwey Jahre lang, nemlich so lange sein Amt dauert. Dann spricht man zu ihm: „Ew. Durchlaucht Ihre Zeit ist vorbey; Ew. Exzellenz, Sie können sich begeben, wohin Sie wollen." Welchem von diesen Dogen würde nun unser König ähnlich seyn, wenn der Vorschlag angenommen werden sollte? Allen beyden. Er würde so enge eingeschlossen seyn als der Eine; und seine Gefangenschaft würde so lange dauern als die Gefangenschaft des Andern.

Herr de Cazales. Wir wollen die Debatten, über eine so wichtige Frage, um vierzehn Tage weiter hinaus, verschieben. Wir haben noch nicht Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Solche Vorschläge haben zum Zwecke, den König des Rechts zu berauben, seine Armeen in Person anzuführen, und ausser Landes zu reisen. Der Artikel, welcher von dem Verluste des Rechts zum Throne spricht, verletzt eine feyerlich beschlossene, und als heilig anerkannte Unverletzlichkeit. Könnte der König des Thrones verlustig werden; so müßte er auch können gerichtet werden; er wäre folglich abhängig und verletzlich; das gesetzgebende Korps würde sich der obersten Gewalt bemächtigen, und die Nation würde ihre Freyheit verlieren. Denn bloß allein um des Vortheils und um der Freyheit des Volkes willen, muß der König unverletzlich und frey seyn. Der Artikel, welcher den Prinzen das Recht der Thronfolge raubt, wenn sie ohne Erlaubniß reisen, greift das Gesetz der Erblichkeit des Thrones an. Denn der Thron ist erblich,

vermöge eines positiven Gesetzes; und diese Erblichkeit ist nicht ein Vorzug einer besondern Familie, sondern ein Vorrecht des Volkes, welches, durch eine im Voraus bestimmte Thronfolge, von einem öfters wiederholten Blutbade befreyt bleibt. Würde es nun nicht ungereimt seyn, das Volk bestrafen zu wollen, dasselbe der unzählbaren Vortheile dieses Gesetzes berauben zu wollen, weil ein junger Prinz ausser Landes gereiset wäre? Laßt uns daher die Entscheidung dieser Frage aufschieben, und vorher noch eine Zeitlang über dieselbe nachdenken.

Herr Barnave sprach lange von der Gegenseitigkeit des Vertrages zwischen der Nation und den öffentlichen Beamten; von der Gefahr, die dem Vaterlande in einem kritischen Zeitpunkte drohe; von der gegründeten Furcht, daß die Nachrücker in der Thronfolge sich aus dem Reiche entfernen; dadurch die Konstitution vermindern; in fremden Ländern feindselige Grundsätze gegen eine Konstitution einsaugen, welche ganz Europa bewundere; oder wohl gar Plane gegen dieselbe schmieden möchten. Er stimmte daher dem Vorschlage bey, daß die ersten Glieder der königlichen Familie das Reich nicht sollte verlassen dürfen.

Abbe Maury. Ich verlange, daß die Entscheidung dieser wichtigen Frage noch länger aufgeschoben werde. Der vierte Artikel gewährt Euch (verzeiht mir diesen Ausdruck) eine bewundernswürdige Leichtigkeit, fünf bis sechs Könige jährlich abzusetzen. Man braucht nur den König durch schreckliche Drohungen in Furcht zu setzen, ihm alsdann einen Ausweg offen lassen,

und wenn er eine halbe Stunde Weges fortgereist ist, ihn konstitutionsmäßig abzusetzen. Die Freyheit des Volkes erfordert, eben so nothwendig, die Unabhängigkeit des Königs, als die Unabhängigkeit der gesetzgebenden Versammlung. Ihr habt beschlossen, daß Ihr nicht, umgeben von Bajonetten, Eure Berathschlagungen fortsetzen könnet. Eben so wenig könntet Ihr eingeschlossen in einer Festung, und in derselben gefangen sitzend, Eure Berathschlagungen fortsetzen. Und dennoch wolltet Ihr verlangen, daß der König verbunden seyn solle, in dem Gefolge des gesetzgebenden Körpers zu reisen, oder daß er seinen Thron verliere! Da bleibt keine Freyheit mehr für den König, keine Freyheit mehr für das Volk, keine Monarchie mehr übrig. Ich halte Euch für gerecht, und darum unterwerfe ich Eurer Ueberlegung diese Gedanken. Ihr werdet doch nicht dieses Reich solchen Vorfällen Preis geben wollen, von denen zu hoffen steht, daß sie der Himmel von uns entfernen werde. Ich verlange daher, daß der Vorschlag dem Konstitutionsausschusse zurückgegeben, und daß derselbe abgeändert, verbessert . . . .

„Und in das Feuer geworfen werde!" rief der Herr de Montlausier.

Herr Despremenil. Was für ein Recht hat Euer Ausschuß, den König einen öffentlichen Beamten zu nennen? um so viel mehr, da uns allen bekannt ist, wie wenig Ehrfurcht man jetzt für diesen Titel hat! Was für ein Recht hat derselbe, den wahrscheinlichen Thronerben, einen Nachrücker in der

Thronfolge zu nennen? Was für ein Recht hat der Ausschuß, sich Ausdrücke zu erlauben, welche so durchaus gegen alle Ideen, gegen alle Gebräuche, gegen alle Grundsätze streiten, die, schon seit vielen Jahrhunderten, in Frankreich herrschend gewesen sind? Was soll ich von der unglaublichen Frechheit sagen, den König einer Strafe unterwerfen zu wollen? Und welch eine Strafe? Dem Verluste des Thrones! . . . Für welches Verbrechen? Dafür, daß er sich von dem gesetzgebenden Körper entfernt hat! . . Hier rufe ich alle Frankreicher auf; ich rufe alle wahren Diener des Königs auf: ich rufe sie auf, die Frage zu beantworten, welche ich ihnen vorlegen will; ich erkläre ihnen, daß sie, wenn sie nicht ihrem ersten Eide ungetreu werden wollen; einem Eide, welchen kein nachfolgender Eid hat abändern oder schwächen können . . . . .

(Ein heftiges und anhaltendes Geschrey entsteht auf der linken Seite des Präsidenten.)

Der Präsident. Sie können doch nicht den Eid vergessen, welchen Sie Selbst geschworen haben: daß Sie der Nation, dem Gesetze und dem Könige, getreu seyn wollen.

(Beyfallklatschen auf der linken Seite.)

„Hoch lebe der König!“ rief Herr de Montlausier: und die ganze rechte Seite der Versammlung stand auf, und rief mit ihm: „Hoch lebe der König!“

Herr de Cazales. Was! stellt sich etwa der Präsident der Nationalversammlung vor, daß der Eid,

welchen wir in dieser Versammlung geleistet haben, der Treu entgegen seyn, welche wir dem Könige geschworen haben? O! es wäre eher die Zunge in unserm Munde vertrocknet, ehe wir diesen Eid hätten aussprechen wollen, wenn wir damals hätten vermuthen können, daß Ihr, in einer solchen Absicht, denselben von uns fordertet; und daß wir nunmehr allen Angriffen, welche Ihr auf die Monarchie zu thun für gut finden möchtet, ruhig und gelassen zuzusehen uns genöthigt finden würden . . . .

Hoch lebe der König! rief die rechte Seite mit einer Stimme. „Die Monarchie, deren Erhaltung wir schwören, ist der Eckstein unserer Konstitution!“

Mirabeau. Es würde eine Beleidigung der Nationalversammlung, es würde ein Verbrechen seyn, den Bürgereid abzuändern, oder irgend einen seiner Theile von demselben trennen zu wollen. Die Nation, das Gesetz, der König. Unser Eid der Treue gegen den König ist in der Konstitution. Nach dieser förmlichen Erklärung, setze ich hinzu: daß ich fest entschlossen bin, alle Unruhestifter, von welcher Parthie sie auch seyn, in welchem Theile des Reiches sie sich auch aufhalten mögen, zu bekämpfen, sobald sie die Grundsätze der Monarchie anzugreifen sich unterfangen sollten. Nach dieser Erklärung, welche alle Klassen, alle Zeiten, alle Orte, alle Systeme, alle Personen, und alle Sekten in sich begreift, verlange ich, daß die Entscheidung der Frage aufgeschoben werde.

Die Versammlung nahm diesen Vorschlag an. Sie beschloß, die Entscheidung aufzuschieben, und noch vorher die Gesetze zu bestimmen, welche die Auswanderungen und die Regentschaft betreffen.

Am 28. Februar wurde die Berathschlagung über die, gegen die Auswanderer zu gebenden Gesetze, angefangen.

Herr le Chapelier sagte: Der Konstitutionsausschuß habe zwar den Vorschlag zu einem Gesetze gegen die Auswanderungen aufgesetzt, weil die Versammlung einen solchen Vorschlag von demselben fordere: aber dieses Gesetz streite gegen die Grundsätze der Versammlung, es streite gegen die Konstitution, und es setze eine völlige Diktatur fest. Er frage also vorerst an: ob die Versammlung noch darauf bestehe, ein solches Gesetz geben zu wollen?

Herr de Castellane. Nein! wir wollen kein solches Gesetz. Stellt Ruhe und Sicherheit in dem Reiche her: dann wird Niemand auswandern.

Herr Merlin. Wir wollen ein solches Gesetz. Es streitet nicht gegen die Grundsätze: denn J. J. Rousseau hat gesagt: „in unruhigen Zeiten dürfe das Auswandern verboten werden."

Mirabeau. Herr Präsident, ich bitte um Erlaubniß andenthalb Seiten aus einem Briefe vorzulesen, welchen ich, vor acht Jahren, dem allerunumschränktesten Regenten in Europa geschrieben habe.

Ich schrieb, an Friedrich Wilhelm, den König von Preussen, an dem Tage Seiner Thronbesteigung, wie folgt:

„Man muß glücklich seyn, in Ihren Staaten, Sire. Geben Sie einem Jeden, welcher nicht, auf eine gesetzmäßige Weise, durch besondere Verbindlichkeiten zurückgehalten wird, die Freyheit ausser Landes zu gehen. Geben Sie diese Freyheit durch ein förmliches Edikt. Auch dieses ist eines von jenen Gesetzen der unverletzlichen Billigkeit, welches die Lage der Dinge fordert; welches Ihnen grossen Ruhm bringen, und welches Ihnen nicht die mindeste Aufopferung kosten wird. Denn Ihr Volk könnte nicht anderwärts eine Lage finden, die da besser wäre, als diejenige Lage, welche es nur von Ihnen abhängt demselben zu geben. Und könnte es anderwärts besser sich befinden, so würde Ihr Verbot dasselbe nicht zurückzuhalten vermögend seyn. Ueberlassen Sie solche Gesetze jenen Mächten, welche ihre Staaten in Gefängnisse verwandeln wollen: gleichsam, als wenn sie nicht dadurch den Aufenthalt in denselben unerträglich machten. Die allertyrannischten Gesetze über die Auswanderungen, haben niemals eine andere Wirkung hervorgebracht, als daß sie das Volk angetrieben haben, gegen den Willen der Natur auszuwandern; gegen den mächtigen Hang, welcher einen Jeden an sein Land fesselt. Den Lappländer zieht der kalte Himmelsstrich an, unter welchem er geboren ist. Wie sollte dann der Einwohner solcher Länder, welche eine mildere Sonne bescheint, auf den Gedanken kommen, dieselben verlassen zu wollen, wenn nicht eine tyranni-

sche Verwaltung des Staates ihm die Wohlthaten der Natur entweder unnüze oder widerlich machte? Ein Gesetz der gänzlichen Freygebung, weit entfernt die Menschen auseinander zu treiben, würde vielmehr dieselben, in ihrem, nunmehr guten Vaterlande, zurückhalten, und sie würden dasselbe den fruchtbarsten Ländern vorziehen. Denn der Mensch, welcher von der Vorsehung Alles verträgt, verträgt nichts ungerechtes von Seines Gleichen: und wenn er sich unterwirft, so geschieht es mit einem empörten Herzen. Der Mensch schlägt keine Wurzeln in die Erde; folglich gehört er nicht zu dem Erdreiche. Der Mensch ist kein Feld, keine Wiese, kein Vieh; folglich kann er niemals ein Eigenthum seyn. Der Mensch hat in sich selbst das Gefühl dieser einfachen Wahrheiten: darum läßt er sich nicht überreden, daß seine Obern das Recht haben sollten, ihn an den Erdklumpen zu fesseln. Vergebens würden alle Mächte sich vereinigen, um eine so schändliche Lehre ihm einzuprägen. Die Zeiten sind vorbey, in welchen die Herren der Erde im Namen Gottes sprechen konnten, gesetzt auch, daß es wirklich einmal solche Zeiten gegeben hätte. Die Sprache der Gerechtigkeit und der Vernunft ist die einzige Sprache, welche heut zu Tage einen bleibenden Eindruck machen kann; und die Fürsten können nicht oft genug daran denken, daß das engländische Amerika allen Regierungen gebietet, gerecht und weise zu seyn; wenn sie sich nicht vorgenommen haben, in kurzer Zeit über eine Einöde zu herrschen, oder eine Revolution zu erleben."

„Demzufolge schlage ich vor: die Nationalversammlung solle erklären, daß sie gegen die Auswande-

rungen kein Gesetz weder geben wolle, noch, in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Konstitution, geben konne.

(Heftiger Lärm, Geschrey und Drohungen, auf der linken Seite.)

„Die Popularität, um welche ich mir so grosse Mühe gegeben habe, und deren ich die Ehre gehabt habe....

(Heftiger Lärm und grosses Geschrey auf der linken Seite. Beyfallklatschen auf der rechten Seite und auf den Gallerien.)

„Die Popularität, deren ich die Ehre gehabt habe, so gut als ein Anderer zu geniessen, ist nicht ein schwaches Schilfrohr. Ich will sie in die Erde pflanzen, und sie soll tiefe Wurzeln schlagen, zwischen Vernunft und Freyheit. Gebt Ihr ein Gesetz gegen die Auswanderungen, so schwöre ich, daß ich demselben niemals geborchen werde."

(Der Lärm nimmt auf der linken Seite ausserordentlich zu.)

Mirabeau gerieth in einen heftigen Streit, mit den Gliedern seiner eigenen Parthie; man sagte sich harte und bittere Persönlichkeiten; Mirabeau's Vorschlag wurde verworfen; und, zufolge eines Vorschlages des Herrn Vernier, beschloß die Versammlung: daß sie sich künftig über ein, gegen die Auswanderungen zu gebendes Gesetz, berathschlagen wolle.

Mirabeau hatte seit langer Zeit den Jakobinerklub nicht mehr besucht und sich von dieser Parthie ganz zurück gezogen. Zu Anfange des Jahrs 1791, als er die Absicht hatte, endlich einmal Präsident der Nationalversammlung zu werden, da gieng er eine Zeitlang beynahe täglich hin, um den Sitzungen dieses Klubs beyzuwohnen, und er nahm an ihren Berathschlagungen den thätigsten Antheil. Während er Präsident war, zeigte er sich als einen der heftigsten Jakobiner. Als er das erstemal, während seiner Präsidentschaft zu dem Könige gieng, um demselben die Beschlüsse der Versammlung zur Genehmigung zu überreichen, da traf er im Vorzimmer den Kammerdiener des Monarchen an, und befahl demselben, ihn bey dem Könige zu melden. Der Kammerdiener kam zurück, und bat: einige Augenblicke zu warten, weil der König eben beschäftigt wäre. Darauf sagte Mirabeau: „Ich befehle Ihnen, sogleich dem Könige zu sagen, der Präsident der Stellvertreter der französischen Nation sey hier, und verlange ihn zu sprechen."

Nachher verließ Mirabeau die Jakobiner abermals, weil er derselben nun nicht länger nöthig zu haben glaubte, und weil er sie verachtete. Er wurde sogar eine Zeitlang einer ihrer heftigsten Gegner, und er wandte Alles an, um dieselben ihres Ansehens gänzlich zu berauben. Dadurch, daß er sich dem Gesetze gegen die Auswanderungen so heftig widersetzte, hatte er den ganzen Jakobinerklub, welcher dieses Gesetz wünschte, gegen sich aufgebracht. Um sich indessen diese Schwärmer nicht zu gefährlichen Feinden zu

machen, gieng er, noch an demselben Abend, am 28. Februar, in ihre Versammlung. Diese Sitzung war äusserst merkwürdig. Es sey erlaubt, von derselben eine etwas ausführliche Schilderung, nach dem Berichte eines Augenzeugen (Desmoulins) zu geben. Diese Schilderung mag zugleich dienen, um dem Leser einen anschaulichen Begriff von dem berüchtigten Jakobinerklub zu verschaffen.

Gegen halb acht Uhr des Abends trat Mirabeau in den Saal. Seit langer Zeit war die Versammlung nicht so zahlreich gewesen. Er grüßte auf beyden Seiten: aber er erhielt keine Gegengrüsse; sondern Einer flüsterte dem Andern zu: wie darf sich dieser unterstehen, sich zwischen uns zu setzen?

Herr Duport, ein Mitglied der Nationalversammlung und einer der Mitverschwornen, stieg auf den Rednerstuhl. Er klagte den Herrn La Fayette an, daß dieser, seit einigen Tagen, mit seiner Bürgermiliz, beständig hin und her ziehe, und die ganze Stadt in Bewegung setze, um Feinde aufzusuchen, von denen Niemand sagen könnte, weder Wer sie wären, noch wo sie sich aufhielten. Er behauptete: La Fayettes Ehrgeitz triebe ihn an, so zu handeln, um allmählig eine militärische Regierungsform einzuführen. „Aber," fuhr er fort, „La Fayette ist nicht allein unser Feind: die Männer welche der Freyheit am gefährlichsten sind, befinden sich nicht weit von Euch . . . .

(Grosser Lärm und allgemeines Beyfallklatschen. Aller Augen sind gegen Mirabeau gekehrt. Einige

stehen von ihren Plätzen auf, und klatschen mit den Händen unter Mirabeau's Nase.)

Ja, mit Schmerzen muß ich es sagen, aber leider! ist es nur allzuwahr, unsere gefährlichsten Feinde befinden sich hier. Und wer sind sie? Männer, auf welche wir unsere grösten Hoffnungen gestützt hatten; Männer, welche Ihr selbst, zu der Höhe auf welcher sie stehen, erhoben habt; welche Ihr selbst so hoch gehoben habt, damit sie, wie es scheint, mit desto grösserer Kraft Euch bekämpfen könnten; Männer, denen Ihr selbst, durch Eure Stimmen und durch Eure Wohlthaten, gegen Euch die Waffen in die Hand gegeben habt." Nun beschrieb Duport was, am Vormittage, in der Nationalversammlung vorgefallen war. Dann rief er aus: „Jetzt frage ich; ich frage Euch alle: giebt es wohl einen drückendern Despotismus, giebt es einen unerträglichern Stolz, als den Stolz eines Mitgliedes der Nationalversammlung, welches heute Vormittag es gewagt hat, den Stellvertretern der Nation zu sagen: Der Vorschlag des Ausschusses ist abscheulich: denn ich, ich habe das, schon vor sechs Jahren, schriftlich bewiesen." Können Sie es Sich wohl vorstellen, meine Herren, können Sie Sich wohl den höchsten Grad der Unverschämtheit eines Mitgliedes der Nationalversammlung vorstellen, welches sich untersteht, seinen zwölf hundert Kollegen, auf einmal den Mund stopfen zu wollen, indem er sagt: meine Herren, das habe ich schon vor sechs Jahren entschieden. Die Schüler des Pythagoras pflegten zu sprechen: „der Meister hat es gesagt." Aber diesem Mitgliede der Versammlung

war es vorbehalten, in voller Versammlung zu sprechen: „ich, ich habe es gesagt, und folglich darf Niemand das Gegentheil behaupten.“ In der That, nicht ohne Erstaunen konnte man, in der Versammlung, den Despotismus Derjenigen sehen, die da, vier Stunden lang, nicht zugeben wollten, daß man der Meynung J. J. Rousseaus sey und nicht der Meynung Mirabeaus. Es war traurig zu sehen, was sich in der Nationalversammlung, in allen Theilen des Saales, für eine grosse Menge von Mitgliedern gegen die Jakobiner verbündet hatte; und der Anführer dieser Verbündeten war Mirabeau. Es geht mir äusserst nahe, daß ich mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehe, einen Mann anklagen zu müssen, dessen grosse Talente niemand mehr bewundert als ich: aber die Nation verlangt, von ihren Stellvertretern, nicht sowohl grosse Geisteskräfte, als strenge Rechtschaffenheit und gänzliche Anhänglichkeit an das Wohl des Volkes. Es geht mir äusserst nahe, daß ich mich genöthigt sehe, zufolge des Eides welchen alle Jakobiner geschworen haben, unter den Feinden der Freyheit auch diesen Mann anklagen zu müssen. Ich verkenne keinesweges die grossen Dienste, welche Mirabeau geleistet hat. Aber gebührt es ihm, deswegen, weil er grosse Dienste geleistet hat, sich in der Versammlung zu betragen wie Homers Jupiter; die beyden Tonnen des Guten und des Bösen bey sich zu tragen; und aus denselben, nach Willkühr, dem Volke zufliessen zu lassen? Mirabeau! Mirabeau! Söhnen Sie Sich aus! Söhnen Sie Sich aus! Nicht mit mir, sondern mit dem Vaterlande söhnen Sie Sich aus! Wird Mirabeau ein recht-

schaffener

schaffener Mann, so bin ich der erste, der zu ihm hin läuft, um ihn zu umarmen. Und sollte er dann das Angesicht wegwenden; so will ich mich freuen daß er mein persönlicher Feind ist, wenn er nur durch mich ein Freund des Vaterlandes geworden ist.

(Man klatschte lauten und wiederholten Beyfall.)

Mirabeau sprang heftig auf den Rednerstuhl. Er fieng damit an, daß er, in Dasjenige, was sein Vorgänger gegen La Fayette gesagt hatte, einstimmte. Dann beklagte er sich, über den heftigen Angriff des Herrn Duport. „Worin besteht," sagte er, „mein Verbrechen? Etwa darin, daß ich eine Meynung vertheidigte, welche, beynahe vier Stunden lang, die Meynung des größten Theils der Versammlung zu seyn schien? gegen welche Herr Duport selbst nicht gesprochen hat, und gegen welche sich überhaupt keiner von denen, die die Versammlung führen, erklärt hat. So wie ich über die Auswanderungen denke, so denken die Philosophen alle mit einander. Gesetzt also ich hätte mich in meiner Meynung geirrt: so würde ich mich leicht durch den Gedanken trösten, daß ich diesen Irrthum mit so vielen grossen Männern theile."

(Er stieg von dem Rednerstuhle herab, und setzte sich auf einen Stuhl unter demselben. Das tiefste Stillschweigen herrschte in der Versammlung. Nicht ein einziges Beyfallszeichen war zu hören. Niemand klatschte.)

Alexander Lameth stieg auf den Rednerstuhl. Mirabeau saß gerade unter ihm. Er sprach: „Meine

Herren. Nicht um der Mitglieder der Nationalversammlung willen, welche sich unter uns befinden, bitte ich um das Wort. Was ich zu sagen habe, das ist jenen schon bekannt: und ich spreche nur für diejenigen Glieder dieser Versammlung, welche heute in der Sitzung der Nationalversammlung, nicht gegenwärtig gewesen sind. Glückliche Sitzung! Sie hat ein grosses Geheimniß entdeckt. Sie hat uns eine Treulosigkeit entdeckt, die wir kaum hätten vermuthen dürfen. Sie hat alle guten Bürger des Staates vereinigt. Ja, Herr Mirabeau, unser sind nicht etwa drey und dreyßig, wie Sie heute Vormittag sagten: „ich kenne die drey und dreyßig." Nein, unser sind hundert und funfzig, welche Niemand trennen wird; und noch einmal ist das Vaterland gerettet. Ich habe gar nicht nöthig, mit grosser Mühe Worte und Redensarten zu suchen, die nicht aus meinem Herzen kommen: Ich brauche nur Thatsachen zu erzählen, welche Jedermann vor Augen liegen. Ich sage, daß die Anhänger des Despotismus sich mit Recht vor den Fortschritten unserer Gesellschaft, und vor dem Einflusse fürchten, welchen dieselbe, durch die heilige Liebe der Menschheit, der Freyheit und der Gleichheit, über alle Völker erhält. Die Anhänger des Despotismus, sowohl als alle Diejenigen, welche bloß allein eine solche Freyheit wollen, die sich mit ihrem Luxus und mit ihrem Ehrgeize verträgt, haben unsern Untergang geschworen. Sie finden, daß die Konstitution schon genung für sie gethan habe. Die Konstitution hat sie neben die ausübende Gewalt gesetzt; wenn nun diese gut sitzt, so befinden auch sie sich nicht ganz

übel. Sie wollen herrschen; und das Bündel von Lichtstralen, welches sich aus unserer Gesellschaft immer weiter verbreitet, und welches in dem Reiche Freyheit und öffentliches Wohl immer mehr befestigt; dieses Licht auszulöschen, befürchten sie nicht mehr im Stande zu seyn. Unser sind hundert und funfzig jakobinische Mitglieder der Nationalversammlung. Durch diese hat unsere Gesellschaft einen grossen Einfluß auf die Nationalversammlung. Darum sucht man ihnen alles Ansehen zu rauben, indem man sie Unruhestifter und Partheymacher nennt. Aller der Lärm, der jetzt zu Paris herrscht; aller der Aufruhr, den wir täglich sehen; alles das Hin- und Hermarschiren des Generals La Fayette, ist gegen uns gerichtet. Die Anführer der verschiedenen Parthieen haben unter sich beschlossen, die Jakobiner zu zerstören und zu vernichten. Man nennt uns Königsmörder!.... Auch Sie, Herr Mirabeau, Sie sind ein Treuloser, Sie sind ein Verräther! Hier unter uns befinden sich hundert und funfzig Mitglieder der Nationalversammlung. Wenn nun unter diesen ein Einziger vorhanden ist, welcher nicht heute Vormittag Ihre Treulosigkeit deutlich gesehen habe, so stehe er auf, und strafe mich Lügen.... Niemand spricht!... Nun, Herr Mirabeau, wollen Sie noch behaupten: daß keiner von denen, die die Versammlung führen Ihrer Meynung entgegen gewesen sey? Führt dann etwa Jemand anders die Versammlung, als die Liebe des Vaterlandes, die Wohlfahrt des Volkes, und die grossen Grundsätze der Konstitution?... In der Nationalversammlung hat Mirabeau gesagt: „ich will die Unruhe-

stifter aller Parthieen zerstören." Uns nennt er also Unruhestifter! Aber das sind wir nicht. Die Unruhestifter sind solche Leute, welche das Volk regieren; welche in Zeit von Einer Stunde, einen grossen Aufruhr in der Hauptstadt erregen, und, in eben so kurzer Zeit, denselben auch wiederum stillen können, wenn es ihnen darauf ankommt, die Beschützer der Hauptstadt zu heißen. Die Unruhestifter sind Diejenigen, welche nicht würden aufgehängt werden, wenn eine Gegenrevolution ausbrechen sollte, weil sie mit allen Parthieen gut stehen. Ich spreche ganz offenherzig: denn ich glaube nicht, wie so viele Andere, daß es politisch sey, den Herrn Mirabeau nicht auf das Aeußerste zu treiben. Ich bin vielmehr überzeugt, daß, wenn Mirabeau nicht ein Mitglied unsers Klubs wäre, er eben so unbedeutend seyn würde, als Cazales oder Maury. Die Revolution ist nicht das Werk einzelner Männer; sie ist nicht das Werk des Herrn Mirabeau, des Herrn Barnave; ja nicht einmal das Werk der Nationalversammlung. Es giebt keinen Menschen, von dessen Daseyn die Revolution auf eine solche Weise abhängig gewesen wäre, daß man sagen könnte: ohne ihn wäre dieselbe nicht zu Stande gekommen; oder ohne ihn könnte sie nicht geendigt werden. Jetzt haben wir nicht länger die Aristokraten zu fürchten; aber wohl Diejenigen, welche, hinter der Maske des Patriotismus, die Gunst des Volks zu gewinnen gewußt haben. Nur aus unserer Gesellschaft kann Mirabeau den Hebel der öffentlichen Meynung regieren. Gehört er nicht länger zu uns, so hilft ihm alle seine Stärke zu nichts: er ist dann

eben so verächtlich als Maury und eben so unbedeutend. Gerade aus dieser Ursache mache ich mir nichts daraus, seine Eigenliebe zu beleidigen, und seinen Zorn anzufachen, der ohnmächtig ist, sobald Mirabeau unsere Gesellschaft verläßt. Doch nein! Er weiß zu gut, daß er der öffentlichen Meynung bedarf; und daß die Meynung allein ihn im Ansehen erhält. Nach mir wird er diesen Rednerstuhl besteigen. Da wird er Euch sagen: die Freyheit habe keinen grössern Freund als ihn. Er wird Euch beweisen, daß er, bey allen wichtigen Fragen, auf die Seite des Volks gestimmt habe. Er wird Euch dieses, und noch viel Anderes sagen, was eben so ungegründet ist. Aber die Reden des Herrn Mirabeau werden vergehen, und das Protokoll der Nationalversammlung wird bleiben."

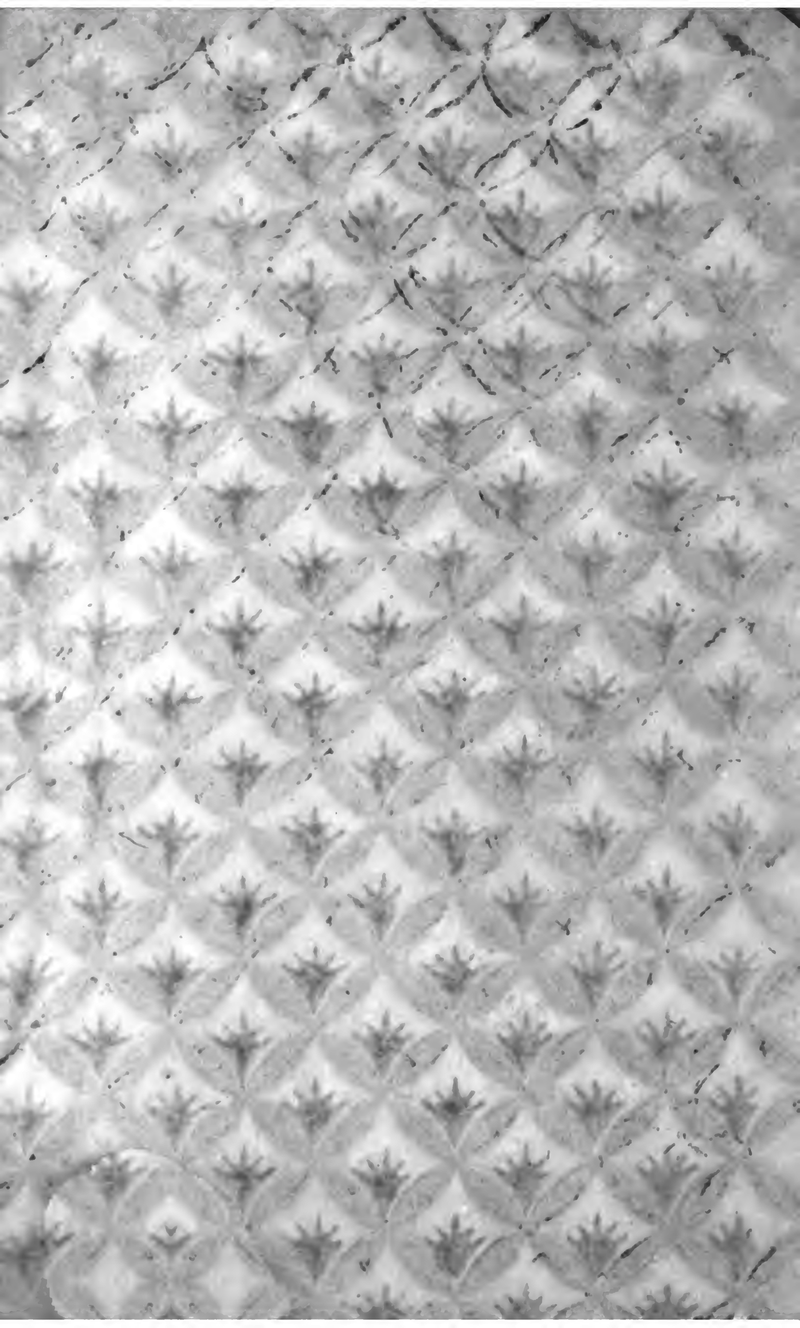
Während dieser Rede befand sich Mirabeau in einer schrecklichen Verlegenheit. Grosse Schweißtropfen standen auf seinem Angesichte. Er trat auf den Rednerstuhl, und suchte sich zu vertheidigen.

Mirabeau. Ey! wie sollte ich Derjenige seyn, der die Jakobiner als Unruhestifter darzustellen fähig wäre? Die Jakobiner, welche diese Verläumdung, durch ihre Thaten sowohl, als durch ihre Sitzungen, täglich so bündig widerlegen! Man wirft mir vor: ich hätte die Jakobiner verlassen und wäre zu dem Klub von 1789 übergegangen: und nachher hätte ich den Klub von 1789 verlassen, und wäre abermals zu den Jakobinern übergegangen! Dieser Vorwurf thut mir wehe. Es ist wahr, daß der

Despotismus einiger Mitglieder Eurer Gesellschaft, mich, so wie viele andere, aus derselben entfernt hatte. Ich schmollte mit den Jakobinern. Nachdem ich drey Wochen geschmollt hatte, da wollte ich wieder zu Euch kommen. Aber da kam der Prozeß des Chatelet in Bewegung. Und da konnte ich nicht mich unter Euch zeigen, wenn es nicht das Ansehen haben sollte, als suchte ich einen Beystand, den ich nur von dem Gesetze erwarten wollte." Hierauf sagte Mirabeau, in einer langen Rede, sehr viel Böses von dem Klub von 1789; er erhob den Jakobinerklub; lobte die patriotischen Thaten desselben; und sprach: „Bey Euch will ich bleiben, so lange bis Ihr mich aus Eurer Gesellschaft verbannen werdet."

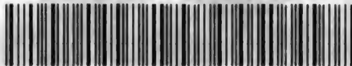
Unter lautem Beyfallklatschen der Versammlung stieg Mirabeau von dem Rednerstuhle herab, und verließ den Saal.

Ende des vierten Bandes.

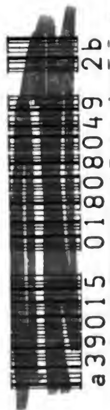







UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05966 2315


1817
ARTES
VERITAS
LIBRARY
UNIVERSITY OF
TUEBOR
CIRCUMSPICE


BUHR A
a39015 01808049 2b

